This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600029818Y

Vertraute Briefe

über die innern

Verhältnisse

am

Preußischen Hofe

seit dem Tode

Friedrichs II.

Erster Band.

Mit Anmerkungen und Zusätzen.

Amsterdam und Cölln 1807.
bei Peter Hammer.

240. g. 60.

Vorerinnerung.

Einer meiner Freunde, der an dem unglücklichen Tage Berlin verließ, wo die traurige Nachricht von der verlornen Schlacht bei Jena dort eintraf, überſandte mir dieſe intereſſanten

Briefe, welche ich ungesäumt dem Publiko übergebe, besonders, da mein Freund solche bereits von Stettin und Graudenz aus, über die neuern Ereignisse fortgesetzt hat.

Inhalt.

Erster Brief. S. 1

Reise nach Berlin 1786. — Grobheit des Postmeisters in Crossen. — Potsdam. — Friedrich II. Strenge. — Berlin. — Ueber Friedrichs II. Regierung. — Erhaltung des politischen Gleichgewichts. — Friedrichs Widerwille gegen die Preußen.

Zweiter Brief. S. 11

Friedrichs II. Tod. — Departement der auswärtigen Angelegenheiten. — Cabinetsrath. — Herzberg. — Dohm. — Friedrichs Furcht vor Rußland und Oestreich. — Geschichte der Armee. — Ursachen der Siege über die Oestreicher. — Schlacht bei Mollwitz. — Friedrichs System in der Politik. — Der Verdienstorden. — Beförderung nach dem Dienstalter. — Die Armee als Maschine betrachtet. — Ausländer in der Armee. — Warum Friedrich die Truppen haranguirte. — Kriegserfahrenheit der Preußen. — Nur Adliche erhalten Officierstellen. — Errichtung von Magazinen. — Verpflegung der Truppen im Kriege. — Bezahlung und Montirung der Truppen. — Das Lazaretwesen. — Enrolement und Aushebung der Soldaten. — Eximirte. — Das Invalidenwesen. — Unterricht der Soldatenkinder. — Neues Kriegssystem.

Dritter Brief. S. 28

Fortsetzung des vorigen. — Bewaffnung der Truppen. — Artillerie. — Infanterie. — Cavallerie. — Ihre unzweckmäßige Bekleidung. — Avancement.

Vierter Brief. S. 34

Das Finanzwesen. — Die Domainen. — Das Contributionswesen. — Die Accise. — Revenüen von den Regalien. — Justizverfassung, Regierungsmethode des Königs. — Unterstützung des

Fabrikwesens. — Denkfreyheit. — Friedrichs Spöttereyen über Religion.

Fünfter Brief. S. 49

Friedrich Wilhelm II. — Feldherren: Braunschweig, Möllendorf, Kalkreuth. — Minister: Schulenburg-Kehnert, Herzberg, Hoym.

Sechster Brief. S. 50

Aufhebung der Tobacksregie und des Zuckermonopols. — Freyheit des Getraidehandels. — Belustigungen des Königs.

Siebenter Brief. S. 52

Bischofswerders, Rietz und seiner Frau Einfluß. — Gräfin Ingenheim. — Voß. — Borstender. — Eroberung Hollands. — Rosenkreuzerey. — Wöllner.

Achter Brief. 53

Tod der Ingenheim. — Ihr Bruder, Herr von Voß, wird Minister. — Beyer. — Manstein. — Herzberg bewegt den König zu einer drohenden Stellung gegen Rußland und Oestreich. — Will Polen eine feste Constitution geben. — Ueberläßt Frankreich und Belgien sich selbst. — Unterstützt im Geheim die Patrioten in den östreichischen Niederlanden. — Josephs rasche Schritte bringen Oestreichs Regierung ihrer Vernichtung nahe. Sein Tod. — Leopold gewinnt Preußens Machthaber — beschließt Herzbergs Fall — die Reichenbacher Convention. — Verträg zu Pillnitz. — Friedrich Wilhelms Verschwendung des Schatzes. — Er erläßt den Holländern die Kriegskosten. — Kreuzzug gegen Frankreich. — Rückzug aus der Champagne. — Custines Diversion gegen Mainz. — Sieg bei Jemappe. — Manifest des Herzogs von Braunschweig. — Religionsedict und Censurreglement — die Rietzin.

Neunter Brief. S. 58

Pohlens Besitznehmung. — Huldigungseid der Pohlen. — Wehklagen der abgesetzten pohlnischen Officianten. — Einführung der in Preußen üblichen Polizey- und Finanzordnung — die deutsche Sprache wird den Pohlen aufgedrungen. — Erhöhung des Stempelwesens, der Zölle und Abgaben. — Versetzung schlechter Beamten nach Südpreußen. — Hr. von Voß kaltes und zurückstoßendes Benehmen — seine Oekonomie. — Er leidet keinen Widerspruch. — Seine Geschöpfe. — G. R. Schulz. — Hr. v. Böckingk. — Beschaffenheit der Collegien. — Die Insurrection. — Madalinsky. — Kosziusko und Dombrovsky.

— Vernichtung der Besatzung von Warschau. — Der Feldzug 1794 in Pohlen. — Schwerin sen. und jun. Favrat, Elsners, Manstein u. a. Unterfeldherren. — Kosziusko schlägt die Preußen, und rückt nach Warschau vor. — Die Preußen belagern Warschau. — Bei Gnesen bricht eine Insurrection aus — die kleinen detaschirten Corps werden geschlagen. — Aufhebung der Belagerung von Warschau. — Fersen nimmt Kosziusko gefangen. — Nur die westpreußisch-pohlnischen Regimenter zeichnen sich aus. — Unterschleife beim Feld-Kriegs-Commissariat. — Bestrafung der Insurgenten. — Graf Hoym. — Herr von Buchholz Unterminister. — Der Baseler Friede. — Ursachen der Siege der Franzosen.

Zehnter Brief. S. 71

Südpreußen hat in der Wirklichkeit gewonnen. — Steigen der Güther im Preise. — Fixirung des Eigenthums durch das Hypothekenwesen. — Verschönerung der Städte. — Das Fabrikensystem wird von dem Agrikultursystem verdrängt. — Schädliche Folgen dieser Veränderung.

Eilfter Brief. S. 74

Folgen des Ackersystems in Pohlen.

Zwölfter Brief. S. 77

Einziehung der geistlichen Güther und Starosteyen. — Schenkungen an die Günstlinge des Königs. — Kränklichkeit des Königs. — Brief der Gr. Lichtenau an den König. — Warnung, keinen Krieg mit Frankreich anzufangen. — Hoym widersetzt sich der Einziehung der geistlichen und starosteylichen Güther. — Bischofswerder setzt sie durch, um sich zu bereichern. — Fataler Streich, der ihm begegnet. — Graf Gurowsky. — Guthverschenkungen an Triebenfeld. — Reichsgraf von Lüttichau, Goldbeck, Hühnerbein.

Dreyzehnter Brief. S. 83

Tod des Königs. — Hermsstädts Experimente mit reiner Lebensluft.

Vierzehnter Brief. S. 85

Charakteristik der Gräfin Lichtenau. — Der Gen. Bischofswerder. — Der Kämmerer Rietz. — Die Gräfin Dehnhoff. — Die Gräfin Ingenheim. — Der Minister Wöllner.

Funfzehnter Brief. S. 92

Resultate der Regierung Friedrich Wilhelm II. — Der Schatz ist verschwendet, — die Armee verdorben. — Ursachen der

Verderbtheit des Adels. — Verfall der Justiz. — Allgemeine Liederlichkeit. — Struensee hält das Accis- und Manufakturſyſtem aufrecht. — Urſachen der Entzweyung Struenſee's mit Hoym.

Sechszehnter Brief. S. 99

Zweckmäßige Veränderungen beim Militair.

Siebenzehnter Brief. S. 100

Friedrich Wilhelm III. ſchlechte Erziehung. — Seine Anlagen. — Sein herrliches Gemüth. — Commandirt die Belagerung von Landau. — Seine Unerſchrockenheit. — Charakter der Königin. — Hr. von Köckeritz. — Menken — Hr. von Zaſtrow. — Gefangennehmung der Gräfin Lichtenau. — Entfernung Biſchofswerders. — Menken ordnet das Cabinet an. — Schulenburg errichtet eine Generalcontrolle der Finanzen. — Friedrich Wilhelm III. überträgt dem Cabinet die oberſte Staatsgewalt. — Oppoſition der Cabinetsräthe gegen die Miniſter. — Betrieb der Angelegenheiten des Militairs durch Hrn. v. Zaſtrow.

Achtzehnter Brief. S. 107

Friedrich Wilhelm III. bleibt ſeinem alten Charakter getreu, — vermeidet allen Prunk und Glanz, — hält ſtrenge auf Ordnung. — Der preußiſche Staat geht ſeiner Auflöſung entgegen. — Die Regierung ergreift nur halbe Maaßregeln. — Verdorbenheit der Nation, beſonders Berlins.

Neunzehnter Brief. S. 113

Friedrich Wilhelm III. Abneigung gegen den Krieg. — Er wählt das Neutralitätsſyſtem. — Das Syſtem der Erhaltung des Gleichgewichts iſt vernichtet. — Preußen muß ſich mit Frankreich verbinden. — Seine Grenzen befeſtigen, und die ſchon vorhandenen Veſtungen in Vertheidigungsſtand ſetzen.

Zwanzigſter Brief. S. 118

Menken hat reſignirt. — Rüchel will alle Exemtionen vom Soldatenſtande vernichten. — Beym wird an Menkens Stelle Kabinetsrath. — Er iſt für das franzöſiſche Syſtem.

Ein und zwanzigſter Brief. S. 120

Mobilmachung der preußiſchen Armee, weil Kaiſer Paul Preußen zum Beytritt gegen England zwingen will. — Sein Tod verhindert den Krieg. — Vortheile der acquirirten Länder in Deutſchland.

Zwey und zwanzigſter Brief. S. 121

Graf Haugwitz, Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten. — Der Cabinetsrath Lombard.

Drey und zwanzigster Brief. S. 125

Das Innere des Staats gewinnt durch den Frieden. — Struenſee eröffnet eine Anleihe zur Bezahlung der Schulden. — Anhängerthum der Miniſter und des Cabinets. — Voß und ſeine Gehülfen. — Klewitz und Borgſtede. — Hardenberg. — Er iſt engliſch geſinnt. — Schröter. — Er iſt für den Phyſiokratismus ſehr eingenommen, — hat tüchtige Gehülfen an Klevenow, Schön, Boſe und Mirus. — Hoym. — Er wird erſt nach ſeinem Tode gewürdigt werden. — Schleſien iſt die blühendſte Provinz des preußiſchen Staats. — Die Urſachen: Induſtrie und Kunſtfleiß. — Münchow und Schlaberndorf, Hoyms Vorgänger. — Letzte Unterredung Friedrichs mit Hoym. — Sein Benehmen unter Friedrich Wilhelm II. — Wird unter Friedrich Wilhelm III. denuncirt. — Erhält ſich durch den guten Eindruck, den er auf die Königin macht. — Sein Charakter. — Schulenburg. — Sein Charakter. — Unter ihm arbeiten Schlaberndorf, Weyher und Wilkens.

Vier und zwanzigſter Brief. S. 134

Beſetzung Hannovers von den Franzoſen. — Gefahr, die hierdurch Preußen bedroht. — Haugwitz Entfernung. — Hardenberg erhält ſeine Stelle. — Schlechtes Betragen preußiſcher Offizianten in Pohlen. — Händel der Grundherren und Unterthanen in Schleſien. — Populaires Benehmen des Königs.

Fünf und zwanzigſter Brief. S. 140

Rivalität des dritten Standes und des Adels. — Nöthige Modificationen des Adels.

Sechs und zwanzigſter Brief. S. 144

Gefahren, die Preußen bedrohen. — Mißwachs und Ueberſchwemmung. — Unterſtützung vieler Unglücklichen aus dem Schatze. — Reiſe des Königs nach Schleſien. — Beym's Abneigung gegen das Fabrikſyſtem — Hardenberg bewirkt Rumbolds Befreyung. — Lombard, Köckeritz und Möllendorf ſind franzöſiſch geſinnt.

Sieben und zwanzigſter Brief. S. 147

Charlottenburg, Potsdam und Sansſouci. — Eintheilung der Zeit des Königs. — Erziehung der königlichen Kinder. — Erhaltung der Hofetiquette durch Frau von Voß.

Acht und zwanzigſter Brief. S. 150

Hungersnoth in den Jahren 1804 und 1805. — Urſache, unfruchtbarer Jahre und Leerheit der Landmagazine. — Nachtheilige

Wirkungen der freyen Getraideausfuhr. — Benehmen Preußens bei dem Kriege Frankreichs mit Oestreich und Rußland. — Bemühungen des russischen Cabinets, das preußische zum Kriege zu bestimmen. — Friedrich Wilhelms Erklärung. — Napoleons Marsch durch das Anspachsche. — Unterredung Napoleons mit Mack. — Eindruck, den der Durchmarsch durch Anspach auf den König machte. — Marsch der preußischen Armee nach Franken. — Kampf zweyer Hofparteyen. — Der König schwankt zwischen beiden. — Der hohe Adel und das Ministerium sind englisch gesinnt. — Der Herzog von Braunschweig stimmt für den Krieg. — Möllendorf räth zum Frieden. — Hohenlohe, Kalkreuth, Rüchel und Blücher sind für den Krieg. — Zastrow räth zum Frieden. — Der Prinz Louis Ferdinand. — Sein Aeußeres. — Sein Charakter. — Stimmt für den Krieg. — Köckeritz. — Kleist. — Massenbach. — Pfuhl. — Die Stabsofficiere sind für den Frieden. — Die Subalternen für den Krieg. — Nicolai. — J. v. Müller. — Hirt. — Kotzebue. — Reichard. — Merkel. — Buchholz. — Bülow. — v. Held. — Ankunft des Kaisers Alexander in Berlin. — Die Potsdamsche Convention. — Aeußerung des Königs über die Schlacht bei Austerlitz. — Besorgnisse der Königin. — Haugwitz reiset zu Napoleon. — Convention mit Frankreich. — Preußen besetzt Hannover. — Nimmt es in Besitz und tritt Anspach, Cleve und Neufschatel ab. — Allgemeines Mißvergnügen.

Neun und zwanzigster Brief. S. 160

Napoleons Aeußerung über Preußen. — Witzeleyen über die Regierung. — Benehmen der Gendarmen. — Sie bringen Hardenberg ein Ständchen. — Man wirft Haugwitz die Fenster ein. — Die königliche Autorität verliert ihr ganzes Gewicht. — Weder Frankreich noch Rußland achten das preußische Cabinet. — Sarkasmen des Prinzen Louis — Stimmung der gemeinen Classe. — Vergleichung der Macht Frankreichs und Preußens. — Wegnahme der preußischen Schiffe nach der Acquisition von Hannover. — Hardenbergs Widerlegung der Angriffe französischer Journalisten in der Berliner Zeitung. — Beym's und Lombard's Mißvergnügen hierüber. — Beym's Streit mit Hardenberg. — Die englisch-russische Partey hat die Königin zu sich hinüber gezogen, und verstärkt sich täglich. — Man sucht Unfrieden in der Ehe des Königspaars hervorzubringen. — Bittschriften der Stände ganzer Provinzen, sie nicht zu vertauschen. — Cabinetsordre Friedrich Wilhelms I. auf eine ähnliche Bittschrift. — Berichte des Marquis Luchesini. — Wichtigkeit des Besitzes von Hannover für Preußen.

Dreyßigster Brief. S. 171

Baron Stein erhält Struensee's Stelle. — Sein Charakter. — Er sucht den Mangel des baaren Geldes durch Tresorscheine zu ersetzen.

Ein und dreyßigster Brief. S. 174

Ueber den Krieg mit Schweden.

Zwey und dreyßigster Brief. S. 175

Rückkehr der Königin von Pyrmont. Ordre an die Armee, sich in Bewegung zu setzen. — Bewegungsgründe zu dem Kriege mit Frankreich.

Drey und dreyßigster Brief. S. 177

Gründe zum Verlust der am 14. October verlornen Schlachten bei Jena und Auerstädt. — Verfall der preußischen Armee. — Mangel an einem Oberfeldherrn. — Der Herzog von Braunschweig. — Zweckwidrigkeit des Operationsplans. — Von der Schlacht am 14. Octob. — Das Historische der Tage vom 5. bis zum 15. Oct. — Großer Kriegsrath am 6. Oct. in Erfurt. — Rückzug des Generals Tauenzien von Auma. — Tod des Prinzen Louis. — Der Herzog von Braunschweig verliert alle Fassung. — Mißmuth des Königs. — Ursachen, weshalb die Königin zur Armee ging. — Tapferkeit des Königs. — Betrachtungen auf der Flucht von Weimar nach Magdeburg. — Ruhe des Königs nach der Schlacht. — Blücher täuscht den General Klein durch einen vorgeblichen Waffenstillstand. — Hohenlohe erhält vom König den Oberbefehl über die Ueberreste der geschlagenen Armee. — Unmöglichkeit, dem Befehle des Königs zu Folge, sie über die Oder zu führen. — Kleist in Magdeburg verweigert dem Hohenlohe'schen Corps Munition, Proviant und Fourage. — Lächerlichkeit der Klagen Hohenlohe's und Blücher's über Mangel an Lebensmitteln. — Auflösung der Armee in einzelne Corps. — Das Blücherſche geht an die Elbe. — Das Weimarſche bleibt isolirt. — Das Schimmelpfennigſche und Bilaſche wird abgeſchnitten und zerſtreut. — Der Rest wird bei Prenzlau gefangen.

Vier und dreyßigster Brief. S. 195

Hohenlohe's Charakter. — Er ist kein Verräther.

Fünf und dreyßigster Brief. S. 198

Fall der Festungen an der Oder und Spandau's. — Knobelsdorf. — Ingersleben. — Schlechte Verfassung der Festungen. — Lombard's Gefangennehmung und Befreyung. — Wessen man ihn beschuldigte. — Wie man ihn behandelte.

Sechs und dreyßigster Brief. S. 200

Ueber die Action bei Halle. — Rückzug über Dessau. — Die Studenten werden von Halle exilirt. — Vereinigung des Corps des Herzogs von Würtemberg mit Blüchers Armee. — Wird bei Lübeck gefangen genommen.

Sieben und dreyßigster Brief. S. 202

Befreyung der in Erfurt gefangenen 6000 Mann durch den Lieutenant Helwig. — Verlegenheit, in welche Möllendorf geräth. — Magdeburgs Fall. — Ob Kleist ein Verräther oder ein Feiger? — Complott der subalternen Officiere, sich der Uebergabe zu widersetzen. — Wartensleben. — Alvensleben.

Acht und dreyßigster Brief. S. 205

Oeffentliche Stimmung in Berlin vor und nach der Schlacht bei Auerstädt. — Kampf der Parteyen. — Der Schwerdtfeger Sauerbrey. — Aeußerung der Stimmung des Publikums im Theater. — Wallensteins Lager und der politische Zinngießer. — Unzelmann. — Mangel am Patriotismus. — Collecte zu Mänteln für die berlinische Garnison. — Statt 70000 Thlr. bringt man nur 6000 zusammen. — Schulenburg giebt nur 25 Thlr. — Federkrieg der berliner Journalisten. — Merkel. — Büchler. — Nachricht vom Rückzuge des General Tauenzien und vom Tode des Prinzen Louis. — Siegesnachrichten. — Nachricht von einer totalen Niederlage. — Furcht und Angst. — Entfernung der Cassen. — Flucht der Capitalisten, des Adels, der patriotischen Schriftsteller. — Flucht der Bauern nach Berlin. — Erwartung aller Gräuel des Kriegs. — Errichtung einer Municipalität. — Hatzfeld wird zum Gouverneur ernannt. — Schulenburg entfernt sich. — Maaßregeln des neuen Gouvernements. — Deputation an den Kaiser Napoleon. — Napoleons Antwort. — Vorschläge, Berlin vor einem Ueberfall zu schützen. — Auszug aus: „Was war nach der Schlacht bei Jena zur Rettung des preußischen Staats zu thun?“ von J. von Voß.

Neun und dreyßigster Brief. S. 221

Die Franzosen in Berlin. — Charakterlosigkeit der gewöhnlichen Berliner. — Hülin wird Commendant des Platzes. — Das Davoustsche Corps marschirt durch die Stadt. — Der Magistrat überreicht dem Marschall die Stadtschlüssel. — Fortdauernder Durchzug des französischen Heeres. — Ankunft des Kaisers. — Sein Aeußeres. — Sein Empfang. — Vorstellung der Geistlichen durch den Minister des theologischen Fachs; der Mitglieder des Justizdepartements durch den Justizminister. — Der Fürst von Hatzfeld wird arretirt. — Der Kaiser begnadigt ihn. — Hohenlohe capitulirt. — Die Colonne des Herzogs von Weimar ist eingeschlossen. — Der Prinz August gefangen. — Im Zeughause findet sich noch viel Geschütz, Waffen und Kriegsvorräthe. — Denunciationen der königlichen Effecten. — Ankunft des Generals Clarke. — Eintheilung der eroberten Provinzen. — Eid der Beamten. — Druck der Einquartirung. — Proclamation wegen Ablieferung der Waffen. — Zug des französischen Heeres nach Pohlen. — Errichtung preußischer Regimenter für den französischen

Dienſt. — Aufruf des Fürſten von Iſenburg. — Organiſation einer neuen Municipalität. — Errichtung der Bürgergarde. — Berechnung wegen Annahme der Treſorſcheine. — Sorge für die unentbehrlichſten Nahrungsmittel. — Wohlfeiler Preis des Getraides. — Bezahlung der Beſoldungen und Penſionen. — Wiederherſtellung des Poſtenlaufs. — Napoleon verläßt die Hauptſtadt und geht nach Cüſtrin. — Wegführung der Friedensgöttin. — Wohlfeiler Preis der Pferde und Ochſen, der Koſtbarkeiten u. ſ. w. — Flor des Wechſelgeſchäfts. — Betragen der Durchmarſchirenden. — Ueber die neuorganiſirte Bürgergarde.

Vierzigſter Brief. S. 242

Jubel der Berliner am 16. Oct., dem Geburtstage des Kronprinzen. — Siegesnachrichten. — Der Unglücksprophet. — Schwanken zwiſchen Furcht und Hoffnung. — Anmaßung einiger Officiere vom dritten Bataillon. — Schulenburgs Anſchlag wegen der verlornen Schlacht. — Troſtloſigkeit der Berliner. — Neue Siegesnachrichten. — Beſtätigung der Nachricht von der verlornen Schlacht. — Allgemein herrſchende Unordnung. — Vorſchlag, die Havel zu vertheidigen. — Ankunft von Bleſſirten und Zerſtreuten. — Streit eines Invaliden mit einem Huſaren. — Gerüchte von der Ankunft der Ruſſen. — Ankunft der Franzoſen. — Deputation an den Kaiſer Napoleon. — Sein feyerlicher Einzug. — Gute Mannszucht der Franzoſen. — Der Officier und der Schneider.

Ein und vierzigſter Brief. S. 259

Bemerkungen über die Franzoſen in Berlin. — Aeußerungen in der Provinz über Berlin. — Frankfurt. — Reiſe von Frankfurt nach Berlin. — Zweckmäßigkeit der eingeführten Polizeyordnung. — Große Parade im Luſtgarten. — Die Nationalgarden und Schützengilden. — Friedrichs Degen und Krücke. — Napoleons Unterredungen über die preußiſche Verfaſſung. — Seltenheit grober Exceſſe. — Strenge Beſtrafung der Exceſſe des franzöſiſchen Militairs. — Betragen der preußiſchen Officiere. — Muth über das Militair.

Zwey und vierzigſter Brief. S. 268

Publikandum wegen Abſtellung verſchiedener Mißbräuche bei der preußiſchen Armee. —

Drey und vierzigſter Brief. S. 273

Ueber die Vertheidigung von Glogau und deſſen Uebergabe. — Patriotismus der Schleſier. — Verfügungen zur Vertheidigung der ſchleſiſchen Veſtungen. — Mangel an Beſatzung. — Uebler Empfang der auf ihr Ehrenwort entlaſſenen zurückkehrenden Officiere.

— Klagen der gemeinen Soldaten über Verrätherey. — Pläne zur Vertheidigung Schlesiens. — Organisation eines allgemeinen Landsturms — Bildung eines Jägercorps aus den Büchsenschützen. — Aushebung von Rekruten. — Operationsplan. — Der Fürst von Pleß. — Capitulation von Glogau. — Hauptgrund, weshalb es capitulirte. — Lobenswürdiges Benehmen des Kammercollegii in Glogau. — Hrn. Bertrands Antwort. — Verzweiflung der Weber. — Die Kaufleute sind schlechte Patrioten. — Allarmirung durch einen baierschen Deserteur.

Vier und vierzigster Brief. S. 230

Künftiges Schicksal des preußischen Staats. — Worauf Preußens Macht gegründet war. — Ausartung der Armee und Vernichtung des Finanzwesens unter Friedrich Wilhelm II. — Theilung der Gewalt unter Friedrich Wilhelm III. — Friedrichs Principe waren zu modificiren, nicht aufzugeben. — Worin Friedrich es versah. — Ursache davon. — Zweckmäßigkeit der Annahme des Adoptionssystems. — Interesse Frankreichs bei der Erhaltung des preußischen Staats. — Ueber die Wiederherstellung Pohlens. — Napoleons Operationslinie. — Natürliche Hindernisse. — Zu hoffende Veränderungen in Norddeutschland und in Preußen.

Zusätze.

Erster Zusatz. S. 286

Zweyter Zusatz. S. 286

Faktum in Betreff des General Mansteins. — Tapferkeit des Regiments-Chirurgus Rosenfeld.

Dritter Zusatz. S. 287

Mährchen in Betreff der siegreichen französischen Generale.

Vierter Zusatz. S. 288

Die Gräfin Lichtenau in Glogau. — Rothhardt. — Benkowitz. — Nagel. — Fink. — Fantano. — Trojer.

Zusatz ad voc. Requisitionen. S. 288

Frankreich und Preußen haben ein gleiches Interesse gegen England. — Englands Repressalien. — Verlust der deutschen Handelsplätze. — Contributionen. — Gänzliche Niederlage des Handels und der Industrie. — Mittel die Bedürfnisse der Truppen zu befriedigen, ohne das Wohl des Landes völlig zu Grunde zu richten.

Zusatz zu S. 212. S. 293

Ueber den Charakter der Berliner. S. 293

Noten und Anmerkungen des Setzers.

A. S. I

Catharina der Theilung Pohlens ohne gehörige Beweise beschuldigt. — Das Project der ersten Theilung rührt von Friedrich her. — Warum Catharine einwilligte. — Potemkins Absichten auf die Krone Pohlens. — Warum Friedrich Danzig nicht erhielt. — Die letzten beyden Theilungen Pohlens sind durch die stolze Politik des preußischen Cabinets herbei geführt. — Pitts Feindschaft gegen Rußland. — Graf Strackelberg. — Igelström.

B. S. II

Veranlassung der Cur des Königs mit Lebensluft. — Bischofswerder. — Baumann. — Clemens. — Bismarr, Rödiger, Alchymisten.

C. S. IV

Ursachen der Verständigung Frankreichs und Rußlands. — Sengejef. — Krüdener. — Anerbietungen Frankreichs. — Pauls Freundschaft wird gewonnen. — Die Engländer verweigern ihm Malta. — Er erklärt ihnen den Krieg und legt Beschlag auf alles englische Eigenthum.

D. S. V

Ueber Rußlands Staatsinteresse in Betreff des Handels mit England.

E. S. VII

Ueber den Tod Pauls I. — Sein Charakter. — Seine Tugenden und Fehler. — Graf Buxhövden. — Fräulein Nelidof. — Fräulein Lopuchin. — Graf von der Pahlen. — Ueber Pauls Mörder.

F. S. XII

Den Engländern ist Pauls Tod nicht zuzuschreiben.

G. S. XII

Ueber die bewaffnete Neutralität.

H. S. XII

Ob Preußens Macht mit der Rußlands zu vergleichen?

I. S. XIII

Ueber den Gebrauch fremder Ausdrücke.

K. S. XIII

Ueber die Folgen der Aufhebung der Verbindung Englands mit Deutschland.

Nachschrift des Verfassers. S. XV

Nachschrift des Herausgebers. S. XVI

Erster

Erſter Brief.

Berlin, im Jahr 1786.

Der Geiſt regiert die Welt und nicht der Leib, ſagte mir mein Vater, wie er mich hierher ſchickte, und zur Poſt begleitete. Du gehſt an einen Ort, den man jetzt den erſten in der Welt nennen kann, da hier ſeit 46 Jahren der gröſte Kopf, der je einen Thron beſaß, Alles nach ſeinem einzigen groſſen und feſten Willen geſchaffen, gelenkt und vollbracht hat. Sein Geiſt belebte hier den Miniſter wie den Straßenjungen, den Feldmarſchall und den Tambour, den Gelehrten und Laien; durch alle fuhr er wie ein elektriſcher Funken; jede Form, jede Handlung, jedes Leben und Weben war in ihm und durch ihn vorhanden.

Du wirſt, mein Sohn, jetzt noch alles ſo finden, wie ich Dir geſagt habe; denn noch lebt der Erſte der Menſchen. Auch nach ſeinem Tode wird er noch fort leben — dieſer Geiſt, nach und nach wird er aber immer ſchwächer und ſchwächer wirken, und zuletzt ausgehn wie ein Licht. Das wird man nicht glauben, der äußere Schein wird eine lange Zeit das Innere und das Ausland täuſchen. — Es werden ſich ſelbſt diejenigen täuſchen, die das Staatsruder lenken.

Die Regierungsmaſchine iſt aber dann nur einem Kartenhauſe ähnlich, welches auf einem Granitblock von Knaben aufgeführt iſt, ſie klatſchen in die kleinen Hände, und freuen ſich über ihren Bau; wie ſie aber darüber jauchzen, kommt ein Störenfried, tippt mit dem Finger daran, und das ſchöne Kartenhaus fällt zuſammen.

Darüber erbost, werfen die Jungen den Herrn mit Koth; ohne die Miene zu verziehen, haut er ein Paarmal mit der Hetzpeitsche unter sie, und sie zerstieben wie Spreu vor dem Winde. Lächelnd ruft der Mann ihnen nach: Ihr dummen Jungen, euer Kartenhaus hätte der erste Windstoß doch vernichtet, ich werde diesem Granitblock eine bessere Bestimmung geben, und ihn zum Eckstein eines Pallastes gebrauchen. Wenn ihr älter werdet, dann seyd ihr erst fähig zu begreifen, daß ich Recht hatte.

Ziehe hin, mein Sohn, in Frieden, fuhr mein Vater fort, ich werde die Zeiten nicht mehr erleben, wo Friedrichs Geist auslöschen wird. Ertrage es mit Hingebung, suche dich hinweg zu setzen über dein Zeitalter, welches deine Kinder das erbärmliche nennen werden.

Laß dich nicht in den Schlamm hinabziehen, der dich umgeben wird, und hüte dich vor einer Anstellung im Dienste des Staats; denn wenn du nicht pflichtwidrig handeln und mit den Wölfen heulen willst, die dich umgeben, so wirst du zurückgesetzt und endlich fortgejagt werden. So weit mein Vater!

Ich mußte über seine Prophezeihungen lächeln, und sprach zu mir selbst: Das Alter sucht in der Ferne immer Unglück, und hält sein Zeitalter für das Beste, das macht der Egoism. Ich aber sehe das goldene Zeitalter vor mir, denn mit jedem Jahre steigt die Aufklärung; Alles eilt der Vollendung entgegen. — Ich werde allein nicht müßig zusehen, sondern ich werde mich zum Staatsmanne bilden, und Theil nehmen an der Regierung, — befehlen ist besser als gehorchen!

Ich hatte erst die Universität Halle verlassen, hier die Rechte studiert, mein Kopf war voll von Nettelblattschen Thesen. Mein Herz strömte vom reinen Feuer des Patriotism über. Ganz wollte ich mich ohne Eigennutz dem Dienste des Vaterlandes hingeben, ich

wollte mich so bemerkbar machen, daß selbst Friedrichs Späherblick mich erreichte, und in kurzem dachte ich mich an der Spitze der Geschäfte. Ich glaubte nichts gewisser, als daß jeder Staatsminister nur den besten, fleißigsten, geschicktesten Arbeiter vorziehe, und daß keiner ohne glänzende Eigenschaften auf Beförderung rechnen könnte.

Mein Vaterland war jenseits der Elbe, nur üppige Fluren hatte ich von jeher gesehen; Moräste, Sandwüsten, Kiefernhalden waren meinen Augen stets fremd geblieben. Berlin kannte ich nur aus Büchern, für mich war es der Sitz der Götter; alles was ich nur Schönes und Vortreffliches mir denken konnte, häufte meine Phantasie in Berlin zusammen.

So kam ich über die Elbe bei Hohen-Ziatz in den Sand. Der Postmeister, ein roher Mann, wie es deren so viele giebt, schlug mir die Tobackspfeife aus dem Munde, wie ich rauchend aus dem Postwagen stieg, mit der derben Lection: Ich solle die Nase ins Post-Reglement stecken, wonach das Tobacksrauchen auf der Post verboten sey. Ich sagte mir zwar: der Mann hat Recht! Unhöflich ist er aber doch, denn er hätte dir es mit Manier sagen können; vielleicht aber gehört es zum Dienst eines Post-Officianten, wie das Posthorn für den Postillion, recht grob zu seyn. Ich glaube, ich hörte einst einen Reisenden erzählen, der einem Post-Officianten sagte: Herr, seyn sie nicht so grob! daß dieser geantwortet hätte: Herr, wissen sie nicht, daß dies im Reglement steht?

In Crossen soll auch die Grobheit ein Inventarium bei dem Postamte seyn, wenigstens hörte ich vor einiger Zeit einen Reisenden sagen: Gott Lob, der grobe Postmeister in Crossen ist todt. O! sagte ein zweyter: Kommen sie nur hin, der jetzige ist noch weit gröber.

Nach Crossen mag man von Berlin, Wien oder Petersburg kommen, so erhält man stets ein Pferd

mehr, wie man mitbringt; auch kommts wohl, daß man es bloß nur bezahlt, ohne es zu bekommen. Jeder arme Teufel, der für zweydrittheilige Bezahlung auf der ordinairen Post in Crossen einpassirt, muß hier das Ganze zahlen, und führe er auch nur bis Groß-Lessen, zwey Meilen weiter.

Ich kam also nach Ziatz, und bekam beynahe Ohrfeigen, und fuhr im tiefen Sande, rechts und links kiefene Halden, über Brandenburg nach Potsdam. Hier änderte sich die Szene: Es war ein heller Frühlingsmorgen, wie ich den Berg herunter fuhr, der über Potsdam die Havel umgürtet. Die Sonne, die in voller Pracht eben aufging, warf ihre Strahlen auf das neue Palais, und stellte es meinem Auge glänzend und im Feuer schwimmend dar. Vor mir über am Terrassen-Hügel ragte aus frischem schönen Laube der Sitz des Weisen (Sanssouci) hervor, von dem mein Auge sich nicht abzuwenden vermochte. So fuhr ich in's Thor, wo ich in jedem Hause einen Pallast, in jedem Gardisten einen Helden erblickte. Im Gasthofe wurde ich aber bald abgekühlt, denn man verzweifelte an dem Leben des Einzigen, der Preußen über alle Staaten empor hob.

Von Potsdam fuhr ein Officiant, der ehemals unter der Garde gedient hatte, mit dem Postwagen. Er schimpfte auf Friedrich. Denke dir! wenn der Kerl nicht 14 Zoll gemessen, und mir durch seine Größe imponirt hätte, ich glaube, ich hätte ihn erwürgen können. Er sagte: „Gott sey Dank, daß der alte Filz bald abdrücken wird, er hat uns zuletzt noch recht cujonirt; bei der letzten Revue war er gar des Teufels. Die Krücke flog ihm nur so in der Hand, und alle Augenblick hieß er bald den einen, bald den andern Staabsofficier sich ins Teufels Namen hinter die Fronte scheren."

Warum war er aber so übel gelaunt, da er doch sonst so gütig war? fragte ich. „Den Teufel war er

gütig, Herr, da wissen Sie's nicht. Gütig ist er in seinem Leben nicht gewesen, der Teufel war stets in ihm. Da kann ich Ihnen etwas davon erzählen, junger Herr, ich habe mir schon mehr Wind um die Nase wehen lassen, wie Sie: Wie wir da im Kartoffelkriege in Böhmen standen, und der Herzog von Braunschweig den dummen Streich bei Hohen-Elbe machte, Gotts alle Wetter, wie kam der Alte angefegt. Prinz, schrie er wüthend, „wissen Sie wohl, daß Sie ein dummer „Teufel sind? Prinz oder nicht, Sie müssen Ordre pa„riren, oder das . . . . . Da stand der Held von „Hohfeld blaß wie Kalk an der Wand.“

„Es waren aber in jener kurzen Campagne schon, so kurz wie sie war, viele Unordnungen vorgegangen, besonders stahlen die Commissarien das Futter über die Gebühr. Das merkte der Alte und schrieb an den Grafen Hoym ungefähr Folgendes:“ Ihr habt mir andere rechtschaffene Commissarien zu schicken, denn die Kerls stehlen just wie die Raben; dabei könnt ihr ihnen bedeuten, wenn sie es wie ihre Vorgänger machen wollten, so würde ich sie aufhängen lassen, wie die Krammetsvögel!“

„Ich will Ihnen sagen, junger Herr: der alte Schnupftobacksfabrikant sieht die Menschen so vor Beester an, und glaubt immer von ihnen übers Ohr gehauen zu werden. Ja, wenn Sie von gütig sprechen wollen, da ist der neue Herr, der will's Gott bald daran kommen wird, der ist gütig! der nennt alles Sie, grüßt alle Menschen, achtet kein Geld, liebt das Vergnügen, und hat den Grundsatz: Man muß leben und leben lassen. Herr, bei dem wird's ein Leben geben; das Geld, was der Alte zusammengescharrt hat, wird wie in Wasserbächen aus dem Schatze strömen. Was werden die Weiber nicht für eine gute Zeit haben? und Wein, ja Herr, wie Wasser wollen wir ihn saufen, denn, wissen Sie, ich bin in der Kellerey angestellt.“

Ich gratulire Ihnen, erwiederte ich, und stieg au
denn wir waren in Zehlendorf. Nachdem floß es de
Gardisten recht vom Munde, bis wir nach Berlin h
einfuhren. Ich hörte aber nicht mehr auf ihn. I
dachte für mich ungefähr Folgendes: So ist der Men
in der Regel, er sieht weder vor noch hinter sich, n
die Gegenwart hat für ihn Reitz. Ob Friedr
Schlesien erobert, dadurch sich unter die ersten Mäch
Europens versetzt hat, und nun mit dem Schwerdt
der Hand das Gleichgewicht aufrecht erhält, wodu
wir im seligen Genuß des Friedens leben, das ist d
Säufer einerley, ihm gewähren nur die Weinfässer
der Kellerey einen Reitz, die Friedrich Wilhe
ihm aufthun wird.

Unter diesen Betrachtungen fuhr ich die Leipzi
Straße hinan, und konnte die Palläste mit mein
Augen nicht umfassen, und die Höhe der Kunst ni
erklimmen, welche hier thronte. Ich stieg im goldn
Adler ab.

Im goldnen Adler fand ich eine sehr gebildete a
in ihren Meinungen sehr verschiedene Gesellschaft. D
Gespräch war aus sehr natürlichen Gründen nur
den großen Gegenstand, auf Friedrichs nahen T
gerichtet. Für etwas anders hatte niemand eine Id
Da man in Berlin reden kann, was man will, n
der König selbst keine Pasquille auf ihn unterdrü
so sprach man auch sehr frey über die Folgen, wel
der Tod Friedrichs haben würde. Mancher ju
Officier in der Gesellschaft meinte: nun würde
Dienst nicht mehr für ihn so viel Lästiges haben, n
er würde ungenirt dem Vergnügen nachjagen könn
Die ältern äußerten aber laut, daß mit ihm auch
Heldengeist, Disciplin und Subordination nach
nach von der Armee weichen würde. Einige einhei
sche Kaufleute freuten sich über die zu erwartende
schaffung der strengen fiskalischen Maaßregeln bei

Accise. Kurz, ein jeder in der Gesellschaft war anderer Meinung, wie sein Nachbar.

Endlich nahm ein Greis das Wort, und sprach: Meine Herren, ich lebte unter Friedrich Wilhelm I. und während der Regierung des großen Königs; ich habe mich unter beyden an eine strenge Regierung gewöhnt; ich bin Zeuge der Großthaten Friedrichs gewesen, und habe bemerken können, wie sein großer Geist sich nach und nach seinen Umgebungen mittheilte. Wir alle leben jetzt hier im Genuß der Früchte, die sein Genie hervorbrachte. Freyer ist kein vernünftiger Sterblicher in einem Winkel der Erde, wie wir hier in unserm Lande es sind. Mögen unsere Abgaben drückend, der Wein theuer, der Militair- und Civildienst beschwerlich seyn, so ist unserer Entwickelungs-Freyheit doch kein Ziel gesetzt, unser Eigenthum ist sicher, so wie unsre Personen. Ich fragte nie darnach, ob der Regent ein Herz hatte, aber wohl, ob ein Geist und die aus ihm hervorgehende schaffende Kraft in ihm war. Diese nur macht den Regenten und ist für den Staat; sein Gemüth aber nur für seine Familie vorhanden. Hier dachte ich an meinen Vater, wie er sagte: „Der Geist regiert die Welt und nicht der Leib!“

Dieser Greis war nachgehends mein Führer und Freund, und sagte mir über die Regierung, welche jetzt zu Ende geht, folgendes: „Friedrich hatte drey Haupt-Principe, welche er während seiner ganzen Regierung durchzuführen bemüht war.“

In Rücksicht der Verhältnisse gegen außen hatte er der Idee vom Gleichgewicht der Staats-Gewalt in Europa Ausbildung gegeben. Man ging von dem Grundsatze aus: Daß ein zu großer Staat durch einen Regenten beherrscht, (die so oft projectirte Universal-Monarchie) den Despotism erzeuge, der nur Sklaven dulde, und keine stets folgende Entwickelung des menschlichen Geistes zulasse. Besser wären mehrere kleine

Staaten, die sich einander die Waage hielten, die ein Rechts-Princip unter sich aufstellten, wornach ein jeder in seinen vorgezeichneten Grenzen bleiben müsse.

Diese Theorie wäre recht gut gewesen, wenn nicht ein jeder Staat, so oft es sich nur thun ließ, dagegen gesündigt hätte. Es fehlte an einer Garantie, die diesem Princip die Haltung gab. Nun erschien aber unter den Regenten der größte Kopf in Europa, der ganz von diesem Grundsatze beseelt war, nachdem er sich durch Schlesiens Besitz in den Stand gesetzt hatte, niemand fürchten zu dürfen. So lange dieser große Kopf herrscht, steht nun das Princip fest, mit ihm wird es aber auch wieder fallen.

Nach dem siebenjährigen Kriege war ihm der Schlachtenruf ein Gräuel, er bewieß es 1778, wo er für Baiern sich hingab, ohne einmal Kriegskosten zu verlangen. Pohlens gänzliche Auflösung wäre 1772 schon geschehn, wenn Friedrich gewollt hätte; er war mit dem kleinsten Theil zufrieden, respektirte (wie sie vor sich ging) der Städte Danzig und Thorn Landeshoheit, und ließ sich beinahe von ihnen Hohn sprechen.

Er war es, der den Fürstenbund im deutschen Reiche errichten wollte, und der dem Kaiser Joseph antwortete, der ihm bei Neisse sagte:

Sire, je prends le Sud, prenez le Nord de l'Allemagne, alors nous sommes Maitres du monde!

Sire, dann würde ich der Zerstörer des Gleichgewichts unter den europäischen Mächten seyn, dessen Grundsätze ich stets befolgt, und andern angerathen habe.

Wie Friedrich zur Regierung kam, war sein Staat zu klein, um andere imponiren zu wollen, zu groß, um von andern auf sich einwirken zu lassen; eine solche Mittelmäßigkeit war für keinen großen Kopf erträglich. Nur durch eine Acquisition konnte dieser Zustand verbessert werden. Friedrich ergriff also die Gelegenheit, seinen Staat durch Schlesien zu vergrößern,

mit beyden Händen, welche Carls VI. Tod und alte Ansprüche auf vier Fürstenthümer in dieser Provinz darboten.

Billig kann man die Frage aufwerfen: warum Friedrich nicht Sachsen, theils mit Gewalt, theils durch Convention nahm, wenn er dem König August die Krone von Pohlen mit dem Besitz von Ostpreußen erblich verschafft hätte? Die Vortheile für Preußen, welche diese Acquisition gewährte, fallen in die Augen. Es legte einen festen Damm zwischen sich und Rußland, und indem es Pohlen eine feste Regierung gab, hinderte es jede Einwirkung, welche Rußland, dem Gleichgewichtssystem zum Trotz, sich nachher in die pohlnischen Reichsangelegenheiten erlaubte.

Sachsen für Preußen, welch vortheilhafter Tausch? Jene Provinz voll Industrie, und in Rücksicht der geistigen Entwickelung die erste Deutschlands, bevölkert und fruchtbar, bewohnt von einem biedern gutmüthigen Volke, welches seine Verfassung liebt, seinem Herrn völlig ergeben ist. Diese, ein langer Streifen, der vertheidigungslos in jedem Kriege mit Rußland Preis gegeben werden muß, voll von Sümpfen, Seen und Morästen; arm an aller Industrie und Kunst; bewohnt von Wölfen und einem Volke, welches die sarmatische Abkunft nicht verläugnen kann; kleine verschlagene Augen, stumpfe Nasen, kurze dicke Hälse, aufgeworfene Lippen, eine eingedrückte Stirn, dies sind die Abzeichen, welche dies tückische, hinterlistige Volk vom Deutschen unterscheidet.

Bekanntlich konnte Friedrich die Preußen nie leiden, besonders, seitdem sie im siebenjährigen Kriege sich gleich den Russen hingaben, und ohne Gram ihre Regierung wechseln wollten.

Diese Apathie und Gleichgültigkeit gegen den, der regiert, liegt ganz im Charakter dieses Volks. Der Herr, der ihm viel zu essen, und wenig Prügel giebt,

ist der beste; so denkt der Bauer gegen seinen Grundherrn; denn seit Jahrtausenden hat die Feudal-Aristocratie ihn hier zu einer Bestie, den Edelmann zu einem übermüthigen Schlemmer herabgewürdigt, der seitdem der Geist der Chevallerie in den stehenden bezahlten Heeren unterging, sich nur mit Essen, Trinken, Kinderzeugen und Schlafen beschäftigt. Ohne Eigenthum, also ohne Interesse für das Leben, kennt der Bauer keine andere Glückseligkeit, als wenn ein Gericht Klöße vor ihm dampft, und die Nacht ihn von viehischer Arbeit zum Schlaf abruft. Für Kunst und Cultur in jeder Art ist dies Volk nicht empfänglich. Alle Mühe, die Friedrich sich gab, hier beyde zu wecken, war vergebens; denn auch in den wenigen Städten ist der Bürger nur um ein wenig gebildeter wie der Bauer, treibt die kunstlosesten Zweige der Industrie nach alter Weise, und hat keinen Sinn für eine stets steigende Cultur.

Wohl mag Friedrichs Geist jenen kühnen Gedanken gefaßt haben. Zu schwach in jener Zeit, und abhängig von Frankreich, wagte er es nicht, nach der verbotenen Frucht zu greifen, und war zufrieden, wie man ihm Schlesiens Besitz garantirte.

Sehr viel Gutes hat übrigens das Gleichgewichtssystem für Europa erzeugt, und die goldenen Früchte desselben waren wohl, seitdem es zu einiger Ausbildung unter Friedrichs Einfluß gedieh, die sich so hoch empor geschwungene deutsche Literatur, mit allen ihren Folgen, Druck- und Preßfreyheit, Ausbildung der Künste und Handwerke, und so viele andre. Unstreitig bringen die mäßig großen Staaten durch die gegenseitige Reibung bessere Köpfe hervor, wie ein unförmlicher Koloß, der einen Despoten an der Spitze, nur Sclavensinn, Ignoranz und Stumpfheit zu Tage fördert. Gesetzt auch, daß häufiger der Krieg jene kleinern Staaten durchzieht, so ist auch dieser selbst ein Reizmittel, schlummernde Geisteskräfte zu wecken, statt

daß der ewige Frieden in einer Universalmonarchie, ewigen Schlaf und einen Stillstand verspricht, welcher den Menschen seiner Entwickelung nicht näher führt.

Wie lange dies System nach Friedrichs Tode noch fortdauern wird, das wird davon abhängen: Ob sich bald ein großer Kopf unter den Regenten an die Spitze stellen wird, den gleiche Grundsätze beleben, wie unsern König.

Wodurch der König dies System aufrecht erhält, das ist sein großer Geist, den er in die Diplomatik hineinlegt, und sein stehendes Heer, welches wieder seine Basis in dem wohlgeordneten preußischen Finanzwesen hat.

Zweyter Brief.

Berlin.

Ich schloß mein letzteres Schreiben, da mich die, für alle Preußen schreckliche Nachricht von Friedrichs Tode betäubte; und seitdem ich hier bin, finde ich meines Vaters Ahndung bestätigt. Ja, Freund, das große Wesen ist nicht mehr, welches für alle seine Unterthanen, aus so verschiedenen Völkerstämmen bestehend, eine belebende Gottheit war. Sie ist untergegangen, Preußens erwärmende Sonne, noch einige Zeit wird ihr Abglanz im Abendroth leuchten, dann aber wird auch dieses verschwinden, und wir endlich in dicker Finsterniß umhertappen, hin und her schwanken, und nicht wissen, wornach wir greifen sollen, um sichern Tritts zu gehn.

Friedrich starb, wie er gelebt hatte, groß und hehr, wie es einem Götterähnlichen gebührt. Er starb unter den Staatsgeschäften, in seinen Kleidern, den Hut auf dem Kopf, in seinem Lehnstuhl.

Das schrecklichste Gefühl durchbebt seitdem alle wackern Preußen, deren Geist einige Spannen vor sich

sieht. Ich mag ihn weder ausdrücken noch ausmalen, den niederschlagenden Gedanken über die künftige Zeit. Ich will mich hinwerfen in den Staub in Deinen Gärten, wo Du einsam wandeltest, großes Wesen, und die Erde küssen, die Dein Fuß betrat. Künftige Geschlechter werden nach Jahrtausenden Dich und Deine Thaten erst würdigen, welche Dein Zeitalter noch wenig begriff; denn Dein Geist war über Deine Generation hinaus, und ragte ins Unbegreifliche empor, der Gottheit nahend.

Verstimmt und trübe, wie vom Donner gerührt, sehe ich alle Verständigen; sie ahnden, daß ihre Herrschaft zu Ende geht; sie werden sich zurückziehen in die Einsamkeit, und in der Rückerinnerung der vergangenen Zeit nur noch frohe Stunden verleben. Heiter sehe ich alle Gesichter der Gewinnsüchtigen, der Intriguanten, der Coquetten, der Liederlichen, der Schlemmer, der H****. Ihr Reich hebt an; sie wollen den Staat zerreißen, sich in die Beute theilen; was fragen sie nach dem Vaterlande?! Sinnenkitzel, der feinste physische Genuß in der Zukunft, das ist ihre Tendenz; mag der Staat darüber zu Grunde gehn, was kümmerts ihnen?!

Ich blieb in meinem vorigen Schreiben bei der Diplomatik stehen, die Friedrich zu handhaben pflegte; jetzt will ich Dir das Nähere darüber eröffnen. Die auswärtigen Angelegenheiten besorgt das ganz für sich bestehende Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Friedrich ist selbst Chef davon, die Minister Herzberg und Finkenstein, die Räthe, (ein Dohm) sind mehr die Expedienten des Königs, als daß sie vor ihren Kopf die Sachen leiteten.

Der Cabinetsrath, der dem Könige Vortrag macht, ist lediglich sein Schreiber und weiter nichts. Herzberg, der ein Mann voll von Patriotism ist, sich ganz nach des Königs System gebildet hat, ist derjenige,

welcher den Königlichen Sentiments die Form giebt, und deſſen Rath der König auch wohl hört. Dohm iſt lediglich ein Publiciſt, der genau die deutſche Conſtitution kennt, und den Inhalt aller Reichs-Fundamental-Geſetze ſich zu eigen gemacht hat. Ein genialiſcher Kopf iſt er nicht, jedoch ſehr brauchbar als Inſtrument.

Der König fürchtete nichts mehr in den letzten Zeiten, als das Vordringen des ruſſiſchen Rieſen gegen den Süden, und die Abſichten Catharinens und des Fürſten Potemkin *), Pohlen zu unterjochen. Eben ſo ängſtlich war er bei den Reformen, die Joſeph in Oeſtreich veranlaßte, da er genau die ſchlummernden Kräfte dieſes Reichs kannte, die er ungern aufrütteln ſah. Frankreichs Nullität fürchtete er nicht, er prophezeyte nahe Auflöſung. Englands Einfluß auf den Continent zu Preußens Nachtheile war nicht denkbar, und alle übrigen Mächte waren gar nicht zu fürchten. Es war daher bei der Allianz der beyden Kaiſerhöfe ihm nicht unlieb, wie das Gewitter ſich über Griechenland zuſammen zu ziehen ſchien. Hier war die Exploſion weit von ſeinen Grenzen, und wenn ſie ihm zu tobend, zu vernichtend wurde, dann konnte er ſchnell ſich Böhmens bemächtigen. Doch, er iſt geſtorben, ehe es dahin gekommmen iſt, und es bleibt zu erwarten, was die jetzige Regierung thun wird.

* * *

Die ſtärkſte Maſchine in dem von Friedrich aufgeführten Staatsgebäude iſt die Armee.

Was war ſie in vorigen Zeiten? wie iſt ſie organiſirt? was kann ſie leiſten?

Im dreyßigjährigen Kriege beſtand die brandenburgſche Armee aus 4000 Mann. Der große Churfürſt

*) ſ. die Note A.

erschuf zuerst eine eigentliche Armee; wie er sie gegen die Schweden und Franzosen gebrauchte, das lehrt die Geschichte. Friedrich I. war zu sehr für nichtsbedeutende Dekorationen des Throns eingenommen, liebte nur Glanz und Pracht und einen üppigen Hof, und bekümmerte sich wenig um die Armee. Daher kam es denn auch, daß damals der Soldat nicht so geachtet wurde, wie der Civilist. Ja nach der damals erlassenen Rangordnung stand der oberste Kammerherr über dem Feldmarschall, und dieser mußte jenem Platz machen. Nach seinem Tode und bey dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. änderte sich dies bald. Friedrich Wilhelm war ein Soldatenfreund, er schätzte aber nur das Mittel, ohne den Zweck zu achten. Der Soldat, die Armee, besonders die Garden waren diesem sonst in vielen Eigenschaften großen Manne, wie den Kindern eine Puppe, ein Spielzeug. Man zieht es des Spaßes wegen aus und an, läßt es mechanisch sich bewegen, drehen und wenden, ohne zu wissen, warum. Die Armee galt damals nicht wegen ihrer innern Würde, sondern par l'ordre du Roi! sie imponirte nur durch die ihr anklebende Form, durch Größe, martialisches Aeußere, durch Kleidung, und die ihr beiwohnende Vorliebe des Königs. Der Staat bezahlte dies größtentheils aus Ausländern bestehende Heer, und mußte nicht, warum. Daß diese Marionetten je Provinzen erobern, oder den Staat vertheidigen sollten, das fiel Niemanden, am wenigsten dem Könige ein. Er ließ sich alles, selbst die größten Beleidigungen der Hannoveraner und Holländer, gefallen; man schlug ungerächt seine Werber todt, und wenn er auch einmal Miene zum Losschlagen machte, war es doch nie sein Ernst, und durch einen großen Kerl, den man ihm für die Garde schickte, war bald alles wieder beigelegt.

Die stehenden Heere, durch Ludwigs XIV. Kriege ansehnlich vermehrt, und durch den Successions-

und Taktikkrieg mehr ausgebildet, fochten zwar schon mit vieler Artillerie, mit Schießgewehr und Bajonetten in gedrängten Haufen, aber sie waren doch nicht in der Vollkommenheit vorhanden, wohin sie Friedrich führte. Man theilte schon damals zwar die Heere in Bataillone, und fand in ihrem combinirten Feuer ihre Stärke; aber es fehlte ihnen noch viel, bis Leopold von Anhalt-Dessau die eisernen Ladstöcke bei der preußischen Armee einführte, und die Bataillone, die sonst sechs Mann hoch standen, drey Mann hoch aufstellte. Friedrich Wilhelm bleibt über der Ruhm: die große Disciplin und Ordnung in die Armee gebracht zu haben, welche sie heute noch auszeichnet. Seitdem wurde ein preußisches Bataillon eine Feuer und Kugeln speyende wandelnde Maschine, womit man nun noch zwey leichte Kanonen vereinigte. Die Artillerie war noch nicht so ausgebildet, und zum Felddienst geschickt gemacht, wie jetzt; man kannte noch keine reitende Artillerie und ihre Wirksamkeit. Dagegen hatten die Franzosen es schon im vorigen Jahrhundert, sowohl in der Fortifications- als Belagerungskunst sehr weit gebracht, und es allen Nationen darin weit zuvor gethan. Mit Vaubans Hülfe zog Ludwig XIV. von Hüningen bis Dünkirchen eine Kette von Vestungen um Frankreichs Provinzen, die jeden Angriff unmöglich, wenigstens sehr gefährlich machten.

Die preußische Cavallerie fand Friedrich als ein sehr schlecht zusammengesetztes Caos; durchaus ungeschickt zu schnellen Evolutionen, ging ihr Angriff nur immer grade aus; ihre Rüstung im Verhältniß zu der Kraft der Pferde, war viel zu schwer; ihre Zäumung schlecht; die Reiter konnten weder reiten noch hauen; die ganze Tendenz der Cavallerie ging nur darauf hin: durch den ersten Stoß die feindliche zu werfen. An leichten Truppen, sowohl Reiterey, als Fußvolk, fehlte es den Preußen 1740 gänzlich, und da die Oestreicher daran

einen Ueberfluß hatten, so thaten sie dadurch in den ersten schlesischen Kriegen den Preußen großen Abbruch, besonders bey den Rückzügen aus Böhmen.

Wie Friedrich mit dem von Friedrich Wilhelm I. exercirten, von Leopold von Anhalt Dessau organisirten Heere 1740 die Oestreicher bei Mollwitz zum erstenmale schlug, da gewann er vorzüglich durch die Infanterie, vom Zufall geleitet, (nicht durch sein Feldherrn-Talent) die Schlacht. Europa staunte, daß ein junger Prinz, in dem man den Schöngeist, nicht aber den Feldherrn kannte, die durch so viele Kriege berühmt gewordenen Oestreicher, über denen noch der Geist Eugens schwebte, von einem erfahrnen Feldherrn (Neuperg) angeführt, besiegte, und sein Ruf erhielt dadurch eine sichere Basis. Was war es aber, was die Oestreicher besiegte? Theils der Geist des von Leopold eingeführten neuen Kriegssystems, die eisernen Ladstöcke, und der Gleichtritt der durch Disciplin gehaltenen Infanterie, theils der Zufall. Wie die schlecht zusammengesetzte Cavallerie der Preußen von dem östreichischen General Römer durch die weit geschicktere östreichische Reiterey geworfen worden war, den König in ihre rasche Flucht mit hinein zog, er alles verloren glaubte, da standen seine Bataillone wie Granitfelsen, gaben ein rasches wiederholtes Bataillon-Feuer, welches die östreichischen schlecht geschlossenen, und zu klumpigt aufgestellten Linien nicht erwiedern konnten, besonders da sie mit ihren hölzernen Ladstöcken broullirt waren, die sehr oft zerbrachen. Der Zufall mußte aber das beste thun, Schwerin benutzte ihn, und gab dadurch den Ausschlag. Die preußische Armee stellte sich bei Mollwitz in Schlachtordnung. Der rechte Flügel lehnte sich an Herrndorf, der linke an einen Bach. Da die Cavallerie, welche auf den rechten Flügel die Flanken deckte, der Infanterie nicht Spielraum ließ, so war man genöthigt, drey Bataillone der ersten Linie hier

weg

weg zu nehmen, sie auf der rechten Seite aufzustellen, und durch sie diese Flanke der beyden Linien Infanterie zu decken. Diese durch Zufall entstandene Disposition gewann die Schlacht; denn wie die feindliche Cavallerie die preußische des rechten Flügels geworfen hatte, attaquirte sie die hier stehende Infanterie; hier sah sie nun die aufgestellten drey Bataillone, welche nicht nur diesen Angriff zurück warfen, sondern mit gefälltem Bajonet diese Cavallerie attaquirten und zerstreuten.

Neuperg versuchte nun durch wiederholte Angriffe auf diesen Punkt die Schlacht zu gewinnen, aber vergebens! Fünf Stunden währte hier der Kampf, bis Schwerin plötzlich seinen noch nicht angegriffenen linken Flügel vorrücken ließ, wodurch der rechte der Feinde in der Flanke bedroht wurde, worauf Neuperg das Schlachtfeld räumte.

Friedrich sah, als großer Geist, sehr wohl das Mißverhältniß, wodurch seine Armee, die ihr erstes Probestück bei Mollwitz abgelegt hatte, beinahe alles verloren hätte, und von diesem Augenblicke an sehen wir in ihm das Feldherrn-Talent sich entwickeln. Sein genialischer Kopf schuf ein eignes System der Kriegskunst, wodurch er nachher sieben Jahre dem größten Theil von Europa widerstand, und welches er zur höchsten Vollkommenheit brachte, weshalb denn auch jetzt die preußische Armee die erste in der Welt ist. Ein großer Kopf findet bald diejenigen, welche ihm nahe kommen, und so sammelte er ein Corps von Generalen um sich her, von denen ein jeder ein Genie war. Ich darf die Namen dieser Herren nicht aufzählen, sie sind allzugut bekannt. Unter ihnen that Seidlitz und Ziethen das Mehrste für die Cavallerie. Tempelhof und Graf Wilhelm von Lippe-Bückeburg für die Artillerie. Ferdinand v. Braunschweig, Keith, Schwerin, Prinz Heinrich und so viele andere,

waren sowohl große Feldherren, als Infanteriegenerale.

Ich habe die preußische Armee geschildert, wie sie Friedrich aus den Händen seines Vaters erhielt, jetzt will ich auseinander setzen, was er daraus gemacht hat.

Friedrichs System in der Politik war, das Gleichgewicht unter den Mächten zu erhalten, sich deshalb empor zu arbeiten, und seine Staaten zu schützen, dazu diente ihm die Armee; sie war ihm nur eine künstlich zusammengesetzte Maschine. Als solche war sie ihm nur als ein Ganzes vorhanden, die Einzelnheit und deren moralische Qualität galt ihm Nichts, nur das Physische hatte für ihn hierin einen Werth. Der Feldherr, den er an die Spitze dieser Maschine stellte, um sie zu leiten, mußte ein Mann von Kopf und Energie seyn; auf ihn kam alles an. Die ihm untergebenen Officiere waren zum Theil als ein Stück jener Maschine anzusehn, zum Theil dienten sie aber auch zu ihrer Führung und Leitung als moralische und nicht bloß physische Wesen. In dieser Hinsicht mußte der König ein allgemeines Princip aufstellen, um dadurch auf ihre Moralität einzuwirken; dies that er dadurch, daß er ihnen das Ehrgefühl einprägte, welches sich allen mittheilte, und einen Esprit du Corps hervorbrachte, der in allen Kriegen von den besten Folgen war. Der Verdienstorden, den der König einführte, hing genau damit zusammen. Der Officier durfte, vermöge dieses alle belebenden Ehrgefühls, nie in der Schlacht, so wie auf Commando, seinen Posten verlassen; und im gemeinen Leben im tiefsten Frieden nie eine Beleidigung auf sich sitzen lassen, sondern er mußte sie mit Blut abwaschen. Wenn er eine Thatsache auf Ehre versicherte, so mußte dies so gut seyn wie ein Schwur, und Niemand durfte daran zweifeln. Es mußte im Sinn dieses Princips vorausgesetzt werden, daß ein Officier so brav und geschickt sey wie der andere, deshalb fielen alle Vorzüge

weg; man wurde nach dem Dienstalter befördert. Der König wußte recht gut, daß nur die Feldherren gebohren werden, er kannte jeden Officier, und wenn es zum Kriege kam, so zog er die Genies in den General-Staab, und aus diesem gab er den alten stumpfen Generalen Adjutanten. Diese machten dann die Feldherren, jene dienten nur zur Repräsentation. Zeichnete sich ein Officier ganz vorzüglich aus, wie Seidlitz, dann nur wurde eine Ausnahme gemacht, und er außer der Rangliste befördert.

Die Armee als Maschine und mechanisches Kunstwerk betrachtet, duldete es, daß sie aus Individuen bestand, die nur Körper hatten; diese Körper mußten nur gesund und stark seyn. In so fern man die Körperkraft in einem großen Mann mehr vorhanden zu seyn wähnt, wie in einem kleinen, wurde das Normalmaaß von 5 Fuß und 3 Zoll als das Minimum in der Armee angenommen. Bei diesen Individuen war die Moralität gleichgültig, wenn sie in den Dienst traten, daher nahm man selbst Diebe und Straßenräuber, Zigeuner und Vagabonden auf. Damit sie ihre Schuldigkeit thaten, führte man ausgesuchtharte Leibesstrafen, Stockschläge und Spießruthen ein, und damit sie nicht davon liefen, wurde eine Menge von Controllen eingeführt, so daß dies möglichst gehindert wurde.

Da der König eine Armee, denen der übrigen Mächte gleich, unterhalten wollte, das Land aber zu arm an Menschen war, Ackerbau und Industrie auch nicht vernachläßigt werden durften, so mußten die Finanzen und das Geld dazu dienen, die Armee vollzählig zu erhalten. Es wurden daher so viele Ausländer geworben, als man brauchte.

Da der König durchaus nichts von dem moralischen der Soldaten erwartete, sondern alles von der auf den Stock basirten coercitiven Gewalt in ihren Rücken, so war es nicht nöthig, dem gemeinen Solda-

ten eine Aussicht auf Beförderung zu gewähren, daher war das Aeußerste des Avancements für den Gemeinen der Feldwebelposten. Wir finden zwar, daß Friedrich in seinen Kriegen die Truppen harangirte, dies geschah aber mehr der Officiere, als der Gemeinen wegen, und wenn es auch wegen dieser geschah, so hatte er dazu folgende Beweggründe: Er wußte sehr wohl, daß seine Soldaten in der Regel nicht aus Patriotismus und aus Vaterlandsliebe oder Zuneigung für ihn fochten, sondern wenn sie in die Schlacht gingen, so thaten sie es, weil sie dazu gezwungen wurden; da aber der Besiegte immer übler daran ist, wie der Sieger, so fochten sie stets brav, um nicht geschlagen zu werden; sie fochten brav, da sie die Erfahrung aus so vielen Schlachten sich zu eigen gemacht hatten, wie es dem Besiegten zu gehn pflegt: Der Sieger plündert, der Besiegte wird geplündert; der Sieger mißhandelt, der Besiegte wird gemißhandelt; der Sieger lebt in Saus und Braus, der Besiegte wird wie ein Stück Vieh eingestallt, muß Hunger und Durst leiden. Es kam hinzu, daß die Preußen mit der Gefahr bekannt waren, ein großes Zutrauen auf ihre Feldherren, besonders auf den König, setzten, und wenn man daher gefunden hat, daß die Preußen in Masse sehr brav waren, so geschahe es aus jenen Gründen. Hierzu kam noch Raubgier nach der Beute.

Es lagen also die Fundamente der preußischen Kriegsmaschine in dem Point d'honneur des Officiercorps, in der Subordination, in der mechanischen Fertigkeit der Einzelnheiten, ein mechanisches lenkbares Ganze, (Armee genannt,) auszumachen, und in dem Corporalstock, der diese Fertigkeit einzwang; endlich in den genialischen Köpfen, die Friedrich als Feldherren an die Spitze zu stellen wußte.

Man hat sich so oft schon öffentlich und im Stillen darüber scandalisirt: Daß Friedrich (dieser se

verständige Mann) zu seinen Officieren nur Edelleute ansetzte, da doch unter den Bürgerlichen eben so talentvolle Köpfe wären, wie unter dem Adel.

Lag aber diese Idee nicht der Organisation des Officiercorps zum Grunde? War sie nicht innigst damit verbunden? Wie Friedrich seine Armee erschuf, da war der Geist der Chevallerie noch in dem Adel vorhanden, die sogenannte Cavalier-Parole hatte noch einen Werth; es gab Geschlechter, die noch viel auf ihren alten Namen hielten, und sie brachten in das Militair das Ehrgefühl mit hinüber, welches der König gebrauchte, um dem Officiercorps seine Haltung zu geben.

Im Jahre 1740 war die deutsche Literatur noch in ihrer Kindheit, unfähig, dem dritten Stand die nöthige Bildung zu geben. Bei den Ausländern, besonders bei den Franzosen, mußte man sie suchen. Nur der Adel hatte in der Regel das Vermögen dazu, sich die nöthige feine Bildung zu verschaffen. Ein Hauptzweck, den der König aber dabei hatte, nur dem Adel die Officierstellen zu geben, war auch die Aufrechthaltung der Subordination. Es herrschte in seinen Staaten das Leibeigenthum und der Unterthänigkeits-Nexus; der Bauer war gewöhnt, stets in seinem Grundherrn denjenigen zu erblicken, der ihm Befehle geben konnte; trat er nun in die Armee, so fand er in seinem Officier den Herrn wieder, welchem zu gehorchen ihm zur Gewohnheit geworden war.

Friedrich suchte nach Obigem sein Heer, welches er für nichts mehr und nichts weniger, als für eine Maschine ansah, auf die Kunstfertigkeit, die vom Feldherrn gemachten Dispositionen auszuführen, zu gründen; diese mechanische Fertigkeit, bald vorwärts, bald rückwärts, bald rechts, bald links, in geschlossenen Linien, — in einer vollkommenen Harmonie der Einzelnheiten zum Ganzen, auf Commando, sich zu bewegen, ohne darauf zu achten, ob es auf eine

Batterie, durch Bäche und Moräste, oder auf dem Revüeplatz ging, suchte er bei den Zwischenpunkten in der Armee (bei den Officiers), die theils gehorchend, theils befehlend, mithin theils Geist, theils Körper (Instrumente) waren, durch das Point d'honneur, wozu er den Geist der Chevallerie des Adels benutzte, bei dem gemeinen Mann, der lediglich Körper oder Instrument war, durch den Corporalstock, an den er seine Recruten schon gewöhnt fand, hervorzubringen, da die Feudal-Aristocratie in dem preußischen Staate dem Grundherrn den Prügel in die Hand gab, um die Unterthanen damit in Zucht und Ordnung zu halten. Wenn aber Friedrich wohl einsah, daß es sehr schwer war, in dem Soldaten das Gefühl zu unterdrücken, welches die Natur in ihm gelegt hatte (Todesfurcht), so wurde alles benutzt, was in ihm diese Furcht überwinden konnte. Dies geschah dadurch, daß er der Armee ein großes Zutrauen zu ihm, dem König, und ein großes Vertrauen zu ihrer eignen Stärke einflößte. Daß er ihnen saß eine noch größere Furcht vor der Flucht, als vor dem Tode selbst, beibrachte. Daher kam es denn auch, daß er oft vor der Schlacht bekannt machen ließ: Heute giebts keine Retirade.

Um der Armee, dieser wandelnden Vestung, ihre Subsistenz zu sichern, hatte Friedrich selbst in Friedenszeiten eine Menge von Magazinen etablirt, wohin die Domainen-Aemter einen Theil ihrer Pacht in Körnern lieferten, einen zweyten Theil lieferte das Land, nach dem Contributionsfuß, gegen Bezahlung eines Durchschnittpreises; einen dritten Theil kaufte er auch wohl in Pohlen, welches Land für ihn eine Kornkammer war, da er die Häfen an der Ostsee gesperrt hatte.

Die Verpflegung der Truppen im Kriege geschah durch die Commissariate. Diese waren hinter der Fronte mit der Armee marschirende, aus Finanzbedienten

uſammengeſetzte Collegia, die auf alle Weiſe den Trup-
en die nöthigen Bedürfniſſe verſchaffen mußten, wor-
über ſie Rechnung ablegten. Den Sold zahlte die Ge-
eral- und die bei jedem Heere mitziehende Special-
Kriegs-Caſſe, die wieder ſo viele Ableiter hatte, als es
Regiments-Caſſen gab.

In den Regimentern war die Bezahlung und die
leinen Montirungsſtücke der Soldaten den Compagnie-
Chefs gleichſam in Entrepriſe gegeben. Ihnen zahlte
nan, was der Etat beſagte, der dieſer Zahlung zum
Grunde lag, und in Friedenszeiten war der Beſtand
eſtimmt, wie viel Mann die Compagnie in Dienſt
nſtellen mußte, und wie viel beurlaubt werden kon-
en, für welche letztern der Chef die Etats-Summen
inſtreckte. So erhielten auch die Compagnie-Chefs ge-
iſſe Werbegelder, wofür ſie die erforderliche, vom Kö-
ige beſtimmte, Anzahl Ausländer anwerben mußten.
Jedes Regiment mußte jährlich über ſeine Oeconomie
er Ober-Rechnungs-Kammer Rechnung ablegen, und
ie jährlichen Special-Revüen vor dem König belehrten
hn, ob die Regimenter ſo beſchaffen waren, wie es die
Vorſchrift beſtimmte. Die nöthigen Remonte-Pferde
ür die Cavallerie ließ der König kaufen, und die Tü-
her, Stickereyen, Treſſen u. ſ. w. wurden für die Ar-
ee für Königl. Rechnung in den desfalls angelegten
Fabriken gefertigt, oder man gab die Lieferung Privat-
erſonen in Entrepriſe.

Das Lazarethweſen ging ſtets für Rechnung des
Königs, in Friedenszeiten erhielten aber die Regiments-
Chirurgen die etatsmäßigen Medicingelder, womit ſie
uskommen mußten.

Hierbei iſt zu bemerken: 1) Daß bei der Verpfle-
ung durch Commiſſariate der König gar ſehr betrogen
urde, indem die Commiſſariatsbedienten zum Theil
us den Provinzen zuſammengerafft und ſehr ſchlecht
ezahlt wurden, weshalb ſie recht eigentlich auf Betrü-

gereyen ausgingen; die Chefs aber, wenn sie große Lieferungs-Contracte abgeschlossen, durch glänzende Anerbietungen geblendet, oft mit den Lieferanten unter einer Decke steckten. Da auch zum Brodverbacken ein großer Bäckerey-Train mitgenommen wurde, so stahl alles, was zu diesem Geschäft beauftragt war, und wenn zur Transportirung der Artillerie, des Feldlazareths und der Bäckerey eine Menge Pferde, und also auch deren Verpflegung nöthig war, so gab es hier wieder Gelegenheit, sich Betrügereyen zu erlauben. Die sehr natürliche Folge davon war: daß der Soldat im Felde oft Mangel litt, oder schlecht verpflegt, und daher häufig zur Plünderung gezwungen wurde; daß das Fuhrwesen schlecht bespannt war, und oft die Kriegs-Operationen dessalls stockten. Da aber bei allen übrigen Armeen diese Gegenstände noch unvollkommner, wie bei den Preußen, behandelt wurden, so hatte die preußische Armee auch hierin Vorzüge.

2) Durch die den Regimentern überlassene Verpflegung wurde die Haabsucht der Compagnie-Chefs zu sehr rege gemacht; da aber der König sie dafür verantwortlich gemacht hatte, daß die Regimenter, besonders im Kriege, complet und vorschriftsmäßig gekleidet waren, so war diese Methode derjenigen vorzuziehen, wonach diese Gegenstände bei andern Armeen Commissarien überlassen waren, denen das Ehrgefühl fehlte, welches die preußischen Compagnie-Chefs beseelte, und die die Truppen nicht, wie diese, zur Schlacht führen durften.

Wenn auch Friedrich bei seiner Armee das Bagagewesen sehr reducirt hatte, so blieben doch in dieser Hinsicht eine Menge von Bedürfnissen übrig, welche nachgeführt wurden, wie die Zelter, die Bagage der Officiere u. s. w. Es war auch eingeführt, daß die Officiere bei der Infanterie Reitpferde erhielten, um die Beschwerlichkeiten des Marsches nicht so sehr zu

fühlen, welche am Tage der Schlacht die Bagage und den Nachzug vermehrten.

Die Completirung der Armee geschah theils durch Werbung im Auslande, theils durch erzwungene Aushebung der Landeskinder nach dem Normalmaaß. Die Provinzen waren desfalls in Cantons eingetheilt, worin jeder dienstfähige Mann geprüft und in eine Liste eingetragen wurde. Jedes Regiment hatte einen solchen Bezirk, woraus es seine Recruten aushob.

Das Enrollement und die Aushebung geschah durch eine aus einem Officier des Regiments und eine Civilperson zusammengesetzte Commission. Jede Provinz hatte aber eine eigene Canton-Verfassung, und es fanden eine Menge von Exemtionen vom Soldaten-Dienste statt. Frey war der Adel, gewisse Gewerke, wie die Tuchmacher und Bergleute, der Erbe einer bauerlichen Nahrung, die Neubauer, die Juden und Menonisten, der Besitzer eines Capitals von 6000 Thlr. Frey waren manche Provinzen und Städte: Cleve, Ostfriesland, Berlin, Potsdam, Breslau u. a. m.

Das Invalidenwesen war äußerst schlecht organisirt, ungeachtet des Invalidenhauses in Berlin, worin nur Wenige Aufnahme fanden; ungeachtet der vorgeschriebenen Versorgung manches Veteranen im Civildienst, blieben eine Menge von militairischen Krüpeln übrig, die bettelnd durch das Land zogen.

Eben so schlecht sahe es mit dem Schulunterricht der gemeinen Soldatenkinder aus, man überließ sie der Natur. Zur Bildung der Officiere waren zwar Cadettenhäuser vorhanden, da sie aber zum Ersatz des Officier-Corps nicht hinreichten, so wurden die Junkers bei den Regimentern eingeführt, die als Unterofficiere placirt, vom Adel freywillig gestellt, und für den Officierstand physisch und mechanisch gebildet wurden; denn auf das Moralische sah man nicht.

Wenn man das Militair-System seit 1740 bis jetzt beim Lichte besieht, und überdenkt, was Friedrich zu seiner Ausbildung gethan hat, so findet man, daß solches gegen die Methode voriger Jahrhunderte sehr vervollkommnet ist, daß aber dabei noch viel zu thun übrig bleibt.

Vor alten Zeiten kämpfte ein Volk gegen das andere in Masse, und das siegende durchzog große Länderbezirke; dies lehren uns die Heerzüge, die Völkerwanderungen, und die Feldzüge der Saracenen, eben so die Kreuzzüge u. a. Das Ritterwesen brachte zuerst wieder das Kriegswesen in ein gewisses System. Jene Kriege waren wahre Vertilgungskriege, man führte sie oft aus Haabsucht, einer Idee wegen, oder für einen einzigen Eroberer ohne Zweck.

Seit dem letzten Jahrhundert, und seit der Einführung fester Staats-Vereine und der stehenden Heere zum Schutz derselben, wurde das Kriegführen eine Kunst, an der nur der kleinste Theil der Völker Antheil nahm. Die Soldaten schlugen sich, in Armeen vereinigt, auf einem kleinen Bezirk herum; das Volk, der Bürger, Bauer und Edelmann blieben ruhig bei ihren Beschäftigungen, und nur da, wo gerade die Krieger sich tummelten, geschah hierin eine Störung. Jene künstlich organisirten Kriegsmaschinen, Armeen genannt, führten alle ihre Bedürfnisse bei sich, und durch die eingeführte Disciplin war das Privat-Eigenthum möglichst gesichert. Die Brandschatzungen und Plünderungen machten nur die Ausnahme von der Regel aus.

Die Kriege hatten nicht mehr gänzliche Auflösung bestehender Staats-Vereine und alter durch das Herkommen geheiligter Verfassungen, Einführung einer andern Religion, oder einer Universal-Herrschaft zum Ziele, sondern es ging nur um den Besitz einzelner Provinzen, und wie gegen Friedrich II. Europa zu

elde zog, so wollte man ihm doch das Churfürsten-
hum lassen, und seine Unterthanen in den zu erobern-
en Provinzen sollten bloß, ohne daß ihr Privat-Ei-
enthum verletzt würde, einen andern Staats-Chef
nerkennen.

Sind wir nun auch auf diese Weise vorgerückt, ist
uch eine Rechts-Theorie unter den Mächten aufge-
ellt, wornach man Krieg führt und Frieden schließt,
elches durch wechselseitiges Gleichgewicht und das In-
eresse Aller gegen Einen garantirt wird, so hat doch
ieses System auch sehr üble Folgen nach sich gezogen.
Diese sind offenbar:

1. Daß stehende Heere im Frieden wie im Kriege
unterhalten werden müssen, wovon die Last und
die Kosten die producirenden Staatsbürger drückt.

2. Daß die Mächte Europens diese stehenden Heere
stets, ohne auf das Verhältniß des National-Ein-
kommens Rücksicht zu nehmen, vermehren, statt
daß sie solche reduciren sollten, auch dadurch in
ihren Finanzen zurückkommen, und in den jährlichen
Deficits untergehen müssen.

3. Daß die Soldaten lauter Consumenten sind, und
wenig oder nichts produciren, auf öffentliche Ko-
sten gefüttert werden, da doch nur Arbeit den Na-
tional-Reichthum basirt, der den Wohlstand der
Staatsbürger zur Folge hat.

4. Daß die Soldaten größtentheils Ignoranten sind,
und durch sie die Wissenschaft gar nicht gefördert
wird, welche doch die Menschheit ihrer Bestim-
mung, der Entwickelung geistiger Kräfte, näher
führen soll.

5. Daß durch diese müßiggehenden Soldaten die Im-
moralität und der regellose Luxus täglich vermehrt
wird, wodurch eine Verdorbenheit allen Classen
und Geschlechtern sich mittheilt, die eine Auflösung
aller bisher bestandenen Formen nach sich ziehen muß.

Dritter Brief.

Berlin.

Bei den ehemaligen Volkskriegen sah man auf keine Subsistenz-Basis, weil man die Gegend plünderte, wohin man kam, auch lebte man oft von Eicheln und Quellwasser und vom Wildpret, welches damals mehr wie jetzt die Wälder bevölkerte; man kümmerte sich auch wenig um die zurückgebliebenen Kranken und Maroden, sie kamen um. Man sicherte sich daher auch keine Anlehnungspunkte im Rücken, und fürchtete das Abschneiden von der Subsistenz-Basis nicht. Nur die Tapferkeit des einzelnen, die Kenntniß von dem Terrain, auf dem man gerade stand, und dessen Benuzzung; ob die Sonne ins Gesicht oder auf den Rücken schien; ob man Anhöhen oder Defileen und Thäler besetzt hatte; ob Regen oder Wind einem lästiger wie dem andern war: Das waren Dinge, worauf es ankam.

Die stehenden Heere, die Vestungen, Pulver und Bley, der Unterhalt der Truppen u. s. w. erfordern aber so vielerley Kenntnisse und Wissenschaften; die Ausbildung der Kunstfertigkeit einer Armee (Taktik) hat eine ganz eigne Doktrin zum Grunde, daß der Soldat, welcher sich zum Feldherrn empor arbeiten will, sich alle diese Kenntnisse eben so theoretisch und praktisch aneignen sollte, wie der Jurist seine Pandecten, der Theologe seine Dogmatik, und der Arzt die Arneikunde studiert und anwendet.

Theilt man nun auch die preußische Armee in zwey Theile, in Körper und Seele, in Instrument und Handhaber desselben, bringt in jene Cathegorie die Gemeinen und Unterofficiere, in diese den Officier und Feldherrnstand, so überzeugt man sich doch auf den ersten Blick, daß der dirigirende Theil, das Officier-Corps, viel zu empyrisch, mechanisch gebildet wird. — Nichts lernen diese Herren, wie die Exercierkunst, sie lernen die Handgriffe und geben Unterricht darin, ohne das Warum zu verstehen, so wie der Rechenmeister in der Arithmetik Unterricht nach auswendig gelernten Formeln ertheilt, ohne ihren Grund zu kennen. Hierzu kommt, daß der Officier nach dem Patent befördert wird, daß man ihn darnach zum General erhebt, ohne zu untersuchen, ob er diesem Posten vorstehen kann oder nicht. Man hat alles der Natur überlassen, ob sie nämlich Genies erschaffen will, die sich selbst emporschwingen oder nicht. Wird ein Friedrich diese nun auch wohl bald herausfinden? werden es auch seine Nachfolger? Wird man daher künftig nicht oft Generale an der Spitze der Heere erblicken, die weiter kein Verdienst haben, als daß sie lange dienten? daß ihnen die Natur eine gesunde Constitution verlieh? Werden wir nicht Feldherren Armeen commandiren sehn, die besser in einem Fleischscharrn mit dem Beil, als auf dem Schlachtfelde mit dem Schwerdt bewaffnet wären? Werden wir nicht Greise die Truppen anführen sehn, die sich besser in den Sorgenstuhl paßten, als vor die Fronte? Sollte für den Krieg sich nicht besser die Jugend als das Alter passen?

Ein anderer Gegenstand ist die Armatur, woran so manches auszusetzen ist.

Die Artillerie theilt sich in schwere und leichte, jene ist für die Vestungen, diese für die Armee; aber ist diese nicht noch immer zu schwer? Durch die Einführung der reitenden Artillerie ist sehr viel gewonnen, aber immer noch nicht genug. Theils ist sie nicht sehr

zahlreich, theils sind die Kanonen noch zu schwer. Der Zweck der Feld-Artillerie ist kein anderer, als sie schnell da aufzustellen, wo sie mit Nachdruck auf den Feind wirken kann, sie muß daher ambulant und so leicht als möglich seyn, so daß man sie allenfalls durch Menschen schnell von einem Orte zum andern, durch Berg und Thäler fortbringen kann. Da hat man aber 6, 8, 12, 24 Pfünder, fährt ihrer zu Dutzenden auf einem Punkt zusammen, wo man bei Aufstellung der Schlachtordnung sie zweckmäßig placirt zu seyn wähnt; schnell ändert sich aber oft die Disposition, und die Batterie wird nutzlos; schwerfällig befindet sie sich dann auf einer Stelle, wo sie überflüßig ist, und fällt als sichere Beute dem Feinde in die Hände. Menschenhände können sie nicht fortbringen, zum Anspannen ist nicht Zeit, es sind auch wohl die Pferde erschossen; und sind die Kanonen auch bespannt, so fährt man damit mühsam fort, und stößt bald auf ein Hinderniß, welches das Terrain entgegenstellt.

Nimm einmal eine Muskete in die Hand und betrachte sie aufmerksam; ist sie nicht eine weit ungeschicktere Waffe zum tödten wie eine Vogelflinte? Todschießen ist aber ihr Zweck. Der Soldat, der sie führt, zielt nicht, und versteht sich nicht aufs Schießen, oder weiß nichts vom Laden, oder von der Construction seines Gewehrs. Er ist nur aufs Geschwindfeuern oder vielmehr Knallen abgerichtet. Das Gewehr selbst ist schlecht gebohrt, schlecht geschäftet, und der Kolben zum Anlegen nicht geschickt. Das Zündloch ist so groß, daß die größte Kraft des Pulvers herausfährt; das Pulver selbst ist von der schlechtesten Art.

Was ich sage, kann ich praktisch beweisen. Ich berufe mich auf das Zeugniß des Herrn v. Scheel, der in der Garde diente: daß einst bei einem Probefeuer, welches von einem Bataillon auf eine bretterne Wand

emacht wurde, 20 Schüsse saßen, mithin waren 680 wecklos geschehen.

Der Säbel der Infanterie ist völlig überflüßig.

Das Bajonet könnte eine gute Waffe seyn, wäre s anders construirt; so wie es jetzt ist, zieht es das Gewehr herunter, und damit zu tödten, ist äußerst ühsam; wäre es länger, das Gewehr einem Stutzer hnlich, hätte es eine scharfe Seite, so wäre es geschick- er zum tödten.

Eben so unzweckmäßig ist die Cavallerie bewaffnet. Dazu Carabiner und auch Pistolen? es wird kein Feind damit getödtet. Der Säbel macht den Cavalle- isten, und der ist nichts werth, denn sein Gewicht egt zu sehr nach vorne, der Reuter verhaut sich da- mit; und überdies kann er nicht fechten, und weiß da- mit nicht umzugehn. Die Pferde sind mit tausend berflüßigen Dingen behängt, die nicht für den Krieg, ondern bloß zur Beläſtigung der Pferde zu seyn scheinen.

Eben so zweckwidrig ist die Bekleidung. Frey soll ich der Krieger bewegen können, nicht durch unnöthi- en Putz von wesentlichen Dingen abgehalten werden; r darf kein Spielzeug, keine Puppe großer Herren eyn. Jetzt ist er es, weniger bei uns, wie bei andern, ber immer noch zu viel.

Wozu die Frisuren? Die steifen Zöpfe? Die Schnü- e? Die Stickereyen? Die weißen Hosen? u. s. w. Man gebe bequeme nicht beläſtigende Kleider, die den Körper gegen Wind und Wetter schützen: man lasse die Haare auf pohlnische Weise abschneiden; man ver- meide allen Putz, allen Glanz, und lasse den Soldaten auf nützlichere Gegenstände sein Augenmerk richten. Man wirft ein: Der Soldat muß beschäftigt werden, sich an Accurateſſe gewöhnen. Giebt es dazu nicht noch bessere Gelegenheiten, wie das Frisiren und Hosen- bürsten. Man lasse den Infanteristen mit seinem Ge- wehr schießen lernen, man lasse den Cavalleristen viel

reiten und fechten; man mache beyde durch Tanz und Voltigirkunst geschickter und lenkbarer. Man lasse sie Wettrennen anstellen, sich ringen, Ball schlagen, kurz man übe ihre Körperkraft; dadurch wird der Soldat geschickt, als Theil einer Kriegs-Maschine seine taktischen Bewegungen mit einer großen Leichtigkeit zu verrichten.

Was das Avancement anlangt und die Bestimmung: Wer soll Soldat seyn? so kann die jetzige Methode nicht lange mehr vorhalten.

Friedrich, der 1740 unter dem dritten Stande wenig oder gar keine Bildung fand, der die darauf wirkende Literatur damals verachten mußte, that ganz recht, nur dem Adel die Officierstellen zu geben.

Keineswegs aus Vorurtheil hielt er mehr vom Verstande des Adels als des Bürgers, das beweisen Michaelis und Struensee; er benutzte nur ein Phantom (den Ritterstinn), der dieser Classe noch anklebte, zu seinen Zwecken.

Jetzt haben sich die Dinge sehr geändert: Durch Friedrichs vortreffliche Regierung, die der geistigen Entwickelung seiner Unterthanen den größten Spielraum gestattet, hat sich die deutsche Literatur außerordentlich gehoben, ohne daß er es selbst ahndet und glaubt. Er wähnt sie nur in Frankreich, indem er die deutsche Sprache nicht versteht. Die goldnen Früchte dieser Literatur haben sich besonders dem dritten Stande mitgetheilt; denn da der Adel sich vom Könige begünstigt glaubte, wähnte er: er dürfe im Militair unwissend seyn und bleiben, wenn er nur den Dienst kenne; mithin widmete er sich weniger den Wissenschaften. Der dritte Stand ist daher in seiner Bildung dem Adel zuvorgekommen. Das Geld, welches durch Künste, Fabriken und Handlung, die besonders vom Könige begünstigt wurden, sich mehrte, that auch das seinige, um diesen Stand civilisirter zu machen, und er

ist

so weit gekommen, daß diese Classe eben so geschickte Officiere stellen könnte, wie der Adel, wie es denn auch e Artillerie lehrt, worunter der Bürgerliche avanciren ss. Da aber kein Bürgerlicher in der Infanterie d Cavallerie sein Fortkommen findet, so sucht sich je r vom Soldatenstand per fas et nefas zu eximiren.

Selbst der Bauer ist in den mehrsten Provinzen esonders diesseits der Oder) civilisirter geworden. ine Seele, sein Geist fangen schon an über das Phy che in ihm die Oberhand zu gewinnen. Er fängt an ie seine Bestimmung im Soldatenstande nachzuden n; es sträubt sich etwas in ihm dagegen, bloßes In ument zu seyn, und bei der jetzigen Kriegskunst ist r Soldat der schlechteste, der raisonirt und morali hen Takt hat; er muß Instrument und nichts weiter yn; daher sind die westpreußischen und pommerschen egimenter auch die besten, da hier noch strenges Leib genthum herrscht, welches den Geist nicht aufkommen ßt. Je mehr nun die Cultur zunimmt, (und das ird sie in schnellen Schritten,) desto schlechter muß e Armee, so wie sie jetzt gestaltet ist, werden. Ja ich n überzeugt, würde Friedrich jetzt gebohren, statt ß er starb, er würde selbst das jetzige Kriegs-System nichten, und ein dem Zeitalter anpassenderes an die stelle setzen.

Unmöglich kann auch noch lange das Cantonwe n, so wie es ist, bestehen, und die Exemtion so man er Classe vom Soldatendienst statt finden, wie jetzt. ie Last fiel bisher immer nur auf einen Theil des olks, der bei der im Steigen begriffenen Cultur sie cht länger allein wird tragen wollen.

Der Adel, der nur bisher freiwillig sich dem Of erstande widmete, verliert nicht nur täglich mehr den ten Takt, und vermischt sich mit den andern Stän n, sondern da er stets üppiger und liederlicher wird, ne ihre Bestimmung verkennt, seine Güther mit

Schulden überhäuft, fängt er immer mehr an, keine Ehre mehr darin zu suchen, im Soldatenstande zu dienen. Es fehlt ihm auch schon zum Theil das Vermögen dazu, und wenn er selbst dient, und nur eine Aussicht sieht, seine Lage durch Heyrath oder Erbschaft zu verbessern, so sucht er auf alle Weise loszukommen. Es wird daher dahin kommen, daß Alles ohne Ausnahme, was dienstfähig ist, dienen muß, und man dann die geschicktesten Subjecte aus allen Ständen zu Officieren anstellt. Dadurch wird die Armee eben nicht schlechter werden, besonders wenn man Militair-Schulen allgemeiner machen wollte.

Vierter Brief.

Berlin.

Was das Finanzwesen anlangt, welches die Grundlage ausmacht, worauf das Militairsystem beruht, fuhr mein alter Freund fort, so ist solches höchst vollkommen organisirt. Sie haben sich dem Cammeraldienst gewidmet, Freund! ich bin grau darinn geworden, ich will Ihnen einen Umriß davon geben; und sollten bald Reformen darinn vorgehen, so wird doch die Grundlage bleiben; auf alle Fälle können Ihnen dann meine Erfahrungen mehr nützen, als schaden.

Die Finanzen, als der vorzüglichste Zweig des Cammeralressorts, sind an und für sich selbst zu beleuchten, besonders ist aber ihre Verwaltung und die Form, unter der die Verwaltungsbehörden handeln, darzustellen.

Man kann füglich die Finanzen unter vier Rubriken bringen. Ich theile sie a) In Domainen-Gefälle, b) Contribution, c) Accise, d) Regalien-Gefälle. Hierher gehören: Land- und Was-

serzölle, Stempelgebühren, Postrevenüen, Bergwerksantheute, Chargen-Rechte, Concessions- und Salzabgabe, u. a.

Die Domainen.

Eine allgemeine Bemerkung, die ich vorausſenden muß, iſt: daß, ſo verſchieden die Provinzen ſind, und je nachdem ſie dem preußiſchen Staate einverleibt wurden, ſo verſchieden iſt auch ihre Finanzverfaſſung, und wenn man die preußiſchen Finanzen in ihrer Grundlage ganz im Detail entwickeln wollte, ſo müßte man es bei jeder Provinz verſuchen. Darauf kann ich mich hier nicht einlaſſen; dies erfordert das Studium der Provinzial-Cammeral-Akten. Hier kann nur vom Allgemeinen die Rede ſeyn.

Der preußiſche Staat zieht den vierten Theil ſeiner Revenüen aus den Domainen, dies veranlaßt mich, zu behaupten: daß die Regierung mehr direkte Reſourcen hat, wie irgend ein Staat in der Welt, das heißt, im Verhältniß zu ſeiner Größe. Keiner der übrigen civiliſirten Staaten iſt ſchuldenfrey, und kann eine ſolche Maſſe von Grundeigenthum ſein nennen, wie Preußen.

Die dem Staatscredit in Oeſtreich, Frankreich, Spanien, England, Rußland, Schweden, Dännemark und Holland zu Grunde liegende Hypothek iſt nicht einmal Grund und Boden, der Staatseigenthum wäre, ſondern dieſe Hypothek beruht in der Regel nur auf einer Idee, (Staatsgarantie genannt,) vermöge welcher man das Zutrauen zu der Regierung hervorbringt: ſie werde ſtets Wort halten. Je nachdem dieſes Zutrauen ſteigt oder fällt, je nachdem ſteigen und fallen auch die Staatspapiere und dieſes Schwanken iſt der Regierung ſo nachtheilig, wie den Regierten. Die Regierung (als Schuldner) iſt ſtets von dem Creditor (der Nation) dependent; und die Nation berechnet ihre Unterthänigkeitspflicht nach dem niedrigen Maaßſtabe des Geldes.

Der Wuchergeist, das Judenthum verdirbt die besten activsten Staatsbürger, und die Immoralität wächst alle Jahre mit den Staatsschulden in gleichem Verhältniß. Zuletzt, wenn der Strom aus seinen Ufern tritt, geräth alles Privateigenthum in Gefahr, und es geschieht eine Translocation desselben; das Vermögen fällt aus den Händen der gebildeten Wohlhabenden in die Hände des Pöbels.

Diesen Zustand, dem sich die mehrsten civilisirten Staaten in Europa nähern, hat Preußen noch lange nicht zu fürchten. Es hat einen Ueberschuß bei den Einnahmen, und die Domainen, über welche die Regierung ohne Einmischung der Nation frey disponirt, sind noch großer Verbesserungen fähig und gewähren im Nothfall eine sichere Hypothek. Selbst der gepriesene englische Staatscredit, der sich seit Jahrhunderten durch das richtige Zahlen der Zinsen in Ansehn erhalten hat, beruht auf der unsichern Hypothek des jährlichen Gewinns, der dem Nationalreichthum durch den Seehandel zuwachsen wird. Nordamerika hat sich schon von Englands Uebermuth frey gemacht. Sollte einst die indischen Völkerstämme ein gleicher Geist beseelen, so ist die stolze Insel um ihre Colonien, um ihren Handel, (die Quelle ihres Staatscredits,) der die ungeheuern Kriegsschiffe vom Stapel laufen läßt. Vielleicht sinkt dann dieser jetzt so mächtige Staat zu der Niedrigkeit einer Corsaren-Republik hinab.

Die preußischen Domainen sind in Bezirke getheilt, die man Aemter nennet.

Unter Friedrich Wilhelm dem Churfürsten wurden sie durch Edelleute (Amtshauptleute) administrirt. Diese theilten die Revenüen mit dem Regenten, und der Churfürst, zu sehr mit der Politik und den auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt, konnte nicht an bessere Verwaltung denken.

Friedrich I. brauchte Geld, um die Decorationen seines neuen Königthums zu bezahlen; er vereinzelte und vererbpachtete sämmtliche Staatsgüther nach falschen Grundsätzen gegen ein baares Kaufgeld und einen jährlichen leichten Grundzins.

Friedrich Wilhelm I., kaum zur Regierung gelangt, zog die verschleuderten Domainen wieder ein, und gab sie auf sechs Jahr nach einem speculativen Ertrage (Anschlag) tüchtigen Oeconomen gegen eine verhältnißmäßige Sicherstellung in Pacht. Der Anschlag wurde alle sechs Jahr erneuert, und wenn der Beamte ihn zu erfüllen versprach, so blieb er im Genuß der Pacht. Die neu errichteten Provinzial-, Kriegs-, und Domainenkammern, denen sämmtliche Finanz- und Landes-Polizey-Angelegenheiten, wie auch die Justiz in den Aemtern übertragen wurde, und welchen der König wieder das Generaldirektorium, als General-, Landes-, Polizey- und Finanzbehörde vorsetzte, hatten die Aufsicht über diese General-Domainen-Pachten, und ließen durch ein Mitglied (Departementsrath) die Anschläge nach gewissen, vom Generaldirektorio aufgestellten, vom Könige approbirten Grundsätzen (die nach der verschiedenen Localität sich modificiren ließen,) anfertigen, revidirten solche, und sandten sie dem Generaldirektorio zur Rügen-Revision und Approbation ein. Auf den Grund derselben wurden die Pachtcontrakte gefertigt, die der König confirmirte. Durch die Anschläge wurde nicht bloß der Ertrag ausgemittelt, sondern sie stellten auch die Verhältnisse der Unterthanen zu dem Amte, durch tabellarische Verzeichnisse (Prästationstabellen) fest, so daß jene nicht willkührlich behandelt werden konnten.

Die Beamten erhielten eine Norm und Vorschrift: Wie viel sie jährlich vom Ertrage im Amte wieder ausgeben sollten, und wie viel sie zur Domainencasse einzusenden hätten (Etats). Wie sie diese Norm be-

folgt hatten, darüber mußten sie von einem Jahr zum andern Rechenschaft geben. (Anweisung.)

Aus sämmtlichen überschießenden Antecedenten constituirte sich die Einnahme der Provinzial-Domainencasse; die davon in der Provinz zu bestreitenden Ausgaben wurden bei Hofe festgesetzt, und nach Maßgabe des Domainencassen-Etats sandte man die Domainencassen-Ueberschüsse nach Berlin zur General-Domainencasse; dieser lag wieder ein Etat von sämmtlichen Landes-Domainen-Revenüen, und über die von denselben zu bestreitenden Ausgaben zum Grunde, nach welchen der Dispositionscasse die Ueberschüsse gezahlt wurden, worinn sich der Netto-Ertrag sämmtlicher Landes-Revenüen sammelte, und welche nach Abzug aller noch vorkommenden Staatsausgaben den Schatz constituirte.

Alle diese Cassen mußten einem besonders vom Könige etablirten Rechnungscollegio (Ober-Rechenkammer) Rechnung ablegen. Der Testator, der der älteste Finanzminister war, nahm aber der General-Kriegs-Domainen- und Dispositionscasse die Rechnungen ab, fertigte ihre Etats, und übergab alle Jahre sowohl darüber, als über die Bestandsgelder des Schatzes, einen compte rendu.

Die Etats wurden vom Generaldirektorio, nach geschehener Revision, der O. R. K. den Provinzialcassen mitgetheilt. Sie enthielten alle nur denkbare zu beziehende Einnahmen und zu bestreitende Ausgaben; nach Titeln und Behufs unvorhergesehener Fälle hatten sie extraordinaire Fonds. Auf diese Weise wurde das Domainenwesen auf einen so sichern Fuß eingerichtet, daß keine Betrügereyen möglich wären, und der König konnte im Nu durch die Generaletats das Ganze controlliren, und auf eine feste jährliche Einnahme rechnen, da außer den Etatstiteln keine Ausgaben passirten. Nicht so richtig ging es mit der Domainen-Forst-Ad-

ministration zu; bei dieser ließ sich keine Verpachtung denken, sie blieb in Administration, und gestattete Unterschleife in Menge. Friedrich II. hat im Ganzen eine weise Einrichtung seines Vaters gelassen, wie sie war.

Da aber die Tendenz seiner Regierung im Innern stets darauf ausging, alle Gegenstände zur Entwickelung und ihrer Vollendung näher zu bringen, so wendete er auch alles an, die Aemter mehr zu cultiviren, daher ließ er die Gemeinheiten theilen, machte wüste Aecker durch Colonien urbar, trocknete Sümpfe und Moräste aus. Er wirkte auf bessere Viehzucht durch edlere Racen u. s. w. dies alles ist Ihnen bekannt. Was aber mehr war, wie diese Meliorationen, bestand darin: daß er dem Bauer und Unterthan eine feste Bestimmung gab, und sie ganz aller Willkühr entriß, weshalb er auch die Justiz, welche vom Pachter abgehangen hatte, durch einen besondern Justizbeamten verwalten ließ. Jetzt, nach einem 23jährigen Frieden, sehen Sie den höchsten Wohlstand in den Aemtern, und es wird selten der Fall seyn, daß der Pachter nicht ein reicher Mann wäre; und so viele reiche Leute dieser Art es giebt, so viele Geldquellen hat die Regierung, wenn's einmal Noth thut. Die Domainenbauern sind aber die glücklichsten, die es giebt, und wenn sie auch Naturaldienste verrichten müssen, so geschieht dies doch nach Regeln, welche ein Contract an die Hand giebt, so daß sie diese Last nicht fühlen.

Das Contributionswesen.

So verschieden die Provinzen sind, so verschieden sind die Grundlagen der Steuern.

Man hat bei den alten Provinzen die Steuerverfassung gelassen, wie sie durch das Herkommen nach und nach entstanden war; in Schlesien und Westpreussen aber machte man 1743 und 1772 ein neues Cata-

ster nach festgestellten Detaxations-Principien. In einigen Provinzen erhebt man die Steuern von den Individuen selbst, in andern zahlt der Adel ein Aversionalquantum, und subrepartirt es. In einigen Provinzen zahlt der Adel und die Geistlichkeit nichts; in andern sind sie mit heran gezogen, oder geben ein Ritterpferd, welches mit 40 Rthlr. bezahlt wird.

Ich kann wohl sagen: daß es mich wundert, daß Friedrich eine so große Ungleichheit im Steuerwesen zuließ. Alle direkten Abgaben sollten gleichmäßig vertheilt seyn, und da man die Aussaat jeder Provinz genau kannte, so hätte der König die sämmtlichen verschiedenen Einnahmen an Steuern, die ungefähr den Domainen-Revenüen gleich seyn, und den vierten Theil des Staats-Einkommens betragen mögen, unter eine Rubrik bringen, und das jetzige Etatsquantum fixiren, solches auf die Provinzen repartiren, und den Kammern die Subrepartition auf Grund und Boden (er sey adlich, städtisch, bürgerlich oder bäuerlich) nach einfachen Detaxations-Grundsätzen überlassen sollen.

Es ist zwar wahr, daß jetzt die Steuern, so mannigfaltig und verschieden auch ihre Benennungen seyn mögen, doch in Rücksicht ihres Betrags im Verhältniß zu dem Werth des Grund und Bodens, höchst unbedeutend sind, da sie vor langer Zeit festgesetzt und regulirt wurden. Seitdem aber hat sich der Geldwerth vermindert, und der des Grund und Bodens ist gestiegen.

Was aber von Wichtigkeit ist, sind die Naturallieferungen, die nach dem Maaßstabe des Catasters erhoben zu werden pflegen, wodurch alsdenn große Krongravationen entstehen.

Die Erhebung der Steuern geschieht übrigens durch die Kreis-Steuer-Aemter, nach Anleitung des Steueretats; sie senden ihr Quantum an die Provinzialkriegscasse, von welcher der Ueberschuß an die Ge-

eralkriegscasse, und von dieser an die Dispositions-
asse eingesandt wird. Die Rechnungsablegung ge-
chieht unter eben den Modificationen, wie bei den
Domainen-Rechnungen.

Die Accise.

Wenn irgend etwas den König bei seinem Volke
erhaßt machte, so war es die Accise; mehr noch ihre
Verwaltung durch Franzosen. Es war aber keine Ab-
gabe besser wie diese dazu geeignet, die Zwecke des gro-
ßen Königs zu befördern. Die Melioration der Do-
mainen ging nicht so schnell, daß davon eine Erhöhung
der Einnahme zu erwarten war. Die Contribution auf
dem alten Fuß zu lassen, und sie nicht zu erhöhen, be-
ruhte auf Verträgen. Es blieb also nichts übrig, als
durch die Accise das zu bewirken, was der König wollte
te: Eine stärkere Einnahme.

Ich habe Ihnen schon früher gesagt: daß der Kö-
nig unter den ersten europäischen Mächten sich aufrecht
erhalten wollte; daß er von dem System des Gleich-
gewichts unter ihnen in der Politik ausging. Diesem
Willen Nachdruck zu geben, bedurfte er einer zahlrei-
chen Armee; diese wollte bezahlt seyn.

Er mußte auch auf den Fall eines Kriegs eine
Masse von baarem Gelde vorräthig haben, um daraus
seine Armeen-Bedürfnisse bestreiten zu können. Dies
war alles um so nöthiger, weil das Land nicht von
der Natur dazu geeignet war, starke außerordentliche
Auflagen wegen des Kriegs zu tragen. Wenn nun
directe baare Abgaben sich immer gleich bleiben, das
Geld aber im Werth verliert, so mußte der König in
seiner künstlichen Staatsmaschine auf eine Abgabe sin-
nen, die ihn mit der steigenden Cultur bereicherte. Die-
se Abgabe mußte von der Art seyn, daß sie unvermerkt
einging und erhoben wurde. Sie mußte im Verborge-
nen mehr den Reichen als den Armen treffen, alle

nach Maaßgabe ihres Genusses gleich besteuern, und daher bewirken: daß die Zahler selbst den Beitrag bestimmten, den sie zu den Staatscassen beizutragen hatten, je mehr sie Vortheil von der Societät zogen.

Es konnte keine Abgabe sich besser zu diesem Zweck passen, wie die Accise. Der König führte sie auch nicht erst ein, sie war schon seit vielen hundert Jahren da; er gab ihrer Erhebung nur eine andere Form.

Friedrich reducirte diese Abgabe vorzüglich auf die beyden Hauptgrundsätze: die Accise immer zu erhöhen, je mehr die Consumtibilien luxuriöser Art waren, das plaite Land und die rohen Producte aber damit zu verschonen.

Da er seine Nation nicht intrigant genug fand, die Defraudationen zu hindern, so nahm er seine Zuflucht zu den Franzosen, die ihm nach Art der französischen Regie diese Consumtions-Steuer verwalten mußten. Sie gebrauchten tausend Modificationen, um alle Unterschleife durch Controllen zu hindern, indem sie dem Könige ein Etatsquantum schaffen mußten, von welchem sie Antheile erhielten. Man kann auch nicht anders sagen, als daß sie es weit darin brachten, wofür sie die gedrückte Nation mit dem Namen Schinder beschenkte.

Es ist wahr, daß die unendlichen Revisionen alle Welt genierten, daß man aufs äußerste Chikanen ausgesetzt war; man mußte aber bedenken: der Zweck heilige das Mittel. Arm konnte die Nation nicht dadurch werden, sondern die Accise kam gleich wieder durch tausend Canäle, besonders durch das Militair, in die Hände des Volks.

Wenn der preußische Staat nicht aus so vielen heterogenen Theilen zusammengesetzt gewesen wäre, so war es nicht nöthig, am Consumtionsorte die Accise einzuziehen, es konnte durch die Zölle an den Grenzen geschehen. Da aber die preußischen Provinzen zum

heil sehr nahe Grenzen haben, so mußte jede mit Mauern umgebne Stadt in Rücksicht ihrer Consumtion harf controllirt, ja sogar entfernte isolirte Provinzen gen die übrigen vereinigten als Ausland behandelt erden.

Was mir bei dieser Einrichtung nicht gefällt, ist s Tobacks- und Zuckermonopol, welche zum Druck r Unterthanen, und auch selbst nicht zum Vortheil s Königs gereichen.

Die Acciserevenüen können etwas mehr als das itte Viertel der Staatseinnahme ausmachen. Sie erden von den Accise-Aemtern jeder Stadt nach ei n Tarif erhoben, dem Etat gemäß an die Direk, onscasse jeder Provinz eingesandt, welche das Netto uantum an die Generalaccisecasse in Berlin einsenden, oraus die Ueberschüsse in die Dispositionscasse fließen. Die Direktionen in den Provinzen sind jetzt Collegia, r; abgesondert von den Kammern, Zölle und Accise, nter Aufsicht der Generaldirektion, deren Chef hier err de Launai ist, verwalten.

Die desfalsigen Rechnungen revidirt die O. R. K.; r Generaldirektor aber giebt dem König unmittelbare apports, und ist ihm für das Ganze verantwortlich.

Revenüen von den Regalien.

Diese Ihnen zu detailliren, ist hier nicht der Ort. hre Verwaltungsbehörden stehen mit Ausnahme des ostwesens unter dem Generaldirektorio; sie betragen was weniger als das letzte Viertel der ganzen Ein ahme, die jetzt einige 30 Millionen betragen mag.

In Rücksicht der Verwaltung der Finanzen habe h schon oben das Wichtigste einfließen lassen. Größ nthells liegen die Zügel der mehrsten Verwaltungs weige im Generaldirektorio mit Ausnahme des Rech ngs-, Accise- und Postwesens. Das Generaldirek orium besteht aus mehreren Départements; einem jeden, der auch mehreren derselben, steht ein Minister vor.

Am Ende steht der König allen Administrationszweigen als letzte Instanz vor, und gebraucht einige Cabinetsräthe zur Expedition seiner Verfügungen. Er ist erster Feldherr, erster auswärtiger Minister, erster Minister des Innern. Er ist die große Einheit, aus der der Segen über sein Land durch vielfache Canäle ausfließt. Er ist die Sonne, an der sich jeder seiner Unterthanen erwärmt. Sein Ohr ist allen offen, furchtbar trifft sein Gericht Hohe und Niedere.

Die Justiz ist zwar den Landesregierungen lediglich ohne Einmischung des Königs übertragen; ja selbst der König hat sich ihren Entscheidungen unterworfen, und einem Minister, dem Großcanzler, die Generalaufsicht übertragen. Durch die bekannte Arnoldische Geschichte hat aber der König gezeigt, daß er eine Form, die nicht mehr zweckmäßig ist, zu zerbrechen verstehe, wenn es nöthig ist.

Unsre alten Advokaten, so wie die Richter, die beinahe eine Kaste bildeten, wie die Braminen, schreyen zwar gewaltig über die Despotie des Königs, und daß er es wagte, in ihr Heiligstes eine Fackel zu werfen. Der Aufgeklärte, der mit diesen Formalisten zu thun gehabt hat, findet aber leicht, daß der König sehr recht hatte; ja sogar der Fall selbst, die Müller Arnoldische Proceßsache, ist so angethan, daß der gesunde Menschenverstand, der mehr werth ist, als alle juristische Formeln, für den Müller entscheiden muß.

Alle drey Urtel begründeten sich auf das Gutachten eines Wasserbauverständigen, der ein Ignorant war. Der Hr. v. Gersdorf hatte nehmlich einen neuen Teich angelegt, wohin er das Wasser leitete, welches die Mühle speiste; aus diesem Teiche kam nun zwar dies Wasser wieder zur Mühle, aber auf einem Umwege. Es ist bekannt, daß das Wasser bei einem Umwege in der Quantität verliert, besonders mußte dies bei einer neuen Teichanlage der Fall seyn; es mußte

also wenigstens ein Interimisticum reguliret, und der Müller entschädigt werden, wenn die drey Urtelsverfasser nicht bloße juristische Formalisten gewesen, und noch einen tüchtigen Bauverständigen zur Lokaluntersuchung abgeschickt hätten.

Eine zweyte Hauptidee des Königs in Rücksicht seiner Regierungsmethode war folgende: Der König wollte den Staat, wie der Hausvater seine Familie, seine Wirthschaft regieren; er wollte für seine Unterthanen denken und handeln, so daß stets ihr Bestes erfolgen müsse. Er sah sich nicht als Eigenthümer seines Landes an, und wähnte, solches sey nur für ihn da; sondern nannte sich den ersten Diener des Staats.

Im Sinn dieser Maxime war es daher, daß er dem Volke eine große Wohlhabenheit, und so viele physische Genüsse, wie nur möglich waren, verschaffen wollte. Er nahm Gradationen in der Cultur an, ordnete das Grobe dem Feinern unter, und adoptirte das Colbertsche oder Fabrikensystem. Er unterstützte und hob zuerst auf alle Weise, und zwar unmittelbar, den Ackerbau durch Colonisten-Etablissements und Urbarmachung wüster Flächen.

Er theilte Prämien aus, machte Flüsse schiffbar, ließ Canäle graben, und suchte das Leibeigenthum, wo es möglich war, aufzuheben, wenigstens zu mildern. Er sicherte dem Bauer einen Stand in der Societät, und verschaffte ihm ein Eigenthum, dadurch aber Interesse am Leben. Die fruchtbaren Brüche an der Oder, Warta und Netze, die bevölkerten Gegenden in Pommern und Westpreußen, sind davon redende Beweise.

Mehr galt ihm aber das Fabrikwesen und die Industrie. Der Ackerbau war diesen untergeordnet, da er durch jene den Reiz erhielt, sich empor zu schwingen. Die Ausfuhr roher Produkte war verboten. Bei dem

Getraide war ein Normalpreis festgesetzt, welcher die Freyheit der Ausfuhr oder ihr Verbot bestimmte. Die rohen Produkte mußten in die Städte zu Markte gefahren werden, und damit die Preise derselben für den Städter nicht zu hoch gingen, legte er Landmagazine an, und kaufte in wohlfeilen Zeiten Getraide; wenn aber durch Unfruchtbarkeit Mangel entstand, so öffnete er diese Kornkammern, wodurch er unter andern bei der Theurung 1771 und 1772 seinem Lande die größten Wohlthaten erzeigte. Besonders mußte ihm Pohlen als ein großes Getraidemagazin in solchen Fällen dienen, dessen Debouche's an der Ostsee in seinen Händen waren.

Er gab den Fabrikanten, wenn es an Capitalien fehlte, große Vorschüsse; er baute ganze Städte, belohnte und begünstigte die Kunst auf alle Art.

Diejenigen Fabriken, welche große Fonds bedurften, legte er für seine Rechnung an, und um auch Theil am Handel zur See zu haben, etablirte er die Seehandlung.

Damit immer das Geld in Ueberfluß in Circulation erhalten wurde, errichtete er Banken und Lombards, und gab ihnen einen Fonds von acht Millionen.

Es hat eine Menge von Unverständigen gegeben, die diese Methode des Königs tadelten; sie sagten:

Der Regent muß nicht wie ein Hausvater regieren, seine Sache ist es blos, das Privateigenthum und die Personen sowohl von außen als von innen zu sichern, durch Erziehung und desfalls anzulegende Schulen die Köpfe aufzuklären, die Communikation im Innern durch Canäle und Landstraßen zu erleichtern, und nicht mehrere Abgaben einzuziehen, als gerade der Staat zur Erreichung jenes Zwecks bedarf; diese Abgaben müssen aber in einer einzigen Grundsteuer bestehen, deren Betrag der Cultivateur beim Verkauf der rohen Produkte sich geschwinde bezahlt macht.

wodurch die Abgabe selbst auf die Masse am besten vertheilt wird. Im übrigen muß jeder Staatsbürger Freyheit haben, ein Geschäft zu treiben, welches er will, und welches ihm am mehrsten einbringt. Fern sey jeder Zwang, der auf dem Handel, der Aus- und Einfuhr lastet, der den Ackerbau drückt, und den freyen Menschen hindert, sich zu entwickeln.

Man könnte diese Grundsätze als richtig anerkennen, wenn von jeher alle Staaten diese Freyheit respektirt hätten. Da aber gerade das Gegentheil statt gefunden, da die europäischen Seemächte die andern Welttheile unterjocht haben, und die hier gemachten Sclaven dazu gebrauchen, die unsern Gaumen kützelnden Colonialwaaren anzubauen; da eine jede dieser Mächte, besonders England, sich das Weltmeer ausschließlich anzueignen bemüht ist, so würde es wohl große Thorheit seyn, einen Staat, der wie der preußische situirt ist, sich selbst und seinen vereinzelten Kräften zu überlassen, wie und wann er sich entwickeln wollte. Er würde ganz dem Einfluß jener Mächte hingegeben worden seyn, für sie den Boden mühsam beackert, und dagegen von ihnen die feineren Genüsse mit großem Verlust erhalten haben.

Wohl uns, daß ein Kopf, wie der unsers großen Friedrichs, den Hausvater machte, für alle dachte und handelte, die einzelnen Staatskräfte vereinigte, sammelte, und dann mit vereinter Gewalt kräftig auf Entwickelung hinwirkte, der Sclaverey zu entgehn, die jene besser situirten Seemächte uns aufbürden wollten. Dies war besonders nöthig, da einen großen Theil seiner Staaten ein träges phlegmatisches Volk bewohnte, welches derbe Reizmittel erhalten mußte, um aus seinem Schlafe aufgerüttelt zu werden.

Was würde aus jener Freyheit hervorgegangen seyn? Herren und Sclaven, große Grundeigenthümer, die ihr Leben den Lüsten geweiht hätten, und arme un-

glückliche Bettler, die mit dem Vieh in die Wette die Aecker mühsam zu bearbeiten gezwungen worden wären.

Die dritte Hauptmaxime Friedrichs, welche seiner Regierung zum Grunde lag, war endlich die: Dem menschlichen Geiste in seiner Entwickelung, durch Religionszwang, durch ängstliche Censur und andere Mittel, keinen Zwang anzulegen.

Man kann bei uns schreiben, denken und reden, was man will, wenn dadurch keinem Dritten Schaden zugefügt, und die Gesetze nicht profanirt werden. Ganz gleich waren dem Könige alle Religionen und Sekten; er selbst bekannte sich zu keiner. Ganz gleichgültig war es ihm, was man von ihm sagen mochte; ja er achtete selbst der Pasquille nicht, die man auf ihn machte.

Diese Regierungsmaaßregel hat die preußischen Staaten zu einem Zufluchtsort für alle gute Köpfe gemacht, die an andern Orten wegen ihrer Meinungen verfolgt wurden; es sind dadurch in der Nation selbst die Talente, die sonst noch lange geschlummert hätten, geweckt worden; und besonders dadurch wurde es möglich, daß in dem nicht langen Zeitraum der königlichen Regierung, besonders seit dem Hubertsburger Frieden, solche große Fortschritte in allen Theilen der Wissenschaft und Kunst gemacht worden sind. Das einzige, was Tadel verdient, ist die Schwachheit, welche der König darin zeigte, öffentlich über das, was das Volk bisher für heilig hielt, zu spotten, und selbst geradezu alte Formen, die bisher Regeln für das Thun und Lassen des ideenlosen großen Haufens gebildet hatten, zu zerstören. Dadurch übereilte er sein Zeitalter, und stiftete manches Unheil wider seinen Willen. Mochte er doch glauben, was er wollte, er mußte es sich aber gar nicht merken lassen, sondern er durfte nur der Presse keinen Zwang anthun, und sehr bald würde dadurch

nach

nach und nach der Nebel, der auf den Köpfen laſtete, zerſtreut worden ſeyn.

Doch Friedrich zeigte durch dieſe einzige Schwäche, die ich an ihn bemerkt habe: Daß er ein Menſch und kein Gott war!

Sehr leicht war aber die Quelle davon aufzufinden. Seine Erziehung unter ſeinem bigotten Vater war von der Art geweſen, daß ſie dem Adlerfluge ſeines Geiſtes Hinderniſſe in den Weg legen wollte; dieſer zerbrach aber jede Feſſel, und wie er nun als Regent frey geworden war, verachtete er alle jene Formen, die ihn gedrückt hatten; er ſchonte ſie daher nicht, ohne zu bedenken: daß der größte Theil ſeines Volks etwas haben mußte, um ſich daran zu halten, und daß der Geiſt, der ihm fehlte, nicht im Stande war, die Lücke auszufüllen.

Fünfter Brief.

Berlin.

Hier endigte mein alter Freund ſeinen Unterricht, der mich ganz für das praktiſche Leben einweihte, und mir die Staatsmaſchine, ſo wie ſie unter Friedrich organiſirt war, darſtellte. Ob ſie ſo bleiben, ob man ſie verwirken laſſen, und der König ſie nur blos im Umſchwung erhalten, oder hin und wieder in die Räder eingreifen wird? das muß uns bald die folgende Zeit lehren.

Wie ſoll ich Friedrich Wilhelm II. ſchildern? Die Natur that für ihn im Phyſiſchen alles. Ohne daß es ihm am Verſtande fehlt, (ob zwar er kein Friedrich iſt,) ſo ſchuf ſie ihn doch nicht im richtigen Verhältniß des Geiſtes zu dem Körper. Es iſt

kein Gleichgewicht unter beyden vorhanden. Der
per überwiegt den Verstand, und die Leidenschaften
fen mit dem Kopfe davon. Der Geschlechtstrieb
diesem kräftigen Körper so stark, daß die Seele in
Augenblick, wenn jener am heftigsten dominirt, s
einer wahren Apathie befindet. Er spannt ihm
Nerven; zu häufige und übertriebene, durch kün
Reizmittel vermehrte Genüsse schwächen ihn derg
daß der Geist sich nie von jenen Paroxismen er
kann.

Omne animal post coitum triste!

Bis jetzt ist zwar alles den alten Gang gega
Der König hat die Stelle des ersten Feldherrn
des ersten Ministers übernommen; dies kann aber
lange dauern, er wird dann nur repräsentiren, di
gel der Regierung entweder vertheilt werden od
eine Hand fallen. Wohl uns, wenn das Letztere e
te, und ein Richelieu oder Prinz Eugen ersch
denn die preußische Staatsmaschine ist nur für
großen Kopf an der Spitze organisirt.

Die ersten Feldherren sind jetzt unstreitig: Br
schweig, Möllendorf, Kalkreuth. Als S
ster aber verdienen besonders Schulenburg,
nert, Herzberg und Hoym genannt zu we
Bist Du aber nicht meiner Meynung, daß der
Feldherr und Minister unter der Aufsicht eines
drichs, es nicht grade unter Friedrich Wilh
seyn wird?

Sechster Brief.

Im Jahr 17

Ich privatisire hier, und habe es aufgegeben, im
eine Carriere zu machen, indem ich mich täglich

erzeuge, daß nicht mehr unter dieſer Regierung an ervollkommnung der Staatsmaſchine, ſondern an rer Auflöſung gearbeitet wird.

Bis jetzt hat man zwar manche gute Veränderung emacht, ſie kommen aber nicht von oben herab, ſon- ern von verſchiedenen Seiten her. Die Gewalten ngen an ſich zu trennen. Jede will nur in ihrem reiſe wirken, ohne ſich an die andre zu kehren, und raus wird bald eine Miniſterial-Ariſtokratie entſte- en, und jede Provinz anders regiert werden, wie die achbarte.

Man hat die Franzoſen weggeſchickt, die Tabacks- gie und das Zuckermonopol aufgehoben, auch ſoll der etraidehandel frey ſeyn. Das Erſtere iſt recht gut, as Letztere iſt ſchon ein Eingriff in das Räderwerk der Staatsmaſchine.

Will man das Agricultur- dem Fabrikenſyſtem orziehen, ſo wirft man alles über den Haufen, und es geſchieht gewiß; denn die Miniſterial-Regierung bt an, und dieſe Herren haben große Güther; durch nen freyen Getraidehandel ſteigen die Preiſe der Pro- ucte, mit ihnen auch dieſe im Werth.

Der König amüſirt ſich mit der Rietzen auf eine chſtphyſiſche Art, das heißt: Er braucht entweder ſie, der diejenige, welche ſie empfohlen hat. Er iſt aber Fräulein v. Voß verliebt, die Hofdame bei der ver- ittweten Königin iſt. Dieſe Eroberung wird mit len Künſten der Coketterie und Galanterie auf bey- n Seiten betrieben, wird aber wohl mit einer ganz wöhnlichen Schwangerſchaft, und der Erhebung der amilie ſammt ihrer Beſchützerin, enden.

Siebenter Brief.

Im Januar 1788.

Ich habe Dich lange ohne Nachricht gelassen, und seitdem ist Vieles hier verändert: Der König arbeitet nicht mehr mit seinen Räthen; der Obrist Bischofswerder hat den mehrsten Einfluß; außer ihm der Königl. Kammerdiener, Herr Rietz, und seine quasi Frau Gemahlin. Es erhebt sich aber eine neue Parthey unter dem Schutz der ersten königlichen Maitresse, der Gräfin Ingenheim, geborne v. Voß. Ihr Bruder, ehemaliger Landrath, der Cammer-Präsident der hiesigen Churmärkischen Cammer geworden ist, und dem man Energie und Kopf zutraut, soll auf einen kräftigen Einfluß mit seinen Freunden hinarbeiten. Gut unterrichtete wollen wissen, daß eigentlich der ehemalige Privatsecretair dieses Mannes, Namens Borsten der, seine rechte Hand sey.

Außer der Eroberung Hollands, zu der Herzberg die gereizte Persönlichkeit des Königs benutzt haben soll, wovon unten ein Mehreres, ist das Interessanteste: daß man den König in die Verbindung der Rosenkreuzer gezogen hat, von welcher Bischofswerder die Seele ist. Der Minister Wöllner, ein ehemaliger ordinairer Cammerrath des Prinzen Heinrich dem man das geistliche Departement anvertraut hat, ist mit in diesem Bunde; er hat einige geistliche Räthe an sich gezogen, und nun unterhalten sie den König mit Visionen. Im Gefolge dieser Rosenkreuzerey werden manche Reformen vor sich gehn.

Hollands Eroberung konnte Preußen sehr wichtig werden, wenn man künftig dem Schutzrecht, der alte

Verfaſſung und der Autorität des Prinzen von Oranien durch eine Armee von 50000 Mann Nachdruck gegeben hätte.

Holland hält noch einigermaßen das Gleichgewicht des Seehandels aufrecht, und kann Preußen als Vormauer und Flankendeckung in jedem Kriege mit Frankreich dienen.

Ueber das luſtige Leben bei Hofe, über das Geld, das man wegwirft, über die Menge neugebackner Grafen und Edelleute will ich Dich nicht unterhalten; es iſt ganz in der Ordnung, und ſtimmt zu dem Geiſt der jetzigen Regierung vollkommen.

Achter Brief.

Im Jahr 1792.

Ich wollte in den verfloſſenen Jahren meine Unterhaltung mit Dir nicht fortſetzen, da Du ſchon aus vielerley Broſchüren geleſen haben wirſt, wie es hier zugeht. Ich führe nur die dreyerley Wirkungen an. Die Ingenheimen iſt todt; ihr Bruder aber Miniſter geworden, und erhält ſich beym Könige im Credit, vielleicht aber wegen angenehmer Rückerinnerungen. Einfluß auf das Ganze hat er nicht. Er iſt ein ganz gewöhnlicher Kopf, zwar unbeſtechlich und rechtſchaffen, dabei voll Energie, aber ſehr ökonomiſch. Biſchofswerder auf der einen, Rietz und ſeine Frau auf der andern Seite theilen ſich in der Regierung durch das Cabinet. Der Cabinetsrath Beyer und der expedirende Adjutant Manſtein haben nur einen unbedeutenden Einfluß. Jene ſind ſich entgegen, alle vermeiden aber, dem König nur auf die entfernteſte Art zu zeigen, daß ſie ihn beherrſchen, weil er glaubt, er regiere ſelbſt.

Herzbergs, der noch ganz in Friedrichs Geist denkt und handelt, vermochte den König zu einer drohenden Stellung gegen Rußland und Oestreich, und wollte den Pohlen eine feste Constitution geben; Frankreich und Belgien überließ er dem Orcan, der im Innern wüthet. Hieran that er sehr weise. Er unterstützte in Geheim die Patrioten in den östreichischen Niederlanden, um diese Macht zu schwächen.

Oestreichs Regierung war aber ihrer Vernichtung nahe, da Joseph mit zu raschen Schritten den dritten Stande aufhelfen, den Druck der übrigen von ihm abwälzen wollte. Er nahm der Geistlichkeit die Mittel, der Aufklärung länger entgegen zu wirken, indem er ihre Güther einzog; er schwächte den Adel, da er dem Bauer ein Eigenthum gab, und die Steuern auf alle Stände in gerechter Gleichheit vertheilen wollte. Um die Unzufriedenheit zu vermehren, fiel das Project der Vernichtung des ottomannischen Reichs nicht nach Wunsch aus; es wurden neue Auflagen deshalb gemacht, und noch zur rechten Zeit trat der Kaiser vom Schauplatz ab, indem der Tod ihn mancher Leiden überhob, welche das Verhängniß über Oestreich ausschüttet.

Leopold, ein größerer Diplomatiker als Feldherr, wußte Preußens Machthaber zu gewinnen. Herzbergs Fall wurde von ihnen beschlossen, mit ihm fiel zugleich sein und Friedrichs System. Mit Erstaunen sah die Welt die Reichenbachsche Convention, ohne das geringste Opfer von östreichischer Seite, schließen, und Preußen gab sich seinem Einfluß hin, und schloß ganz gegen sein wahres Interesse den Vertrag zu Pillnitz, bot die Hände zur Auflösung Pohlens, allen seinen vorigen Versprechungen, die Constitution von diesem Jahre aufrecht erhalten zu wollen, zum Trotz.

Oestreich mit Preußen gegen Frankreich im Bunde! wäre dieser Gedanke wohl je in Friedrichs Geiste entsprossen? Preußen versäumt die Gelegenheit, dem

htigen Kaiſerhauſe durch einen raſchen Feldzug eine
re Provinzen zu entreißen, und tritt gegen ſeinen
rlichen Alliirten auf, um Oeſtreich Provinzen er-
u zu helfen.

Es ſchien, als wenn Friedrich Wilhelm nur
n Schatz geerbt hätte, um ihn für ſeine Verwandte
e in Holland) und für andre Mächte zwecklos zu-
chwenden. Den Holländern erließ er die beträchtli-
Kriegskoſten aus Großmuth, ohne zu bedenken,
kein Staatschef als ſolcher großmüthig ſeyn darf.
welchem rechtlichen Grunde zahlten wohl die preuſ-
en Unterthanen ſchwere Abgaben, um den reichen
ändern eine Verfaſſung aufzudringen, die ſie nicht
r mochten? Etwa, weil die Prinzeſſin von Ora-
die Schweſter des Königs war? Was konnte Preu-
von Frankreich wohl erobern, was zu conſerviren
ſen wäre? Was konnte es Preuſſen nützen, ein
k von Pohlen zu acquiriren, und Nachbar zweyer
lich geſinnter großer Mächte zu werden, die ſich
größten Theil der Beute aneignen wollten? Durch
preußens Eroberung wollte Friedrich eine Ver-
ung mit Oſtpreußen bewirken, nie hätte er eine
liche Vernichtung Pohlens zugelaſſen. Es war
s wie Perſönlichkeit und Regentenſtolz, was den
g zu jenen Schritten verleitete. Er wollte groß-
ig den Beſchützer der alten Verhältniſſe in Euro-
machen, die Frankreichs Democraten anzutaſten.
en. Der Roſenkreuzer Biſchofswerder hatte
viel vom Jacobinismus vorgeſchwatzt, und wurde
Oeſtreich, welches Lothringen und Elſaß erobern
e, wie von den Emigrirten unterſtützt. Biſchofs-
dern war alles daran gelegen, Herzberg außer
uß zu ſetzen, und ſich durch Pohlens Acquiſition
ereichern. Es erfolgte nun ein Kreuzzug gegen
kreich, der ganz kürzlich zur Schande der Alliirten
dieſes Jahr von den Franzoſen zurückgeſchlagen wurde.

Man wollte in Frankreich eine Idee durch die Waffen vernichten, welche das Volk eben erst richtig ergriffen hatte, und man achtete eine Reihe von Vestungen, welche die französischen Grenzen schützen, für nichts, ließ sie rechts und links liegen, nahm zwey der schwächsten, und marschirte gradr auf Paris los, ohne die nöthigen Mittel zum Zweck ergriffen zu haben. Man zog nicht den zehnten Theil der Truppen zusammen, um das herculische Projekt durchzusetzen, ein Volk in einer Meinung zu bekämpfen, die 24 Millionen Menschen auf gleiche Weise durchdrungen hatte, nachdem die Oppositionspartey sich selbst exilirte.

Ohne an einen Rückzug zu denken, ohne sich eine Operationsbasis zu sichern, wollte man durch einen Coup de main ein großes Reich und eine Hauptstadt erobern, worin sich die ganze Armee, wie ein Regentropfen in einem See, verloren hätte. Die Folgen sind Dir bekannt.

Der Rückzug aus der Champagne hat den Ruhm der preußischen Truppen auf ewig befleckt. Custines Diversion gegen Mainz hat die ganze Kriegskunst, so wie sie da steht, persiflirt, und der durch unregelmäßige Haufen bei Jemappe über regulaire Truppen erfochtene Sieg hat bewiesen, daß die Natur über die Kunst alles vermag, wenn sie alle Kräfte in Thätigkeit setzt. Eine, alle Individuen belebende, Idee besiegte hier eine durch die Kunst hervorgebrachte Form, so wie es immer der Fall war.

Belgien ist für Oestreich verloren, und die preußische Armee ist ihrer Vernichtung durch eine geheime Convention entgangen, die aber jetzt schon von neuem gebrochen worden ist. Das Lächerlichste bei dem ganzen bodenlosen Plan ist das Manifest, welches der Herzog von Braunschweig zu unterschreiben gewagt hat, um dadurch seinen Ruhm, womit er sich im siebenjährigen Kriege und in Holland bedeckte, zu beflecken.

Indem man in der Politik von Friedrichs Principien abging, folgte man im Innern einer noch zweckwidrigern Maaßregel. Man wollte plötzlich der Druck- und Preßfreyheit einen Riegel vorschieben, die Friedrich 46 Jahre lang beschützte. Man erließ ein Religionsedikt und ein Censurreglement, und wagte es, der Nation vorschreiben zu wollen, was sie glauben und der Publicität übergeben sollte. Man untersagte alle geheime Verbindungen, indem der König an der Spitze einer solchen Verbindung stand, die ihre heuchlerischen Absichten mit dem Schleyer der Finsterniß bedeckt hatte.

Man hat zugleich alles angewendet, alle guten Köpfe zu entfernen oder zu intimidiren, und andere an ihre Stelle gesetzt, die zu allen verkehrten Handlungen eines verdorbenen Cabinets mit dem Kopfe nicken, um dafür mit Pensionen, Pfründen und Capitalien beschenkt zu werden.

Die Rietzin, die in ihrer Jugend Citronen feil bot, hat einen Hof um sich versammelt, der ihrer Geilheit entspricht; ihr Mann, der noch immer zu der Classe derer gehört, die den Kutschbock besteigen, läßt die Ersten des Landes in seinem Vorzimmer warten, und der Ausländer Bischofswerder läßt seiner geldgierigen Ehehälfte sich ein gnädiges Lächeln mit Geld aufwiegen.

Die besten Köpfe unter den Ministern, Herzberg und Schulenburg, sind entfernt, und durch Mitglieder des Rosenkreuzerbundes ersetzt. Der offne gerade Patriot wird verscheucht, Heuchler treten an die Stelle. In Masse fließt das Geld aus dem Schatze, um verderbliche Projecte auszuführen. Kurz, man jagt im Galop zum Ziele der Auflösung einer Staats-Verfassung, an der Friedrich ein halbes Jahrhundert mühsam bauete.

Neunter Brief.

Im Jahr 1795.

Das neue System, auf Inconsequenz begründet, hat, seitdem ich Dir das Letztemal schrieb, sich noch immer weiter ausgebreitet. Der Schatz ist nicht nur verschwendet, sondern man fängt auch schon an, in Frankfurt und Holland Anleihen zu eröffnen. Man hat aber durch Pohlens Theilung die Grenzen des Staats erweitert, und die Nationalkraft verstärkt, antwortest Du: O ja! Das ist die Corpulenz eines Wassersüchtigen, der schnell im Umfange wächst, dessen concentrirte gesunde Säfte sich in Wasser auflösen, worinn er zuletzt erstickt.

Pohlens Besitznahme, die jetzt gedämpfte Insurrection und der Baseler Frieden, sind drey Akte, wodurch Preußens jetzige Machthaber vor der Welt öffentlich dokumentirt haben, daß sie nichts von dem verstehen, was preußisches Staatsinteresse heißt. Ich werde Dir alle drey auseinander setzen, und Du wirst bald aufhören, über Preußens Vergrößerung zu triumphiren.

Pohlens Besitznahme.

Wie die Möllendorfsche Armee ohne Schwerdtschlag ein Land occupirte, dem Preußen kurz vorher seinen Schutz zugesichert hatte, da begab ich mich nach Posen, um in der Nähe den Beobachter zu machen, und mein Taschenbuch zu bereichern.

Ich sah hier den bisher freyen Adel Pohlens den Huldigungseid unter Händeringen ablegen. Ich hörte ihm von einem Minister die Versicherung ertheilen, wie der König seine alten wohl erworbenen Rechte unange-

taxirt lassen wolle, ohne dies Versprechen auszuführen; denn sonst müßte man die Occupation nicht unternommen haben.

Bald darauf hörte ich das Wehklagen aller der pohlnischen Officianten, denen man ihre Stellen genommen hatte, und sie mit Deutschen besetzte. Ich sah die Begierde so vieler hungrigen Preußen, die in ihrer Anstellung das Mittel gefunden zu haben glaubten, ihre Taschen zu füllen. Ich konnte weder diese ganze Occupation gerecht, noch dem Staatsinteresse Preußens angemessen finden, noch weniger schien mir die Einrichtungsmethode, welche der Minister v. Voß anzunehmen für gut fand, der Klugheit gemäß. Denke dir ein Land, dessen Einwohner sich in zwey Theile theilen, in Herren und Sclaven, von denen die ersteren seit Jahrhunderten in einer regellosen Ungebundenheit lebten, die letztern alles Gefühl für eine bürgerliche Existenz verloren hatten, und durchaus nur als lebendige Ackerinstrumente anzusehn waren; ein Land, worinn die katholische Religion auf dem Großen Haufen noch ihren Einfluß behauptete, wo man eine eigne Sprache redete, eine Nationaltracht besaß, und wo ein allgemeiner Charakter sich zeigte, der durchaus mit dem Deutschen in Disharmonie war. In diesem Lande wagte es der Minister Voß, die in dem streng gehaltenen militairischen Preußen übliche Policey- und Finanzordnung einführen zu wollen; er war so kühn, sogleich eine Detaxationscommission des sämmtlichen Grund und Bodens anzusetzen, ohne das zu repartirende Quantum in Zolle zu bestimmen; er drang den Pohlen die deutsche Sprache auf, die sie nicht verstanden, und gab sich nicht die Mühe, seine neuen Gesetze, (wenigstens verständlich) ins Pohlnische übersetzen zu lassen, sondern es wurden Ignoranten als Translateurs gegen einen kargen Lohn angesetzt. Außer dem erst nach geschehener Detaillirung zu bestimmenden Steuer-

quanto wurde noch das Stempelwesen erhöht, die Musik der Dudelsäcke verpachtet, die Zölle und Consumtionsabgaben erhöht, und mit größter Strenge eingetrieben.

Die Officianten, welche man fand, jagte man fort, obschon sie ihre Stellen erkauft hatten, und setzte dagegen in der Regel den Ausschuß aus diesem Stande an, der sich in den alten Provinzen befand.

Es schien, als wollte man ein Botanibay aus Süd-Preußen für alle solche Officianten machen, welche längst hätten cassirt oder aufgehenkt werden sollen. Dabei war der Herr v. Voß gegen die aus Splendide gewöhnten Pohlen nicht bloß kalt und zurückstoßend, sondern auch ganz eigentlich ökonomisch; seine Tafel war sehr frugal servirt, sein Aeußeres so simpel als möglich, seine Sprache diktatorisch; Widerspruch litt er nicht; seine Geschöpfe waren sämmtlich im Aktenstaube gebildete Finanzisten, die aus dem pohlnischen Koth gar zu gern gleich harte Thaler gemacht hätten. Der G. R. Schultz, ein auf den ostpreußischen Aemtern erzogener ehemaliger Aktuarius, demnächst Calculator, zuletzt Kriegs- und endlich Geheimer Finanzrath, hatte ganz den verschloßnen in sich gekehrten Provinzialcharakter, der diesem Volke eigen ist. Er dirigirte das Classifications- und Domainenwesen, ließ Berge von Akten und Zahlen auf Zahlen häufen, woran kein wahres Wort war; denn seine Oeconomie-Commissarien verstanden zwar, sich per nefas den Beutel zu spicken, aber nicht die Aecker abzuschätzen. Er selbst hatte nur mechanisch die ost- und westpreußischen Domainen veranschlagt, und Classificationsgrundsätze im Kopfe, die er auf Südpreußen anwendete; es war aber nicht die geringste Genialität, aber desto mehr Eigensinn in ihm, nach diesen abgenutzten Leisten in Pohlen verfahren zu wollen, woraus nur verkehrte Resultate entstehen mußten.

Herr von Göcking, der Dichter und G. R. hat
ar etwas gefälliges in seinen Manieren, ist aber seh:
eitläuftig in seinen Erzählungen, und kann vor vieler
rbeit nie zu den Geschäften kommen.

Ich schildere Dir nicht erst die Collegien, sie wa-
n aus lauter Großvätern, die das Präsidium, und
ıd aus ungezognen Knaben, die die Räthe ausmach-
n, zusammengesetzt. Das Allerlächerlichste war, daß
ıan dieser harten Civilorganisation nicht den gering-
en militairischen Nachdruck gab. Das Möllendorfsche
orps wurde im Winter 1793 bis auf wenige Truppen
us Pohlen zurückgezogen, wie die Insurrection schon
ı Entstehen war.

Wollten die drey Mächte einmal Pohlen theilen,
) mußten sie gleich dem Ganzen ein Ende machen;
ıl der ersten Occupation schoben sie aber allen Brenn-
off in den gebliebenen Ueberrest des Reichs zusammen;
le edle Patrioten, alle verstoßenen Officiere, alle ab-
:setzten Officianten sammelten sich hier, und es war
ıl solchen verkehrten Maaßregeln wohl kein Wunder,
aß 1794 im Frühling das Feuer, welches schon lange
nter der Asche geglimmt hatte, losbrach, und in hel-
n Flammen auflohderte. So geschah denn, und das
it Recht,

die Insurrection.

Eine Nation (darunter sind nur die Freyen oder
r Adel zu verstehn,) die Jahrhunderte keine andre
lichtschnur gekannt hatte, wie ihren freyen Willen, die
n Genuß aller Rechte sich von jeher befunden hatte,
le die Natur durch einen starken Körperbau und durch
ıre Früchte jedem verlieh, der sich in ihren Besitz zu
tzen vermochte, sollte sich sogleich dem strengen Civil-
:setz und allen steifen Formen fügen, für die Preuß.
ms Regenten seit zwey Jahrhunderten ihr Volk em-
fänglich gemacht hatten? wie war das zu erwarten?

rückte nach, und fing die berühmte Belagerung von Warschau an, die zwey Monate dauerte, ohne daß man vorher je diese Stadt unter die Vestungen hätte zählen hören.

Zuerst besaß man kein schweres Geschütz. Wie man es aus Schlesien hatte kommen lassen, fiel es den Generalen erst ein, daß keine Munition vorräthig sey; diese wurde von Graudenz verschrieben, und bei Plozk von den Insurgenten weggenommen.

Endlich brach im Rücken der Armee bei Gnesen eine Insurrection aus. Denn man hatte von Warschau bis Berlin, 70 Meilen weit, etwa 4 Bataillone in Posen und Frankfurt zurückgelassen, und nun detaschirte man kleine Corps von 2 bis 3000 Mann unter Zekuli, Schwerin, Elsner, Polens und Manstein, der aus Schlesien heranrückte. Zekuli wurde in Bromberg aufgerieben, Manstein in Kosten überfallen, wo er sich in ein leeres Faß versteckte. Die übrigen marschirten da, wo der Feind nicht war, und unterdeß Zekuli bei Bromberg aufgerieben wurde, blieb Schwerin ruhig in Posen, und besuchte alle Abend das Theater. Endlich mußte die schlecht betriebene Belagerung von Warschau schändlich aufgehoben werden, und die Armee an den Rückzug gegen die schlesischen Grenzen denken.

In Posen hatte ein Cavallerie-Oberster das Commando; dieser sandte zuweilen kleine Commandos aus, um Streifcorps der Insurgenten aufzuheben; die Anstalten dazu wurden aber so betrieben daß die Pohlen zeitig davon unterrichtet waren: wenn die Preußen dann ankamen, waren sie entfernt, und wenn sie zurückgingen, rückten sie wieder ein.

Die Belagerung von Warschau wurde aufgehoben, wie schon gesagt worden, und die preußische Armee war ihrer Auflösung nahe, wenn nicht der russische General Fersen zur rechten Zeit gekommen wäre, und

Kos

ziusko gefangen genommen hätte. Hat dieser Edle damals wirklich ausgerufen: Finis Poloniae! so hatte er ganz recht; denn mit ihm entwich diesem Versuche der Conföderation der gute Genius, und sie wurde nun nur als ein Vehikel gebraucht, Schändlichkeiten auszuführen.

Die besten Generale, Dombrovsky und Madalinsky, waren mit einem Theil der Truppen nach Bromberg vorgerückt, und sollten von Schwerin eingeschlossen werden, der ihnen aber nichts zu Leide that; sie mußten sie aus einander gehen lassen, da Praga und Warschau genommen waren. Die Preußen hatten eigentlich in diesem Feldzuge nichts gethan, und keine Lorbeeren errungen. Der einzige General Hund in Thorn, oder vielmehr sein Adjutant, der Herr von Voß, zeichnete sich durch eine solide Vertheidigung aus, dafür erhielt Herr von Hund ein Guth geschenkt, Herr von Voß den Verdienstorden ohne Einkommen. — Unter den Preußen zeichneten sich nur die westpreußisch-pohlnischen Regimenter aus (Holwede und Schwerin), die bei Warschau mehrere Schanzen erstürmten.

Kosziusko machte wohl einen Fehler, daß er das Gebirge im Cracauischen verließ, und sich nach Warschau begab, wo er auf allen Seiten eingeschlossen wurde; wenn je für ihn eine mögliche Aussicht vorhanden war, zu siegen, so konnte es nur durch einen Krieg à la Vendée geschehen.

Hatte sich das Militair schlecht genommen, so war es bei dem Civile noch mehr der Fall. Der König etablirte eine Commission, welche besonders darauf achten sollte, daß keine Insurrection entstände; sie war aber aus den allerelendesten Mitgliedern zusammengesetzt, die durchaus unfähig waren, eine Verschwörung zu entdecken, noch weniger sie in ihrem Fortgange aufzuhalten. Wie sie entstanden und organisirt war, löste

sich diese Behörde auf, die passive viel zur Entwickelung beigetragen hatte.

Das Feld-Kriegs-Commissariat unter der Direction eines Flesch schien auch nur deshalb vorhanden zu seyn, damit die Armee schlecht verpflegt, die Lieferanten bereichert, und die Commissariatbedienten erkauft würden. Eigentlich dirigirte der Jude Itzig aus Berlin die Geschäfte, und sein Einfluß bei Hofe war so stark, daß, wie die Juden Herz Kuhn und Gotzeiner den Schfl. Haber um 4 Gr. wohlfeiler liefern wollten, wie jener, ihr Gesuch abgeschlagen wurde.

Diese Schändlichkeiten bewogen jemanden, in Peterkau in die südpreußische Zeitung zur nehmlichen Zeit, wie das Commissariat von Peterkau nach Posen translocirt wurde, einrücken zu lassen: daß eine große Räuberbande, die sich bisher in dortiger Gegend aufgehalten, nunmehr ihren Weg nach Posen genommen hätte.

Wie die Revolution durch Rußland gedämpft und nun das übrige Pohlen getheilt war, da dachte man auch an Bestrafung der Insurgenten. Vorher wurde aber Herrn von Voß das Departement genommen, und dem Grafen Hoym in Schlesien übergeben; diesem gab man aber noch einen Unterminister, Herrn von Buchholz, ehemaligen Chargé d'affaires bei der Republik Pohlen, zum Gehülfen.

Diesen Mann hatte schon Friedrich II. aus der Pepiniere des Prinzen Heinrich genommen, und ihn nach Warschau geschickt, um besonders hier auf die Weiber zu wirken, denn er war schön und liebenswürdig. Er hatte lange Jahre seiner Bestimmung entsprochen, und zum Beschluß seiner Laufbahn in dieser Art ein junges liebenswürdiges pohlnisches Weibchen geheyrathet. Mit dieser kam er nach Posen, wo es seine Bestimmung war, einen kleinen Ministerialhof zu machen, die vornehmen Pohlen an sich zu ziehen, und sie

u amüſiren; nebenher aber zuweilen den Sitzungen es Cammercollegii beizuwohnen. Dieſe Rolle ſpielte r mit Anſtand, und es iſt wahr, daß ſeine Feten brilant und geſchmackvoll waren. Es begegnete dieſem gemüthigen Mann aber ein Unglück, was ihn um ſeie Frau, ſein Amt und ſein Renomee bringen wird. Seine Nerven waren ſo abgeſtumpft, daß er zu allen eiten des Tags ſich nicht des Schlafs enthalten konnt. Beim Eſſen, in den Seſſionen des Cammercollegii, urz bei allen Gelegenheiten überfiel ihn dieſer Schlaf. Sein Secretair, der Kriegsrath Buchholz, vereinigte ihn mit dem Grafen Hoym, und nun wurden Intriguen in Menge angewendet, um dieſen zu ürzen, woran aber der Miniſter Buchholz ſehr unſchuldig war.

Die Inſurrectionscommiſſion, wobei Herr von Buchholz präſidirte, verfuhr ſehr glimpflich mit den Pohlen; wenigen Inſurgenten wurden die Güther eggenommen, die mehrſten kamen mit einem Stück Geld davon.

Der Graf Hoym nahm, als ein feiner Mann oll Lebensphiloſophie, die Pohlen ganz anders, als in Vorgänger. Er überhäufte ſie mit Höflichkeit, caſſirte die Claſſificationscommiſſion, beſtimmte die Steuern auf eine erträgliche Art, und hob die Muſikzeit auf.

Der Baſeler Frieden.

Der Gang, den der Rheinkrieg der Allirten genommen hat, iſt Dir bekannt. Nach dem Rückzuge in Weißenburg ſchob Preußen alles Unglück auf Oeſtreich, Oeſtreich auf Preußen. Die in dieſen Feldzügen gewonnenen Schlachten bei Pirmaſſens und Kaiſerslautern hatten gar keine Erfolge, denn im Spätherbſt '94 zogen ſich die Preußen nach Weſtphalen, nachdem ſie vorher diesſeits des Rheins müßig geſtanden hat-

ten. Statt Holland zu besetzen, sahen sie ru
wie es die Franzosen eroberten, wodurch die
Tendenz, welche der Krieg für diese Macht habe
te, verloren ging.

Das größte Uebel, was Preußen durch d
oberung Hollands begegnen konnte, ist: daß
sich nun den Besitz der holländischen Colonien,
Handlung und Marine ungestört aneignen dar
durch der Despotism über alle Meere begründe
Endlich wurde der berühmte Baseler Frieden ab
sen, wodurch wir die jenseits des Rheins li
Provinzen an Frankreich provisorisch abtraten,
für auf Deutschlands Unkosten dereinst entschä
werden.

Das war das Resultat eines Kriegs, d
allen Grund angefangen, ohne allen Grund
war, der viele Millionen gekostet hatte, in Fr
eine Republik entstehen machte, den König L
XVI. aufs Chafot brachte, und vielen tausend
digen das Leben kostete.

Man sieht keinen Grund ein, warum die
erst 1792 die Waffen ergriffen, um die Mona
Frankreich zu retten, und warum es nicht sch
geschah, wo dem Könige noch mehr Spielraum
sen war, wie drey Jahre später? Dies kam
daß in Preußen 1789 Herzberg, 1792 ab
schofswerder regierte.

Der so unglücklich geführte Krieg zeigte de
daß man den Feind auch durch irreguläre mit
behängte Haufen schlagen kann, und daß die n
den Vestungen (stehenden Heere) jenen das F
men mußten. Dies kam daher: daß jene Hauf
tirt, durch eine Idee entbrannt waren, und die
rien erstürmten, als wären sie von Furien gepei
Es kam daher: daß jene stehenden Heere kei
keine Einheit des Willens lenkte, sondern ein

us, aus alten, an der Form' klebenden Generalen zu-
ammengesetzt. — Es kam daher: daß in den fran-
ösischen Heeren derjenige zum Anführer sich empor
schwang, den die Natur dazu geschaffen hatte, und den
s dazu auszeichnete; in der alliirten Armee aber die-
r Feldherrncharakter in demjenigen vorausgesetzt wur-
e, der aus einem vornehmen Schooß entsproffen war,
nd dem das Alter mit den Jahren auch das Feld-
rrntalent mitgebracht hatte. Deshalb wurden in den
anzösischen Armeen oft Schulmeistern und Stiefel-
chsern, Advocaten und Köchen die Feldherrnstellen
it Recht eingeräumt, statt daß die Feldherren der
lliirten füglich zu Schneidern, Friseuren u. s. w. her-
igesetzt zu werden verdient hätten. — Es kam daher:
ß die Franzosen einen Volkskrieg, die Deutschen ei-
n Krieg der Kunst führten; in jenen wirkte die Na-
r, in diesem allein bezahlte Mittel und Resultate ei-
r künstlichen Form. War es auch ein Phantom (der
reyheitsschwindel), der die Franzosen exaltirte, so
irkte er doch kräftiger, wie die durch den Corporal-
ck erzwungenen, mit zwey Groschen täglich bezahlten
ienste der deutschen, in bunte Lappen gesteckten Knech-
, Soldaten genannt. — Die Franzosen thaten in
rer Idee alles für sich, die Deutschen für andere; ja
wußten selbst nicht, für wen und warum?

Wie in den Franzosen die Natur so nachdrücklich,
e zuerst, zu wirken aufgehört hatte, da förderte sie
n Product zu Tage (die neue Kriegskunst), welche
les Alte weit übertraf. Dies beruhte vorzüglich dar-
n die größte Kraft auf die Schwächen des Feindes
werfen, solche zu durchbrechen, um die vortheilhaf-
sten Punkte des Terrains je eher je lieber zu errei-
en, und sich hier festzusetzen, alles zu entfernen, und
h davon loszumachen, was einen Aufenthalt und ein
inderniß im Fortrücken abgeben könne (Bagage);

sich auf dem Flecke zu nähren, wo man stand, das feindliche Land auszusaugen (Requisitionen).

Dadurch vermochte man es, den Soldaten b zu unterhalten, und ihn an nichts Noth leiden zu sen, statt daß die deutschen armen Teufel oft Tage an allem Nothwendigen Mangel litten, und wenn hungernd vom Bedürfniß getrieben, einmal zulang mit Prügeln bestraft wurden; unterdeß manche ciere, besonders aber die Commissaire und Lieferan von demjenigen schwelgten und Capitale sammelten, den Soldaten gebührte.

Der deutsche Soldat hat noch überdies die a nehme Aussicht, wenn ihm etwa ein zweckloses Ge des Bravhaltens anwandelt, was der Menge f zum Krüppel geschossen zu werden, und dann zeitle auf Krücken betteln gehn zu müssen, oder als Nacht-, Thurm- oder Thorwächter bis ins hohe hinauf bei Tag und Nacht dem Staate um ein pengeld zu dienen, oder auf der Post als Schirrm sich zerschlagen, oder wohl gar als Stockmeister die minalgefangenen bewachen zu müssen. Jedes G welches aus dem Bürgerstande sich in die deutschen meen verirrt hatte, mußte in ihnen untergehn, daß es in den französischen die glänzendsten Au ten hatte.

Wie alle europäische Mächte nur stehende H unterhielten, da war das preußische ihnen allen üb gen, weil es alle übertraf; aber seit dem der Con in Paris das Volk in Masse aufbot, da war es mit allen Kriegsmaschinen, Armeen genannt.

Nur dann, wenn Deutschland in Masse aufst wenn es alle Hindernisse zerbrochen haben wird, die Entwicklungsfähigkeit seiner Einwohner im Wege wenn alle Prärogativen, die nicht die Natur und Verdienst dem Menschen verlieh, vernichtet seyn we nur dann kann es hoffen, mit Frankreich zu balanc

Zehnter Brief.

Posen 1797.

Ich habe die Acquisitionen bereiset, die Preußen in Pohlen gemacht hat, und bin hierher zurückgekommen. Bei dieser Reise hat sich mir die Bemerkung aufgedrängt:

Daß die Südpreußen in der Wirklichkeit sehr viel gewonnen, in der Idee alles verloren haben, seit sie die Regierung wechselten; daß aber Preußen, wie es diesen Ländern und ihren Bewohnern die Souveränität aufgedrungen hat, dabei sein eigenes Interesse verkannte.

Diese Behauptung werde ich beweisen, und Du wirst mir Recht geben.

Sobald die freye Entwicklungsfähigkeit im Physischen und Moralischen Zweck der Menschen und der Staaten ist, so hat Pohlen durch die preußische Souveränität gewonnen, insofern diese die coercitive Gewalt enthielt, alle Hindernisse, die jenem Zweck entgegen standen, wegzuräumen. Preußen that noch mehr: Es opferte einen Theil seiner Existenz auf, indem es Pohlen in sich aufnahm.

Nach der Politik Friedrichs waren Pohlens Debouche's an der Ostsee nur für Preußen da, nur für dieses baute es seine Aecker, und von diesem erhielt es für sein Getraide, was zu geben ihm gefällig war. Dies hat aufgehört, und seitdem steigen alle Güther im Preise.

Kein Mensch wußte in Pohlen, was sein war. Die Preußen fixirten das Eigenthum des Grund und

Bodens durch das Hypothekenwesen, wodurch ebenfalls die Gütherpreise auf eine enorme Weise stiegen. Die Städte waren Mist- und Kothhaufen; die Preußen räumten sie aus und verschönerten sie auf alle Weise. Man sehe Posen vor und nach der Occupation. Die Prozesse hatten in Pohlen kein Ende, der Mächtigste hatte immer Recht; die Preußen führten die Justiz ein. Der Bauer war ein Ackerinstrument; die Preußen gaben ihm einen Stand in der Societät, und sicherten ihm seine Rechte.

Im Wesentlichen hat also Pohlen gewonnen, nicht so Preußen. Dieses benutzte Pohlen ehemals als Unterlage seiner Stärke, als Instrument seiner wachsenden Größe, was nun alles wegfällt. — Verloren haben die Pohlen die Idee ihrer Selbstständigkeit, die sie nie zu realisiren vermochten. Hätte Preußen nur diese geschont, und jenen Thörichten glauben lassen, sie regierten sich selbst, es wäre nie eine Insurrection entstanden.

Beneficia non obtruduntur, das hätte Preußen bedenken sollen. Da es dieß vergaß, that es etwas Widersinniges, wofür die Strafe folgen wird:

Preußen geht in Pohlen einst unter!

Sobald das Hypothekenwesen völlig eingerichtet seyn wird, dann steigen die Gütherpreise; den Besitzern werden die Capitale zu Verbesserungen fehlen, sie werden sie zu hohen Zinsen in den alten preußischen Provinzen suchen und finden. Diese Capitale, dem Fabrik- und Handlungswesen entzogen, werden in Südpreußen sich verlieren. Durch die eröffneten Debouche's an der Ostsee wird Pohlen seinen Waitzen den Engländern theuer verkaufen, dadurch werden alle übrigen rohen Produkte in die Höhe gehen; es darf nur ein unfruchtbares Jahr alsdann eintreten, und die Fabriken, besonders in Berlin, sind am Ende ihrer Laufbahn.

Ich will mich hier nicht auf den alten Streit des
orzugs des Agricultur- oder Fabrikensystems einlas-
n. So viel ist aber doch gewiß: Daß, wo einmal
s Letztere angenommen worden, wie es Friedrich
ar, man nicht plötzlich zu dem erstern übergehen darf.

Friedrich konnte im Ankauf der rohen Produkte
n Engländern so wenig eine Concurrenz verstatten,
e die Einfuhr englischer Waaren erlauben, wenn er
in Militairsystem durchsetzen wollte. Denn sein Volk
wohnte weder ein Land, dessen geographische Lage
m Handel so günstig war, wie die von England,
ch war sein Volk so industriös wie das englische,
ch waren so viele Capitale vorhanden, wie in jener
nsel. Er mußte daher durch sein Ausfuhrsystem, durch
in Magazinwesen, durch seine Fabriken es dahin brin-
n, die Preise der Dinge zu leiten, damit ihm die
Mittel blieben, seine Armee auf den Beinen zu erhalten.
Da der Ackerbau, von einem Volk ausschließlich
trieben, dasselbe stets in Herren und Sclaven theilt,
n denen die Einen nur genießen, die Andern arbei-
n, wodurch die Entwickelung nicht gefördert wird, und
Friedrichs Absicht war, sein Volk auszubilden, so
ußte er das Fabrikensystem ergreifen, und in diesem,
cht im Reichthum des Ausländers, mußte der Sti-
ulus für die Agricultur liegen.

Auf diese Weise läßt es sich (besonders da Fri-
rich Pohlen zum Abzuge hatte) erklären, warum er in
erlin und Potsdam so viele Fabriken etablirte. Jetzt
t nun das Agriculturſystem belichter, weil alle Mini-
r Agronomen und Guthsbesitzer sind, das Fabriken-
partement einen Zweig des Generaldirectorii aus-
acht, dessen vorsitzender Minister, Struensee, den
ampf mit der Mehrheit nicht bestehen kann.

Elfter Brief.

Posen 1797.

Soll ich Dich nunmehro mit den Folgen des Ackersystems bekannt machen, die es in Pohlen seit Jahrhunderten hervor gebracht hat? Es sey:

In einem Bezirk von mager gedüngten Aeckern, worinn Du keinen Obstbaum, keine grüne Hecken, keine Gärten, sondern weiter nichts wie Erde und spärliche Kornähren erblickst, siehst Du einzelne große Haufen, ganz den zusammengefahrnen Misthaufen ähnlich, die man vor den Thoren von Berlin, Wien, Paris und London sieht. Das sind pohlnische Dörfer.

Du kommst näher, und der Koth stemmt sich Dir entgegen, in welchem die auf hölzernen Säulen ruhenden, mit Lehm ausgeschlagnen, und mit Stroh gedeckten Hütten angeklebt sind. Vor der Thüre befindet sich der Düngerhaufen, der mit dem Flur parallel liegt, so daß der Koth ins Haus bequem hinein- und wieder hinausfließen kann. Du bückst Dich und gehst hinein; einige Sauen, mit nackten Kindern ihnen ähnlich vermischt, stürmen Dir entgegen, fahren Dir zwischen die Beine, und rennen Dich über den Haufen.

Du rafft Dich auf, öffnest eine angelehnte Thüre, und befindest Dich in der einzigen Wohnstube des Hauses. Hier siehst Du die nackten Wände, im Winkel ein Bett voll mustriges Stroh mit beschmierten Schaafpelzen bedeckt, darüber einen an die Wand geklebten, mit Fliegendreck colorirten Heiligen, außer dem einen unbehobelten Tisch und eine ihm ähnliche Bank. Der Wirth sitzt mit seiner Ehehälfte beym Essen, beyde in beschmutzten zerrissenen Schaafpelzen und bloßen Füßen;

die Haare hängen wild um den Kopf, und ſind voll Weichſelzöpfe; die Läuſe kriechen zu Dutzenden ohne Schaam darinn herum, und laſſen ſich hier recht wohl ſeyn. — Ohne Tiſchtuch, aus einer hölzernen Schüſſel, die nie gewaſchen wird, ißt man Sauerkohl mit Leinöl der Dir recht lieblich entgegen dufftet.

Du verläßt den Sitz des Elends, und fragſt nach dem Herrn des Dorfs; man zeigt Dir ein hölzernes Haus mit Schindeln gedeckt, ohne alle Verzierung. Du trittſt ein; es begegnet Dir ein Kerl mit Lumpen bedeckt, ungewaſchen und ungekämmt; es iſt der Struße, der alle unreinlichen Dienſte in der Wirthſchaft hier verrichtet; er hat im Entree einen Keſſel voll heißen Waſſers placirt, und einen Pferdeſchwanz in der Hand, damit wäſcht er die Teller, die ihm ein ſchmuziger Bedienter aus dem Eßſaal hinausreicht.

Du wirſt in dieſen Eßſaal geführt, und ſetzeſt Dich mit zu Tiſche; die Suppe iſt verzehrt; es kommen Rinderkaldaunen, die nicht völlig rein gemacht ſind; Landochſenfleiſch, halb gar mit ſauern Gurken; Schöpſenragout mit Zwiebeln überladen; ein Braten, aus dem nach jedem Schnitt das Blut läuft, und Sallat mit ranzigem Oel angemacht. Man ſetzt eine ungeheure Flaſche Bier hin: ſtatt eines Pfropfens hat man ſie mit Lehm verklebt; das Bier ſelbſt iſt von einer dicken Lehmgauche nicht zu unterſcheiden. Endlich kommt Ungarwein, und ein Glas ohne Fuß geht ſo lange gefüllt um den Tiſch, bis alles beſoffen ſich unter demſelben befindet; denn es iſt des Herrn Geburtstag. Jedesmal, wenn man ausgetrunken hat, gießt man den Reſt im Glaſe über ſich in die Stube, auch ſchneuzt man ſich mit den Fingern während des Eſſens in die Stube, und wiſcht ſich mit einem Schnupftuche Finger und Naſe ab. Hat man kein Tuch, ſo geſchieht dies mit dem Aermel.

Am andern Tage ists Sonntag; es ist ein schöner Tag, Du gehst und siehst im Dorfe die Einwohner sich belustigen. Womit? Sie liegen vor der Thüre auf dem Miste, und suchen sich die Läuse ab. Bald darauf ertönt in der Schenke der Dudelsack; die Jugend eilt hin, und es beginnt der Bärentanz, der darin besteht, daß ein Bauer und eine Bäuerin so lange um eine in der Stube stehende Säule herumlaufen, bis sie schwindlich hinsinken. Wer einige Ditchen hat, säuft so lange, bis er damit fertig ist und besoffen umfällt.

Ich spreche mit dem Herrn über seine Oeconomie, über die Ackerwirthschaft. O! sagt er, der Soff in Bier und Branntewein geben das mehrste baare Geld. Wenn Martini kommt, dann verkaufen meine Bauern ihre ganzen Vorräthe auf dem Markte in Posen: Brod- Saat- und Deputatkorn, Heu und Stroh; aber das ist mir Recht: denn das gelöfete Geld versaufen sie alles in der Schenke, und es fließt in meinen Sack. Freylich kommen sie um Lichtmesse herum mit dem Sack auf dem Rücken auf den Hof, und verlangen einen Vorschuß an Brod- und Saatgetraide von mir; ich muß es ihnen auch geben, wenn sie nicht davon laufen sollen; aber ich halte sie kurz, gebe ihnen zur Nothdurft, was sie brauchen, setze es zu hohen Preisen an, und lasse sie, der Ordnung wegen, tüchtig abkantschuhen.

Sagen Sie mir doch, frage ich ihn: wie machen Sie es denn, wenn Ihnen ein Dorf abbrennt, da Sie doch alle Häuser für Ihre Rechnung wieder aufbauen lassen müssen? — Ja das ist zwar ein schlimmer Umstand, da helfe ich mir aber folgendergestalt: Ich lasse so viel Bauholz in der Haide anschlagen, als nöthig ist, sämmtliche Gemeinden müssen es anfahren, die Bauern müssen das Mehrste beim Aufbau selbst verrichten, und dem Zimmermeister gebe ich pro Haus einen Ducaten; da steht in 6 Wochen das Dorf wieder da.

Würden Sie es aber nicht lieber sehen, setzte ich meine Unterhaltung fort, wenn Ihre Bauern bestimmte Dienste leisteten, ihr Saat-, Vieh- und Bauinventarium selbst besäßen und ergänzten? — O ja! antwortete der Gutsbesitzer, aber das wollen die Canaillen nicht; man hat es hier in der Nachbarschaft auf einem Domainenamte versucht, aber die Bauern waren nicht dazu zu bringen.

Aber, mein Gott, warum denn nicht? — Weil sie zu faul sind, und ihnen ihr alter passiver Zustand, worin sie für nichts zu sorgen haben, besser gefällt. — Das ist schlimm, dachte ich, so weit hat es das Ackersystem gebracht. — In Pohlen liegt der Untergang der preußischen Monarchie, dabei bleibts.

Zwölfter Brief.

Posen 1799.

Ungeachtet aller Versprechungen der Huldigungscommissarien 1793, daß die geistlichen Güther und Starostreyen ihren Besitzern bleiben sollten, wenn sie respective 50, 75 und 81 Procent Abgaben zahlen würden, so wie die Lustration den Maaßstab bestimmt, hat man diese Güther jetzt sämmtlich eingezogen, den Besitzern eine magere Competenz ausgeworfen, und den schönsten Theil derselben den Günstlingen des Königs geschenkt. Das war Bischofswerders Plan bei der Occupation von Südpreußen.

Beschenkt sind ganz vorzüglich der General Bischofswerder, der Major Zastrow, expedirender Adjutant des Königs, der Fürst Hohenloh, Herr v. Treskow, ein Kaufmann in Berlin, der Reichsgraf v. Lüttichau, Gesandter am Niedersächsischen

Kreise, Herr v. Hünerbein, Herr Marquis de Lucchesini u. a.

Mit den geistlichen Güthern möchte es hingehen, daß man aber den Staroſten ihre Besitzungen nimmt, die sie erkauft haben, das scheint mir ungerecht zu seyn, besonders, wenn man sehen muß, daß diese Einziehung nicht zum Vortheil des Staats, sondern der Privatpersonen geschieht, die den Thron umlagern.

Du wirst wohl schon gehört haben, daß der König an der Bruſtwaſſerſucht kränkelt, daß seine Tage gezählt sind, und man seiner Auflösung entgegensieht; man will also noch die letzte Lebenszeit dieses Gutmüthigen benutzen, um auf Kosten des Staats sich zu bereichern.

Der König thut gar nichts mehr im Politischen und im Innern des Staats ohne Einfluß; er ist in dem vorigen und in diesem Jahre so schwach geworden, daß es kaum glaublich ist. Er wohnt im Marmorpalais, wo die Tänzerin Schaltzky seine letzten Tage ihm erträglich zu machen sucht.

Die Rietzin, die zur Gräfin Lichtenau emporgehoben ist, und die Bäder von Pyrmont und Pisa in dem verflossenen Sommer besuchte, schrieb zuerst von Pyrmont aus an den König: „Ich habe hier einen Mann gefunden, der meine ganze Neugierde erregt hat; er ist bei Jahren, sein Aeußeres zeigt viel Würde, er spricht wenig, ist verschlossen, und isolirt sich, macht sich aber dennoch durch sein frapantes Wesen Allen bemerkbar; sein feuriges Auge entdeckt nur zu sehr, was in ihm vorgeht, und die geringste Kleinigkeit entschlüpft nicht seinem tiefen Beobachtungsgeiste.“

Der König antwortete ihr: „Das ist einer von den geheimen Obern,“ geh zu ihm und frag: „Ob ich mit Frankreich wieder Krieg anfangen solle oder nicht?“ — Die Lichtenau antwortete: „Der Sonderling ist abgereist.“

Aus Pisa schrieb sie dem König aber: „Ich habe meinen Sonderling wieder gefunden, er hat mir gesagt: Melden Sie Ihrem Herrn und König, er solle um Gotteswillen keinen Krieg mit Frankreich anfangen, in ihm läge der Untergang seines Hauses; natürliches Interesse knüpfe beide Staaten an einander, und nur der Ufan könne dieß Band trennen.“

Der König befolgte diesen Rath und Bonaparte konnte ruhig den Sieg bis vor die Thore vor Wien tragen. Die Gräfin Lichtenau gab aber dadurch den stärksten Beweis: daß sie nicht durch englisches Geld erkauft war, wie man allgemein geglaubt hat.

Der Graf Hoym, dem zuerst vom Cabinet ein Gutachten abgefordert würde, unter welchen Modalitäten die geistlichen und starosteylichen Güther eingezogen werden könnten? setzte sich mit Macht dagegen, und zeigte an: daß der König bei der Huldigung den Besitzern ihre Rechte garantirt hätte, daß demnach diese Güther abgeschätzt, die geistlichen auf 50, die starosteylichen noch höher in der Contribution angesetzt wären; daß der König nicht sehr viel durch die Einziehung, besonders in der ersten Zeit, profitiren werde, da eine Menge Geld zur Unterhaltung des Gottesdienstes, zu milden Stiftungen, und zur Alimentation der Geistlichkeit vom Ertrage abgezogen werden müsse; daß die Gebäude und das Viehinventarium in schlechtem Zustande auf diesen Güthern sich befände, und man besser für das königliche Interesse sorgen werde, wenn man nach und nach die Abgaben erhöhen wolle. Der üble Eindruck, den dieser Gewaltstreich auf die Nation und auf das gemeine Volk machen würde, welches der Geistlichkeit anhinge, sey endlich in seinen Folgen gar nicht zu berechnen. Das half aber Alles nichts; Bischofswerder, oder vielmehr seine Frau, wollte sich bereichern, deshalb mußte Friedrich Wilhelm II. wortbrüchig werden.

Ein fataler Streich begegnete diesem kühn Günstling, kurz vor der Insurrection, mit seiner ter: Der Besitzer der Staroſtey Kolo, der Gra rovsky, ein junger Krüppel mit einem kurzen sonst ein Ungethüm, und unter den jungen Pohl verdorbenſte, reiſte nach Berlin, um ſich den Be ner Staroſtey zu ſichern; man wies ihn an Biſ werdern. Dieſer nahm ihn gnädig auf, zog seinen Familienzirkel, und es entſtand dadurch e besverſtändniß zwiſchen ihm und der Fräulein ſchofswerder. Der Vater gab ſeinen Segen die Hochzeit wurde in Fraustadt feyerlich beg Fünf Tage nachher waren aber die jungen Leu einem Uebel befallen, welches die gerechteſte Urſac Scheidung enthielt. Die hintergangene Ehefra bei der Poſenſchen Regierung die Scheidungsklag es wurde ein Interimiſticum regulirt, und ein des Grafen, Namens Murowanna Goßlin, in S ſtration genommen, um daraus der Ehefrau ſtand ßigen Unterhalt anzuweiſen. Das Guth war Thlr. werth, und es hafteten 30000 Thlr. Schulde auf. Der junge Gurovsky, voll Verzweiflun ſonders da er durch ſeine Frau angeſteckt zu ſe hauptete, trat der Inſurrection bei.

Nach der Beendigung derſelben war dem G Biſchofswerder daran gelegen, dieſe ſchmuzig che auszugleichen; man ſchlug ihm den Kriegsrat Triebenfeld zum Vermittler vor.

Die Inſurrection war beendigt, Gurovsk in Glogau auf der Veſtung. Hier erklärte ihm v. Triebenfeld: Wenn er ſeiner Frau nicht wanna als Entſchädigung abtreten würde, ſo ſo wegen ſeiner Verbrechen, am Leben beſtraft werden; rovsky ließ ſich dadurch verleiten, jenes Guth treten. Triebenfeld erhielt ein ähnliches Gu

Kalisch, und die übrigen Helfershelfer wurden nicht weniger bedacht.

Sobald die geistlichen Güther eingezogen waren, zog Bischofswerder den Herrn v. Triebenfeld nach Berlin, der sich in den goldnen Adler einquartirte, und brauchte ihn, die Vorschläge wegen der zu verschenkenden Güther zu machen, da er sehr viele Localkenntnisse besaß. — Im Cabinet fertigte man jedesmal das Concept der Schenkungsurkunde aus, schickte es an den Herrn v. Triebenfeld, der die Namen einrückte, welche der Donatarius erhalten sollte. Dem schon beinahe abgestorbenen Könige legte man das Mundum vor, sagte ihm: Es wären unbedeutende Vorwerke, und er dankte Gott, wenn er die Urkunde unterschrieben hatte.

Bischofswerdern war nichts daran gelegen, Güther in Südpreußen zu besitzen, kaum waren sie ihm radirt, so wollte er sie auch verkaufen; dazu fand sich denn auch ein Gimpel aus Coppenhagen, ein während des Reichs-Interimistikums neugebackener Reichsgraf v. Lüttichau, der ein großes Vermögen besaß. Bischofswerder machte ihn zum Gesandten am niedersächsischen Kreise, und schlug dem Könige vor, diesen Millionair dadurch ins Land zu ziehen, daß man ihm Güther in Südpreußen schenkte. Dies geschah, und zur schuldigen Dankbarkeit kaufte er Bischofswerdern seine Donationen für 50000 St. Friedrichsd'or ab.

Dieser Lüttichau erhielt nun eine Menge Güther, und da man dem Könige nicht zu viele verschiedene Namen nennen wollte, so wurden die Güther, die man andern Creaturen schenken wollte, auf des Grafen Namen gesetzt, der darüber einen Scheinkaufcontract sogleich mit dem wahren Donatario eingehen mußte.

Der Reichsgraf von Lüttichau sollte aber auch Domainenpächter werden: Die Herrschaften Cretzyn

und Pollazewo gehörten ehemals dem Minister Görne. Nach seiner Abdanckung wurden sie eingezogen, und für Rechnung der Seehandlung, auf Abschlag der Görneschen Defecte von 900000 Thlr., administrirt. Herr von Struensee übergab aber solche 1795 der Posenschen Kammer als Domainen, jedoch mußte dieselbe, nach dem vom Könige approbirten Amortisationsplan, 36 Jahre lang der Seehandlung 50000 Thlr. auf jenes Capital und Zinsen zahlen.

Der Reichsgraf von Lüttichau extrahirte eine Cabinetsordre, wornach ihm die Pacht dieser Güther auf 36 Jahr gegen das Quantum von 50000 Thlr. jährlich überlassen werden, und wobei es ihm freystehen sollte, für Königliche Rechnung zu bauen und zu meliorіren. Die Aemter trugen aber 64000 Thlr. Brutto ein, mithin hätte der Reichsgraf Lüttichau jährlich 14000 Thlr. profitirt, welche in 36 Jahren 504000 Thl. ausmachten, ohne den Vortheil einer so weit ausgedehnten Pacht zu berechnen. Die Posensche Kammer setzte sich gegen die Ausführung dieses schändlichen Projects, und der König starb zu früh, ehe es durchgesetzt werden konnte.

Auf die allersonderbarste Weise erhielten zwey Personen Güther geschenkt, die nicht die entferntesten Ansprüche darauf hatten. Der erste war der Postdirector Goldbeck in Warschau, der andere, Herr v. Hünerbein, ehemaliger Adjutant des Prinzen Louis. Die Güther, welche Herr v. Goldbeck erhielt, sollte ein Namensvetter von ihm bekommen, in der Schenkungsurkunde hatte aber die Canzley eine Verwechselung gemacht. Dem Könige diesen Verstoß anzuzeigen, wagte man nicht, und so blieb jener im Besitz.

Herr v. Hünerbein war der Geliebte der schönen Knobelsdorfen, Hofdame der Prinzeß Louis; diese hielt sich mit dem Könige in Pyrmont auf. Eines war der König des Morgens bei dieser Prinzeß zum

Frühstück, wie die Knobelsdorfen durch das Zimmer ging. Es entfuhren ihm die Worte: hübsch Mädchen, Prinzeß! O ja! (antwortete diese,) sie ist schon Braut! — Mit wem? fragte der König. Mit dem Herrn v. Hünerbein, erwiederte sie; es ist aber eine ehrliche Verbindung der Liebe, denn sie haben beide nichts. — Heyrathen, Güther schenken! war die Antwort des Königs.

Man fertigte sogleich eine Estaffette an den Herrn v. Hünerbein nach Karge ab, wo er in Garnison stand, mit der Notiz: er solle der Prinzeß eine Bittschrift an den König übersenden, worinn er ein Guth in Vorschlag brächte. Herr von Hünerbein wählte das benachbarte Kloster Obra, 200000 Thl. am Werth. Die Supplik ging ab, und bald darauf war er im Besitz des Guths und seiner schönen Braut.

Ich könnte noch viele Fälle von ähnlichen Schenkungen anführen, es mag aber an jenen genug seyn, um zu zeigen, wie der Hof unter der vorigen Regierung beschaffen war, und wie dergleichen Begünstigungen verdienstloser Creaturen unter den Hofleuten auf die Pohlen wirken mußte, statt, daß der König Gelegenheit gehabt hätte, die pohlnische Nation wieder mit sich auszusöhnen, wenn er den unglücklich gewordenen pohlnischen Officieren und Officianten Vorwerker geschenkt hätte.

Dreyzehnter Brief.

Berlin im Spätherbst 1797.

Die beiden letztern Lebensjahre Friedrich Wilhelms II. waren keine Regierungs-, sondern vielmehr

Auflösungs-Perioden alles dessen, was Friedrich II. 46 Jahre lang mühsam erschaffen hatte.

Der König dachte im neuen Garten in Potsdam nur daran, wie er seinem einzigen Triebe, der Wollust, gnügen wollte. Die kräftige Natur in ihm war nicht mehr im Stande, hinlänglichen Stoff zu bereiten, um seinen wollüstigen Genüssen Reitz zu verschaffen. Alle künstlichen Reitzmittel wurden zuletzt vergebens verschwendet, und endlich, wie alle Spannkraft der Nerven erschlafft war, löseten sich die Säfte in Wasser auf, und der Tod war nicht mehr abzuhalten, dem Lebensprincip ein Ende zu machen, was die Natur auf ein Jahrhundert zuerst ausgebildet hatte.

Der Tod des Königs war schrecklich. Nachdem der Chemiker Hermstädt an ihm Experimente mit reiner Lebensluft *) zwecklos gemacht hatte, konnte er die letzte Nacht vor seinem Tode nicht mehr schlafen; er setzte sich um zwey Uhr in einen mit Leder ausgeschlagenen Federstuhl, frühstückte noch Caffee und Zwieback, und kaum war das Frühstück verzehrt, als der Todeskampf begann.

Der Sterbende litt fürchterlich. Krampfhaft zerriß er mit den Daumen das Leder an den Lehnen des Stuhls, und verwünschte sein Leben. Er äußerte verschiedene Male: „Einen solchen schweren Tod habe ich wohl nicht verdient, ich habe es immer gut mit meinem Volke gemeint; die Campagnen haben mich ruinirt“ u. s. w. Gegen den Morgen starb er. Seine Lieblinge hatten ihn verlassen, bezahlte Hände bedienten ihn im Tode. Die Lichtenau war Abends vorher spät von Charlottenburg zurückgekehrt, hatte sich ruhig schlafen gelegt, und ließ am Morgen, wie der König schon todt war, noch fragen: wie Se. Majestät geschlafen hätten? Sie wohnte im Cavalierhause im neuen Garten.

*) Man sehe die Note B. im Anhange.

Wie der König todt war, nahm Bischofswerder die königlichen Insignien, ritt über die Havelbrücke jenseits der Meyerey, und dachte: Gute Nacht, Herrschaft! Was du im Trocknen hast, das hast du!

Vierzehnter Brief.

Berlin.

Da die alte Regierung sammt ihrem System zu Ende ist, und eine neue anhebt, so wird Dir eine Charakteristik derer, die die mehrste Gewalt hatten, nicht unlieb seyn. Hier folgt sie:

Die Gräfin Lichtenau, gebohrne Enke,

war das Kind armer Eltern; der König als Prinz liebte ihre ältere Schwester, und besuchte sie öfter zur Nachtzeit. — Einst verlangte er Punsch, wie es schon spät war. Die jüngere Schwester sollte Zitronen schaffen, und weigerte sich dessen; die ältere, darüber erbost, gab ihr eine Maulschelle. Die Thränen und das Geschrey der kleinen lockte den Prinzen herbey, und sein wollüstiges Auge entdeckte bald Umrisse an ihrem Körper, die ihm exaltirten, und von diesem Augenblick an erklärte er sie für seine Geliebte. Er ließ sie in Paris erziehen. Wie sie zurückkam, und den Prinzen mehr wie jede andere fesselte, bemerkte sie der König, und bestand auf ihrer Entfernung.

Auf diese Weise bekam sie einen Mann an Rietz, und war des Prinzen Frau. Sie liebte ihn wirklich; ja sie war sogar eifersüchtig, bis endlich ihre Existenz von einem klügern Betragen abhing. Nun wurde sie die Kupplerin des Königs, und unterrichtete die Schlacht-

opfer seiner Wollust, wie sie mit dem König sich zu benehmen hätten. Sie hatte aber so genau des Königs Reitzbarkeit studirt, daß, wenn er durch häufigen Wechsel sich abgestumpft hatte, die alte Freundin noch Reitzmittel im Rückenhalt hatte, wodurch sie ihn so zu fesseln wußte, daß er immer zu ihr wieder zurückkam. Bösartig war sie nicht; sie war ganz Weib, rachsüchtig in der Liebe und eitel. Sie hat manche Schurken gehoben und Bettler bereichert, die sie nach ihrem Fall mit Füßen treten wollten. Sie hat den König nie zu großen Ausgaben für sie verleitet, und was sie erhielt, war wahrlich für einen königlichen Verschwender, der 100 Millionen aus dem Fenster geworfen hatte, eine Bagatelle: Einige Güther in der Mark, für ein paar Mal hunderttausend Thaler Juwelen, und 500000 Thl., um welche sie Struensee prellte, waren das Ganze. Auf Struensee lautete die Assignation der 500000 Thaler; er hielt die Zahlung aber zurück, bis der König todt war.

Güther in Südpreußen hat sie sich nie schenken lassen; sie wurden an andere verschenkt. Bestochen von fremden Mächten war sie nie. Am Tode der Ingenheimen war sie unschuldig; die Rosenkreuzerey war ihr zum Gelächter; sie persiflirte solche in Gegenwart des Königs; dadurch machte sie ihn oft wüthend.

Die Natur hat ihr alle Reitze verliehen, um genußliebende Männer zu fesseln; tändelnde Liebe war nicht ihre schwache Seite, sondern voller physischer Genuß, mit allen Reitzen ausgestattet, die die Natur gibt läßt. Ihr Körper war wunderschön, ganz Ebenmaß ohne Gleichen. Es fehlte ihr nicht an der Unterhaltungsgabe und am Geschmack in Kunstsachen. Ihr Tisch war der ausgesuchteste in Berlin, ihre Zirkel die zwangloseſten und freudenvollſten, die es gab. Sie war zu einer Maitresse gebohren und gebildet.

Der General Bischofswerder.

Bischofswerder war ein ganz gewöhnlicher
opf, und hatte keinen bösen Charakter; sein Gemüth
ar aber den äußern Eindrücken zu sehr offen, woraus
ne große Schwäche des Willens entstand. Er war
n sächsischer Cavallier, und wurde in den Rosenkreu-
Orden gezogen; er war ein Mitglied des Schröpfe-
chen Bundes, und einer von denen, die dieser Gei-
rseher und Betrüger in Leipzig täuschte. Er beglei-
te ihn auch ins Rosenthal, wo er den Brüdern Auf-
rung zu geben versprach, sich aber erschoß.

Bischofswerder, dadurch nicht geheilt, verfolgte
n Weg der Schwärmerey, und benutzte dazu die Ma-
nnerie; er machte kleine Reisen, um seinen Anhang
verstärken; so hielt er sich auch eine Zeitlang in
rnberg bei dem General Frankenberg auf, der
n mit Geld unterstützte; denn er war sehr arm.

Dem Kronprinzen empfohlen, suchte er ihn bald
r seine Geisterseherey und alchymistischen Projecte zu
winnen, welches ihm leicht glückte, da gewöhnlich
oße Wollüstlinge sich der Schwärmerey hingeben. Er
urde also der Liebling des Prinzen, da er die Schwä-
en desselben zu seinem Vortheile zu benutzen wußte,
d sich nie die Miene gab, als wolle er eine Herr-
haft über ihn ausüben.

Wie Friedrich Wilhelm König geworden war,
ischte sich Bischofswerder nie direkt in die An-
legenheiten des Staats, so wenig wie in die Lieb-
haften des Königs; er machte keine Ansprüche auf
eförderung, so wenig wie auf Geschenke; ja selbst die
ngelegenheiten des Militairs bearbeitete er nicht, son-
rn verhielt sich ganz passiv. Wenn nun der König,
ie es oft geschah, zwischen Meinungen schwankte, so
te er zu seinem Vertrauten, um sich Raths zu erho-
n; er fand und benutzte ihn auf der Stelle. Wenn
er König mit seinem Vergnügen innigst beschäftigt

opfer seiner Wollust, wie sie mit dem König sich zu benehmen hätten. Sie hatte aber so genau des Königs Reitzbarkeit studirt, daß, wenn er durch häufigen Wechsel sich abgestumpft hatte, die alte Freundin noch Reitzmittel im Rückenhalt hatte, wodurch sie ihn so zu fesseln wußte, daß er immer zu ihr wieder zurückkam. Bösartig war sie nicht; sie war ganz Weib, rachsüchtig in der Liebe und eitel. Sie hat manche Schurken gehoben und Bettler bereichert, die sie nach ihrem Fall mit Füßen treten wollten. Sie hat den König nie zu großen Ausgaben für sie verleitet, und was sie erhielt, war wahrlich für einen königlichen Verschwender, der 100 Millionen aus dem Fenster geworfen hatte, eine Bagatelle: Einige Güther in der Mark, für ein paar Mal hunderttausend Thaler Juwelen, und 500000 Thlr, um welche sie Struensee prellte, waren das Ganze. Auf Struensee lautete die Assignation der 500000 Thaler; er hielt die Zahlung aber zurück, bis der König todt war.

Güther in Südpreußen hat sie sich nie schenken lassen; sie wurden an andere verschenkt. Bestochen von fremden Mächten war sie nie. Am Tode der Ingenheimen war sie unschuldig; die Rosenkreuzerey war ihr zum Gelächter; sie persiflirte solche in Gegenwart des Königs; dadurch machte sie ihn oft wüthend.

Die Natur hat ihr alle Reitze verliehen, um genußliebende Männer zu fesseln; tändelnde Liebe war nicht ihre schwache Seite, sondern voller physischer Genuß, mit allen Reitzen ausgestattet, die die Natur zuläßt. Ihr Körper war wunderschön, ganz Ebenmaaß, ohne Gleichen. Es fehlte ihr nicht an der Unterhaltungsgabe und am Geschmack in Kunstsachen. Ihr Tisch war der ausgesuchteste in Berlin, ihre Zirkel die zwangloseſten und freudenvollsten, die es gab. Sie war zu einer Maitresse gebohren und gebildet.

Der General Bischofswerder.

Bischofswerder war ein ganz gewöhnlicher Kopf, und hatte keinen bösen Charakter; sein Gemüth war aber den äußern Eindrücken zu sehr offen, woraus eine große Schwäche des Willens entstand. Er war ein sächsischer Cavallier, und wurde in den Rosenkreuzer Orden gezogen; er war ein Mitglied des Schröpferischen Bundes, und einer von denen, die dieser Geisterseher und Betrüger in Leipzig täuschte. Er begleitete ihn auch ins Rosenthal, wo er den Brüdern Aufklärung zu geben versprach, sich aber erschoß.

Bischofswerder, dadurch nicht geheilt, verfolgte den Weg der Schwärmerey, und benutzte dazu die Maçonnerie; er machte kleine Reisen, um seinen Anhang zu verstärken; so hielt er sich auch eine Zeitlang in Grünberg bei dem General Frankenberg auf, der ihn mit Geld unterstützte; denn er war sehr arm.

Dem Kronprinzen empfohlen, suchte er ihn bald für seine Geisterseherey und alchymistischen Projecte zu gewinnen, welches ihm leicht glückte, da gewöhnlich große Wollüstlinge sich der Schwärmerey hingeben. Er wurde also der Liebling des Prinzen, da er die Schwächen desselben zu seinem Vortheile zu benutzen wußte, und sich nie die Miene gab, als wolle er eine Herrschaft über ihn ausüben.

Wie Friedrich Wilhelm König geworden war, mischte sich Bischofswerder nie direkt in die Angelegenheiten des Staats, so wenig wie in die Liebschaften des Königs; er machte keine Ansprüche auf Beförderung, so wenig wie auf Geschenke; ja selbst die Angelegenheiten des Militairs bearbeitete er nicht, sondern verhielt sich ganz passiv. Wenn nun der König, wie es oft geschah, zwischen Meinungen schwankte, so eilte er zu seinem Vertrauten, um sich Raths zu erholen; er fand und benutzte ihn auf der Stelle. Wenn der König mit seinem Vergnügen innigst beschäftigt

war und aufgefordert wurde, ein wichtiges Ste
ſchäft zu entſcheiden, ſo wurde Biſchofswerd
rufen, und es hieß dann: machen Sie die Sa
wie Sie glauben, daß es am beſten iſt. Biſ
werder entſchuldigte ſich dann wohl, es hal
nicht, und wenn alles expedirt war, unterſchr
König die Rein-Schrift, ohne ſie zu leſen. U
tende Gegenſtände überließ Biſchofswerder
R. Beyer, ja ſelbſt Rietzen, der durch den
netsſekretair, ſeinem Bruder, Cabinetsordres fa
ließ.

Biſchofswerder befolgte dieſe Methode b
Ende ſeiner politiſchen Laufbahn, und ſelbſt di
therſchenkungen in Südpreußen wurden auf eben
Wege verhandelt. Der Donatarius kam desfa
tend ein, die Bittſchrift wurde dem Grafen
zum Gutachten mitgetheilt, worauf dann die
kungsurkunde erfolgte. Vorher war aber alles
Privatbriefe eingeleitet.

Mit der Lichtenau war Biſchofswerd
ewigen Kampf; ſie konnte ihn aber nicht ſtürzen
der König auf alle ihre Klagen ſtets antwortete
Biſchofswerder, ſondern ich habe das ſo
Zuletzt durfte ſie ſeinen Namen nicht mehr nen
Schulenburg und Herzberg ſtürzte Biſ
werder eben ſo wenig, wie den Miniſter von
direkt; dieſe Herren verſahen es darin, daß
Könige zu imponiren verſuchten, wenn die Gere
auf ihrer Seite war; dann klagte es der König
Freunde Biſchofswerder, und dieſer durfte
gen: „Mein Gott! ſind Ew. K. M. nicht H
König?“ ſo wurden jene disjuſtirt und mußte
Einfluß aufgeben.

Die ganze Politik Biſchofswerders
darin: Nichts zu ſcheinen und Alles zu
Selbſt in der Roſenkreuzerey, in den Andachtsü

rhielt ſich Biſchofswerder paſſiv. Wenn der König Zweifel äußerte, ſo hieß es: „Ja es iſt ſonder-ar, meine Vernunft ſträubt ſich ſtets gegen dieſe wun-derbaren Erſcheinungen; aber ich kann mich doch nicht entbrechen, fortgeſetzte Prüfungen anzuſtellen.“ — „Da haben Sie recht, pflegte dann der König zu antwor-ten, wir wollen neue Verſuche machen,“ wodurch er ihn dann immer mehr umſtrickte. — Unter den Mit-gliedern dieſes Bundes waren einige verführt, andere waren Helfershelfer, und andere benutzten dieſe Ver-bindung zu ihrer Beförderung. — Ganz gemein war Biſchofswerder nicht, ſo daß er ſich der Beſte-chung hingegeben hätte; deſto mehr aber ſeine Frau.

Die in Südpreußen veranſtalteten Gütherver-chleuderungen waren auch ihr Werk, indem ſie ihren Mann dazu verführte, wenn ſie ihm ſtets ſagte: „Sie werden wie ein Bettler ſterben, wenn Sie nicht jetzt noch die letzten Tage des Königs benutzen, um für ihre Familie etwas zu thun“ u. ſ. w.

Der Kämmerer Rietz.

Ein ganz gemeiner Menſch. Als Bedienter des Königs, wie er noch Prinz war, ertrug er alle Launen deſſelben. Friedrich Wilhelm war jähzornig, und mißhandelte oft ſeine Leute; dies that ihm ſehr leid, ſobald die Hitze verflogen war, und er machte es durch Geſchenke wieder gut.

Rietz ließ ſich nun von ſeinem Herrn Ohrfeigen, Stockprügel, Fußtritte und Mißhandlungen jeder Art gefallen, und war geduldiges Inſtrument; er entſchä-digte ſich dadurch, daß er die ihm untergebenen Bedien-ten eben ſo wieder mißhandelte, wie er vom Prinzen gemißhandelt wurde. Wie er nun endlich für ſeinem Herrn ſich zum Deckmantel ſeiner Lüſte, zum Ehemann für ſeine Maitreſſe, hingeben mußte, da ſaß er feſt auf einem Poſten, ſo lange jene in Anſehn ſtand; dies

war das einzige Band, welches ihn an seine Frau Gemahlin fesselte.

Rietzens Genuß bestand im Essen und Trinken, in der Befriedigung seines Hochmuths, im Sammeln eines Capitals fürs Alter. — Im neuen Garten, in dem Hause am Eingange, feyerte Rietz seine Bachanale; hier floß der Champagner und alle edle Weine wie Wasserbäche.

Seinen Hochmuth kitzelte er besonders auf den Reisen des Königs, wo er alle Commissarien, besonders die Landräthe, tyrannisirte. — So kam er einst in den Sternbergischen Kreis, sprang wüthend aus dem Wagen, schrie nach Pferden, schimpfte auf den Landrath, auf seine Langsamkeit u. s. w. Es war finster, der Landrath, ein Mann voll Feuer und Ehrgefühl, erschien, und rief im stärksten Baß: Wer will hier Befehle ertheilen außer mir? dem soll ja der T.... auf den Kopf fahren! Will der Schuhputzer wohl in seinen Wagen? u. s. w. — Rietz, der größte Poltron, schwieg mäuschenstill, und setzte sich ganz unbemerkt in den Wagen, fuhr fort, und hütete sich wohl, den Landrath zu verklagen; der König hätte ihn mit Fußtritten regalirt.

Der Durst dieses gemeinen Menschen nach Gelde war der Grund, daß eine solche Menge Orden unwürdigen Gegenständen ertheilt, und der Adel so wohlfeil verkauft wurde, da ihm ansehnliche Gebühren dafür zuflossen. So mancher Edelmann, der den Zunamen Sechs und Achtziger erhielt, ist nicht vom Könige, sondern von seinem Kammerdiener gestempelt worden, so daß er gar nicht Ursache hat, sich dessen zu rühmen.

Die Gräfin Dehnhof.

Eine vorübergehende Liebschaft des Königs brachte sie empor, die ihn nach den ersten Genüssen sättigte. Sie hatte nicht Verstand genug, ihn zu fesseln, und ließ

sich, durch einige Schwärmer verführt, einfallen, sich in Staatsgeschäfte mischen zu wollen. Schon vergessen, stahl sie sich in den neuen Garten, wo der König einem Concert beiwohnte; wie eine Furie mit fliegenden Haaren drängte sie sich durch, legte das mit dem Könige erzeugte Kind vor seine Füße, mit den Worten: „Da haben Sie Ihr Eigenthum zurück!“ und entfernte sich. Der König blieb ruhig und sagte: „Versorgen!“ worauf das Kind weggebracht, und die Mutter verwiesen wurde.

Die Gräfin Ingenheim.

Ein Opfer ihrer Familie, die sie zu überzeugen suchte; sie müsse sich dem Könige hingeben, um den Staat zu retten. — Sie selbst, durch überspannte Ideen hingerissen, ging hierauf ein, und wie sie fand, daß der König nicht zu bessern war, nährte sie innern Gram, durch Reue erzeugt, der ihr schwaches, reizbares Nervensystem zerrüttete, und den Tod zur Folge hatte.

Der Minister Wöllner.

Ein gemeiner Intriguant, Bischofswerders Instrument. Er suchte dem König die Religion als subjectives Bedürfniß darzustellen, damit dieser, wenn ein Geist durch Wollust ganz entkräftet wäre, als wuiger Sünder in die Hände der von ihm hingestellten Kreaturen Hermes, Hilmer und Woltersdorf fiele.

Ich übergehe so viele andere, die nur abhängige Kreaturen von jenen Hauptpersonen bei Hofe waren. Sie sind vergessen.

Funfzehnter Brief.

Berlin, 1797.

Jetzt will ich mit Dir kurz die Resultate durchgehen, welche Friedrich Wilhelms Regierung für den preußischen Staat hervor brachte. Bey seinem Tode imponirt dieser Staat nur noch durch den Nachklang des Ruhms Friedrich II., durch äußern glänzenden, die Welt täuschenden Schein. Inwendig hat der Wurm seine Hauptstützen zernagt.

Der Schatz, auf den die Stärke der Armee und des Militairs fundirt ist, wurde nicht bloß zwecklos verschwendet, sondern es sind 22 Millionen Thaler Schulden contrahirt. — Die Armee ist von Grund aus verdorben.

Indem Friedrich seinem Grundsatz bis ans Ende seiner Tage getreu war, dem Adel die Officierstellen gegeben hatte, und wähnte: dem Bürgerlichen fehle die Bildung und das Ehrgefühl, auf der andern Seite aber alles that, durch Preßfreyheit die Wissenschaften zu befördern, theilten sich diese mehr dem dritten Stande, als dem Adel mit, und dieser, thörichter Weise stolz auf einen Vorzug, den er ererbt und nicht verdient hatte, gab sich der Liederlichkeit und der Ungebundenheit im vollsten Maaße hin, und übte die Kunst so wenig wie die Wissenschaft.

Daher war schon 1778 die Armee verdorben; der König war über so viele Unordnungen, die unter seinen Augen vorgingen, und deren Grund er nicht enträthseln konnte, wild und stets übler Laune. Er kannte das Zeitalter nicht mehr. Er machte Frieden, indem

er fürchtete, geschlagen zu werden, und seinen Ruhm zu überleben.

Diese Verderbtheit des Adels nahm in eben dem Grade zu, als er durch einen langen Frieden, durch die immer steigende Cultur, durch das Pfand-Credit-System reicher wurde. — Jeder Strohjunker, der sonst kaum einen Bedienten halten konnte, hielt einen kleinen Hof, Koch, Jäger, Equipage und die ganze Litaney. Auf seinem Tische mußten die feinsten Weine und auserlesensten Gerichte stehen. Er lebte im Winter in der Stadt und für ihre Freuden, und das Spiel fraß einen großen Theil seiner Einkünfte. Diese Ueppigkeit theilte sich Frau und Kindern mit, alle alte Formen und Sitten waren ihnen zum Gelächter.

Nun kam die Regierung Friedrich Wilhelms dazu, der Hof ging in allem, was nur Luxus, Verschwendung, Ueppigkeit, Liederlichkeit und Hintenansezzung aller Sittlichkeit genannt werden konnte, voran; die Hauptstadt stimmte mit ein, und die Provinzen folgten bald nach. Man konnte Berlin das große Bordel des preußischen Staats nennen, worin wenig Weiber ihren Männern, und umgekehrt, getreu waren, wenige Mädchen unschuldig ins Ehebette kamen, ja selbst das unnatürliche Laster der Sodomie täglich üblicher wurde.

Die adlichen Officiere, schon verdorben, ehe sie in den Dienst kamen, fanden hier nur den Auswurf ihres Geschlechts als Vorbilder; der Dienst war ihnen Nebensache. Ihre Vorgesetzten waren ihnen ein Gespött, Subordination ein lästiger Zwang, Uniformität dumme Etikette, der Gemeine ein Klotz, an dem sie ihr Müthchen kühlten, wenn sie üble Laune hatten. Die Nächte in den Hurenhäusern, in Sauf- und Spielgesellschaften zugebracht, machten sie den Tag über für jedes ernste Studium unfähig. Nur Romanenleserey und Weiberintriguen machten ihre Beschäftigung aus. In den

Provinzialstädten dachten sie nur an Verführung an rer Eheweiber, an Eheversprechungen, unschuldige Mädchen zu täuschen, und an Betrügereyen im Spiel, oder wie sie Schulden machen könnten, die sie nie zu bezahlen dachten. Dabei waren sie herrisch und arrogant, verachteten alle andere Stände, und despotisirten sie, wo es nur möglich war, und dachten nichts weniger als an das Studiren militairischer Wissenschaften. Ihre militairischen Uebungen waren nur praktisch; ihnen fiel es nicht ein, die Beweggründe aufzusuchen. Jedes neue Manöver lernten sie, wie der Handwerker einen neuen Handgriff in seiner Kunst. — Sie waren die größten Ignoranten in der ganzen Nation. Müßiggang, den Faulheit erzeugt, und Ausschweifungen, die Nervenschwäche zur Folge haben, machten sie selbst für jene kleinen Uebungen unfähig, für den Krieg unbrauchbar.

Die Generale dachten nur daran, wie sie die Armee zu einem Spielzeuge herabwürdigen wollten, alle ihre neuen Ideen strebten nach diesem Ziele. — Statt daß die Cavallerie reiten und hauen soll, unterrichtete man sie in solchen Uebungen, die die sogenannten spanischen Bereiter zu üben pflegen, um ihr Publikum zu belustigen. — Sie sollte auf einem kleinen Raume, wie die Infanterie, sich drehen und wenden lernen, und es fehlte nur noch, daß man des Spaßes wegen Cavallerie-Quadrillen aufführte. Der General Dolf hat besonders hierin sehr viel geleistet, und er würde sich zu einem Direkteur eines Marionettentheaters geeignet haben. — So war die Armee beschaffen, die allein durch Geschicklichkeit, Kenntniß, Bildung und musterhafte Aufführung ihrer Officiere gehalten werden sollte, und die in Südpreußen die auffallendsten Beweise vom Gegentheil gab.

Nicht besser war das Civile. Die Justiz, von Friedrich scharf controllirt, jetzt sich allein überlassen,

vom Könige durch verſchiedene Cabinets-Ordres entheiligt (die Endurtel enthielten), fing von neuem an, in den alten langweiligen, koſtſpieligen Schlendrian zu fallen; die Advocaten (die Geißeln jedes Staats) gingen in den Juſtizcommiſſarien nicht unter, ſondern blühten recht friſch wieder auf, da es ihnen frey ſtand, Klagen zu kaufen, und Actus voluntariae jurisdictionis auszuüben. Mit Juden und Wucherern im Bunde, ſteurpelten ſie ſich zu einer Kaſte, die von den Früchten des Fleißes Anderer leben will, und übten, wo möglich, auf die ſchlecht bezahlten Richter einen deſpotiſchen Einfluß aus, wozu ihnen ihr Geld das Mittel an die Hand gab. Die Proceſſe, die, nach Friedrichs Willen, nur ein Jahr dauern ſollten, beſonders die Concurſe, wobei die Curatoren ſich bereicherten, wurden wieder in die Länge gezogen. In Südpreußen ſah man die Juſtiz-Adminiſtration als einen Modum acquirendi an, und die ſchlechteſten Menſchen füllten hier die wichtigſten Poſten aus. Im Finanzfach war jeder Miniſter Deſpot in ſeinem Departement; der Generalvortrag im Generaldirectorio erſtreckte ſich nur auf unbedeutende Gegenſtände; die Miniſter hatten unter ſich einen ſtillſchweigenden Vertrag geſchloſſen, wornach ein jeder that, was ihm beliebte.

Keine Allgemeinheit war vorhanden. Was man in dem einen Departement als ein Princip aufſtellte, das betrachtete man in dem andern als dem allgemeinen Wohl höchſt nachtheilig. — Kam man aus einer Provinz in die andre, ſo war es, als käme man in Feindes Land. — Die Stellen wurden nie nach Verdienſt und Würden beſetzt, ſondern nach der Laune der Chefs. Daher kamen Bedienten und Jäger, Friſeurs und Ladendiener in Poſten, wohin ſie durchaus nicht gehörten. — Die allgemeine Liederlichkeit, die vom Hofe ausging, hatte auch dieſe Claſſe ergriffen; keiner kam mit dem ihm noch überdies karg zugemeſſe-

nen Solde aus. Der Officiant nimmt also zum Schuldenmachen seine Zuflucht, und diejenigen, welche die königl. Finanzen verwalten sollen, können ihren eigenen nicht vorstehen. Aus diesem Schuldenwesen entstehen die größten Niederträchtigkeiten, deren sich der Officiant erlaubt: Bestechungen und Verfälschungen, wovon ich Dir unglaubliche Beispiele erzählen könnte. Es ist so weit gekommen, daß der Rechtschaffene, der auf Ehre und Pflichterfüllung hält, bespöttelt, ausgelacht, verfolgt, verläumdet und zurückgesetzt wird.

Was die höhern Officianten, Präsidenten, Minister und geheimen Finanzräthe anlangt, so giebt es unter ihnen wohl noch verschiedene, die in Friedrichs Geiste leben; sehr viele sind aber nur von dem Princip der Selbsterhaltung ausgegangen, haben sich Connexionen zu verschaffen gesucht, Güther gekauft, mehrere einträgliche Posten zu combiniren gewußt, und nur daran gedacht, sich zu bereichern.

Es war unter dem jetzt verstorbenen König in Berlin nur ein Studium: Wie man sich den regierenden Personen bei Hofe nähern wollte, sey es ein Schurkenstreich, oder eine schlechte Handlung, das war gleich viel! Wenn es hieß: N. N. hat Connexionen, so machte man ihm Complimente, und ein Kammerpräsident hätte es nicht gewagt, einen seiner Canzellisten hart anzufahren, wenn er gehört hätte, daß er die Waschzettel der Gräfin Lichtenau schriebe. Solche Menschen wurden dann begünstigt, befördert, übervortheilt, ihre Fehler übersah man, und drückte dagegen oft den rechtschaffenen fleißigen Arbeiter, der zu edel dachte, als den Hofschranzen nachzulaufen, der alsdenn mißmuthig und mit Verdruß seinem Amte vorstand.

Zu beklagen und zu bedauern war mancher edle Jüngling, der in den Civildienst mit tugendhaftem Feuer trat, und mit voller Warme des edelsten der menschlichen Gefühle, voll Patriotism, offenbare Mißbräuche,

brüche, die zum Druck des Unterthanen gereichten, abstellen wollte. Er wurde als ein Geck, als ein Windbeutel, Projectmacher verlacht, verächtlich behandelt, und seine Vorschläge als pia desideria ad acta geschrieben.

Bei dem allen wurde in den Collegien viel gearbeitet, alle Wochen zwey bis drey Sitzungen gehalten, für das Wohl des Ganzen wacker gestritten; es wurden über jede Kleinigkeit starke Protokolle aufgenommen, eine Menge Acten geheftet, viele Berichte und pomphafte, mit Phrasen angefüllte Rescripte erlassen; die Sachen blieben aber, wie sie waren, in der schändlichsten Verwirrung. Besonders zeigten sich diejenigen Geschäftsmänner, welche viel thun, aber wenig schreiben sollten, die Commissarien bei der Armee, sehr groß im Schreiben, sehr klein im Herbeischaffen des Provlants. Dicke Acten, Rechnungen und Belege lieferten sie nach vollendetem Feldzuge ab, aber die Pferde waren verhungert, die Armee tagelang ohne Brod gewesen, und die Kranken waren ohne Pflege und Arzney gestorben. — Die französische und pohlnische Campagne liefert dazu schauderhafte Belege, die dem Publiko bekannt sind.

Bei dem Accisdepartement waren in der Form wesentliche Veränderungen vorgegangen; die Sache blieb die nehmliche und mußte es bleiben, denn dieses System war zur Erhaltung des Militair eine nothwendige Circulationsmaschine. Es ging dadurch sicher, ohne Reste, ohne Verzug mit dem Zeitalter fortschreitend, ein großer Theil der Staatsrevenüen ein, und es setzte sie ohne Aufenthalt in 25000 Canälen durch den Sold der Armee wieder in Cours. Man hatte die Ausländer und manches Gehässige, welches die strengen Visitationen hatten, entfernt, und der Zufall setzte diesem Departement einen Mann an die Spitze, der diesen Posten ganz ausfüllte. Es war der Minister Struen-

see. Dieser Mann, ein Bürgerlicher, von Fr[illegible]rich als talentvoll anerkannt und schnell empor gehoben, hatte aber beständig mit seinen Collegen zu kämpfen, und bildete die Minorität.

Struensee war bürgerlich, und hatte selbst als Minister in den Augen des hohen Adels die Untugenden dieses Standes an sich behalten, d. h. er repräsentirte nicht genug. Er war sehr liberal, und nahm jeden Gebildeten, adlich oder nicht, gern an seinen Tisch; er wußte mehr, als er zu wissen schien, und schmückte sich nicht mit fremden Federn. Dieser kluge Mann hält mit aller Gewalt das Accis- und Manufactursystem in Friedrichs Geist, und mit ihm das städtische Interesse aufrecht, was seinen Collegen, außer Schlesien, ein wahrer Gräuel ist, die nur aus dem Ackerbau das Wohl des Staats hervorgehen lassen, weil sie keine Fabriken, sondern große Güther besitzen.

Mit dem Grafen Hoym entzweyte sich Struensee auf folgende Weise: Wie er noch Professor bei der Ritterakademie in Lignitz war, und sein Bruder Dännemark regierte, hatte Friedrich schon seine Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet, und schrieb an den Grafen Hoym: „Er solle ja auf den Professor Struensee Acht haben, damit er nicht nach Dännemark auswanderte.“

Der Graf Hoym sprach darüber mit Struensee, welcher versprach, in Liegnitz bleiben zu wollen; dennoch ging er fort. Der König, der es bald erfuhr, war sehr böse, und gab dem Grafen Hoym einen Verweiß. Wie nun Struensee Minister geworden war, erzählte der Graf Hoym einst in einem kleinen Zirkel jenen Fall, und äußerte: „Was doch nicht aus dem Menschen werden kann; aus einem Schulmeister ein Minister!“ Struensee, der das wieder erfuhr, fühlte sich beleidigt; und da er etwas rachsüchtig war, so wurde er ein erklärter Feind des Grafen Hoym.

Indem Struensee nach eben den Grundsätzen das Accis- und Manufacturwesen, wie unter der vorigen Regierung, verwaltete, erhielt er noch die Hauptcasse im Staate in guten Umständen, und Friedrich Wilhelm, wenn er Geld brauchte, nahm seine Zuflucht zu ihm; dies war es, was ihn hielt, sonst hätte die Hofcabale ihn längst gestürzt. Auch in Südpreußen zeigte sich Struensee als ein Mann von Kopf. Er ließ hier die Consumtionsabgaben, so wie er sie fand, vorläufig bestehen, trieb sie nur regelmäßiger ein, wie unter der vorigen Regierung. Nach und nach benutzte er aber die Zölle dazu, die nehmlichen Abgaben von ausländischen Waaren einzuziehen, wie in den alten Provinzen.

Sechszehnter Brief.

Berlin.

Keine Regierung ist so schlecht, daß sie nicht auch etwas Gutes hervorbrächte; so war es auch unter der vorigen Regierung der Fall. Man hat beim Militair einige zweckmäßige Veränderungen getroffen. Diese bestehen kürzlich in folgenden:

Es ist eine menschlichere Behandlung der Soldaten vorgeschrieben worden. Die Rekruten sollen beim Exerciren nicht mehr willkührlich gemißhandelt werden. Die Blechkappen sind abgeschafft, und dagegen Filzhüte eingeführt worden. Man hat leichte Füselierbrigaden errichtet, die wie die Jäger im Felde benutzt werden. — Man hat bei jedem Regiment Scharfschützen angestellt, welche einzeln fechten, und ihren Feind aufs Korn nehmen, daher im Zielen sich üben müssen. — Das Invalidenwesen ist vervollkommt, und wenigstens erhält der Invalide, der nicht im Civile versorgt werden kann, jährlich 12 Rthlr.

Siebzehnter Brief.

Berlin 1798.

Die neue Regierung hebt an, die alte hat neun und ein halb Jahr lang nur auf die Vernichtung der Staatsmaschine hingearbeitet. Wird die jetzige das wieder gut machen, was jene verdorben hat? Wird sie es vermögen? Ich zweifle!

Friedrich Wilhelm III. hatte die schlechteste Erziehung, so über alle Maßen schlecht, wie sie nur ein Kronprinz haben kann. Der Vater bekümmerte sich mehr um seine unehlichen, als um die ehlichen Kinder. Sie waren der Mutter überlassen. Diese, stets mit ihren Finanzen broullirt, sah sie oft Tage lang nicht; sie waren daher sich selbst, ihrer Bedienung und einem Misantropen, ihrem Hofmeister Benisch, übergeben, der gewöhnlich an Krämpfen im Unterleibe litt. Wenn die Prinzen oft etwas lebhaft wurden, so schrie Herr Benisch gleich: Mein Gott, welch ein Lärm! ich bin ein Kind des Todes! was bin ich unglücklich und geplagt! wäre ich nie gebohren u. dgl.

Der Kronprinz war nicht ohne Anlagen, und er äußerte schon in seiner frühen Kindheit Charakter, welches selbst Friedrich bemerkte, wie Dir bekannt ist. Was aber das Schätzbarste an ihm war, wodurch ihn die Natur auszeichnete, war sein herrliches Gemüth. Er konnte niemanden leiden sehn, er konnte niemanden beleidigen, alles in ihm war Bescheidenheit und Resignation, nicht der kleinste Anstrich von Bosheit, Rache, Neid, Hochmuth und Arroganz war ihm zu Theil geworden. — Auf einen solchen Charakter mußte eine so zweckwidrige Erziehung die unglücklichsten Eindrücke

sachen, und die traurigsten Erfolge hervorbringen. — Der Prinz wurde in sich gekehrt, verschlossen, menschenscheu und verlegen in der Gesellschaft; er erhielt kein Vertrauen zu sich selbst. — Selbst im Oeconomischen wurden die Prinzen schlecht gehalten; für ihren Tisch wurden 600 Thaler bezahlt, dafür erhielten sie so wenig, daß sie oft hungrig die Tafel verließen.

Wie der Kronprinz nachher in Brühls Hände kam, da war nichts mehr gut zu machen; er war und blieb verschlossen, ohne Selbstvertrauen, daher verlegen und blöde, wo er öffentlich auftrat; alle Repräsentation war ihm zum Ekel, alle feyerlichen Akte in seiner ihm zugetheilten Rolle waren ihm zuwider. Er war am liebsten für sich allein und unter seinen Bekannten. Er wurde verheyrathet, und mußte eine Zeitlang den Feldzug am Rhein und in Pohlen mitmachen, ja selbst die Belagerung von Landau commandiren.

In diesen Feldzügen sah er nur unglückliche Erfolge. Von Landau zog er sich zurück, aus Pohlen mußte er fliehen, und seine Ansichten des Kriegs gaben ihm nicht die geringsten Aufmunterungen, einst den Eroberer zu spielen. Er zeigte aber hier eine große Unerschrockenheit, die allen Prinzen aus dem Hause Hohenzollern eigen ist.

Seine Gemahlin hatte von der Natur alles erhalten, was an ihrem Geschlechte liebenswürdig genannt werden konnte. Die schönste Königin, und eine noch schönere Seele. Sie war ganz Weib im eigentlichsten Verstande. Es war nicht der geringste Anspruch auf Theilnahme an der Herrschaft ihres Mannes in ihrem Charakter zu finden, nur Hingebung in den Willen desselben, eine Anhänglichkeit an seine Person, durch Liebe genährt und erhalten, das reine Bild der Unschuld und hoher weiblicher Sittlichkeit: das waren die Hauptzüge in dem Charakter Louisens, die bestimmt zu seyn schien, einen König glücklich zu machen, und

der Nation das Muſter einer Ehefrau zu geben, ſie ſeyn ſollte.

Außer dem Grafen Brühl, einem feinen Hofm wurde dem Kronprinzen der Major von Köck als Adjutant beigeordnet, der außerordentliche lichkeit des Charakters mit ihm hatte. Herr v. K ritz war ſehr arm als Knabe im Cadettenhauſe gen, und hatte von unten auf in der Garde ge Er war ſtets ein Muſter der Ordnung und des T fleißes; er hatte die Liebe der Vorgeſetzten und di tung ſeiner Cameraden erworben, weil er zu geh verſtand, und ſeine Freunde mit Liebe und Gefäl behandelte. Seine Untergebenen beherrſchte er Leutſeligkeit und Humanität. Dieſer Mann iſt hig, ein Kind zu beleidigen, und in ſeiner reinen iſt nur ein Wunſch: Alle Menſchen glückli machen. Es iſt allen Menſchen von dieſem C ter eigen, daß ſie kein Zutrauen in ſich ſelbſt und mit Beſcheidenheit und Reſignation zu oft A Rath anhören, und um nicht zu fehlen, zu ängſtl ihren Entſchlüſſen ſind. Wenn dies ein Fehler i wäre es der einzige, der ſich in dem Charakte Herrn v. Köckeritz auffinden läßt.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß das kron liche Haus im letztern Regierungsjahre Frie Wilhelms II. einen natürlichen Abſcheu vor de gebungen des Königs haben mußte. Dieſer traf züglich die Gräfin Lichtenau, welche ſeit ihrer ſtellung bei Hofe alle Prinzen des Hauſes, ſelb Königin, mit Hochmuth behandelte. Man ha überdies irrig in Verdacht, daß ſie von der A des Königs für ihr Intereſſe unerlaubten Nutzen

Alle, die ſich in dieſer Zeit Patrioten na überſchwemmten den Prinzen mit Projekten zur lung ſo vieler Mißbräuche, daß er ſich nach Manne ſehnte, der ſie zu würdigen verſtände, u

nntniß des Landes und des Dienstes besäße. Die-
Mann fand er in der Person des Cabinetsrath
ken. Dieser rechtliche Mann war unter der Re-
g Friedrich Wilhelms zurückgesetzt, weil man
ir einen Jacobiner hielt. Unstreitig gehörte er
artey der Democraten; sein Brief an Zerboni,
enius der Zeit abgedruckt, beweist es. Er gehörte
vielen andern, die durch die französische Revolu-
ingerissen waren, alle Folgen der Feudal-Aristo-
zu hassen; die den dritten Stand den übrigen
tzen, und alle Prärogativen des Adels vernichten
n; die alle Willkühr des Regenten haßten, nur
Gesetz eine Herrschaft einräumten, und Freunde
reß-, Censur- und Denkfreyheit waren. Hieraus
eine Abneigung gegen einen Krieg mit Frankreich
egen die alte Regierung und ihre Stützen. —
ken, durchaus rechtschaffener gerader Mann, im-
r daher auf den Prinzen, und Herr von Köcke-
ußte mit ihm einverstanden seyn.
s befand sich noch ein Mann bei Hofe, der un-
vorigen Regierung in der letzten Zeit expediren-
eneraladjutant des Königs gewesen war, der sich
amals dem Prinzen näherte. Es war Herr v.
ov. Dieser Mann besaß eine außerordentliche
rtheit des Charakters, und wußte sich in alle
tnisse des Lebens zu finden. Es ließ sich von
warten, daß er auch unter der neuen Regierung
olle spielen würde.
er erste Schritt der neuen Regierung war die
zennehmung der Gräfin Lichtenau, und die
nung Bischofswerders. Das letztere war
klärbar, das erstere war eine Uebereilung; denn
te an sichern Indizien einer Landesverrätherey,
man die Königliche Maitresse schuldig glaubte,
e aus ihren Papieren nachher nicht zu beweisen
— Indem der König dies verfügte, ging er aus

seinem Charakter heraus, und es ist voraus zu sehen, daß es ihn einst gereuen wird. — Die Güther der Gräfin wurden, nachdem die Untersuchung vorbei war, confiscirt, sie selbst auf die Vestung nach Glogau gesetzt, ihr aber eine Pension von 4000 Thlr. angewiesen, wodurch der König den Beweis gab, daß er seinem Charakter wieder getreu handelte.

Menken und der Graf Schulenburg wurden nun in Thätigkeit gesetzt, und es erfolgten eine Menge motivirter Cabinetsbefehle, welche die Jahrbücher der preußischen Monarchie durch den Druck bekannt gemacht haben. Sie betrafen besonders die Wiederherstellung der Druck- und Preßfreyheit, eine vernünftige Censur, die durch Cabinetsbefehle nicht zu unterbrechende Justiz u. a.

Menken ordnete durch das Cabinet dem Könige einen vorher nicht vorhanden gewesenen Staatsrath bei. Es wurden förmliche Cabinetssitzungen gehalten; es gab hier ein Civil-, Militair- und auswärtiges Departement, ein Journal, eine Registratur und allen Anhang eines Collegiums. Jede neue Auflage, jede Königliche Etatserhöhung und extraordinaire Ausgabe, jede Domainen-, Pacht-, Contrakts-Confirmation, die Besetzung der Civilstellen bis zum Rath, jede bedeutende Sache im Innern der Staatsverwaltung mußte dem König angezeigt werden, und wurde im Cabinet, dessen Präsident er war, vorgetragen und entschieden.

Der Minister Schulenburg errichtete eine Generalcontrolle der Finanzen, um dadurch die letzten Enden der Staatsverwaltungszweige in Händen zu haben; er war es aber, der darin ein großes Versehen in Hinsicht der alten Staatsverwaltung und deren Erhaltung machte, daß er sich nicht bemühte, Chef der Verwaltung des Innern zu werden, und sich das Cabinet zu subordiniren.

Durch die Organisation des neuen Cabinets war
Behörde unter Königlicher Autorität entstanden,
allen übrigen Staatsbehörden vorgesetzt war; im
ile war die Stelle in diesem neuen Collegio mit ei
Bürgerlichen, und in der Person des Cabinetsrath
nken mit einem erklärten Democraten besetzt; da
h erhielt der dritte Stand einen Repräsentanten in
Nähe des Königs in dem ihm vortragenden Rath.
n diesem Augenblick an war es um die Autorität
Staatsraths, des Generaldirectorii und des Adels
hehen. — Ich will hier gar nicht in Erwägung zie
, ob dies gut oder böse war, wenigstens war es
zeitig.

Der Cabinetsrath Menken war nach der neuen
ganisation eigentlich einziger Minister des Innern,
ie Repräsentation, im Gewande des schlichten Bür
s; die Minister waren nur seine Instrumente. —
r expedirende Generaladjutant war der einzige Kriegs-,
) der expedirende Rath in auswärtigen Angelegenhei
der Minister der auswärtigen Angelegenheiten. —

Wäre diesen neuen Arrangements auch nichts vor
verfen gewesen, so war es doch der gerechte Vor
rf des collegialischen Verhältnisses und der ängstli
ı Langsamkeit, der allen Collegien anklebt. Der
aatschef muß nur durch Befehle, die nicht motivirt
, auf die Staatsmaschine wirken; wie ein elektri
r Schlag müssen seine Worte jede Saite des In
ments durchbeben, und es muß keinem Unterthan
egenheit und Raum gegeben werden, die Befehle
critisiren. Die neuen Cabinetsbefehle enthielten aber
iones dubitandi und decidendi, und waren den
eln eines an alte Formen gebundenen Gerichtshofes
ch. Die Folgen dieser falschen Maaßregel zeigten
bald. Das Cabinet wurde mit Beschwerden und
tschriften überschwemmt, und verwandelte sich in ein
Kasterium.

In dem Augenblick, wo das Cabinet jene Form erhielt, hörten die ehemaligen obersten Staatsbehörden auf, zu seyn, was sie sonst waren, wie ich oben angeführt habe.

Friedrich enthielt in seinem Geiste den Sammelpunkt aller obersten Staatsgewalt. Durch Friedrich Wilhelm II. ging diese Einheit verloren, dagegen hatten die Behörden mehr Spielraum, und nur in einzelnen Fällen griffen die Günstlinge durch Cabinetsbefehle in das Räderwerk der Staatsmaschine. Friedrich Wilhelm III. zog aber die ganze oberste Staatsgewalt wieder an sich. Da er aber als junger Mann zu wenig Erfahrung und nicht den Geist Friedrichs besaß, der Staat auch viel größer, der politische Himmel trüber geworden war, um selbst diese Gewalt ausüben zu können, so übertrug er sie einem neuen Collegio, dem Cabinet.

Er mußte diesem Cabinet einen tüchtigen Präsidenten, einen Schulenburg, vorsetzen. Da aber dem Civil-, Militair- und auswärtigem Departement jedes Mal ein Einzelner vorstand, so handelte auch jedes Departement mit dem andern nicht in der nöthigen Harmonie. — Das Uebelste bei der Sache war aber: daß die Cabinetsräthe, dem äußern Schein nach, den Ministern nachstanden, in der Wirklichkeit aber im Hintergrunde, unter der Aegide der Königlichen Autorität, ihnen Befehle gaben, ohne dafür verantwortlich zu seyn. Deshalb, weil sie bürgerlich waren, entstand in ihnen eine Opposition gegen den Adel, der das Ministerium ausmachte. Und wollte man auch behaupten: Es sey nöthig gewesen, die Feudalaristocratie zu vernichten, welches dadurch bewirkt werden müsse, so leidet doch keine Staatsverfassung solche Sprünge, wenn sie nicht zusammen stürzen soll, am wenigsten die preußische.

Der Geist der Opposition zeigte sich auch sehr bald im Cabinet, da eine Menge Verfügungen zum Besten

es Bauernſtandes erlaſſen wurden, die auf Vernichtung es Unterthänigkeits-Nexus hindeuteten, und die Tenenz einer Auflöſung des Bandes verriethen, welches bisher den Bauernſtand an den Adel geknüpft hatte, wodurch dieſer wohlhergebrachte Rechte einbüßte. Hätte der König eine ganz neue Verfaſſung, in der kein Erbadel exiſtirte, einführen wollen, er konnte es nicht beſſer darauf anlegen, wie durch dies bürgerliche Cabinet.

Auf das Militair hatte dieſe neue Einrichtung noch keinen ſolchen Einfluß, wie auf die übrigen Stände, da ein Staabsofficier deſſen Angelegenheiten im Cabinet betrieb, wozu Herr v. Zaſtrow beſtimmt war.

Achtzehnter Brief.

Berlin, 1799.

Man ſollte glauben, daß der Charakter des Menſchen dadurch metamorphoſirt werden müſſe, wenn man ihn, über alle Geſetze und Formen erhaben, auf einen Thron ſtellte. — Bei Friedrich Wilhelm III. war dies gar nicht der Fall. Er blieb ſeinem alten Charakter getreu, und war nicht aus der Rolle zu bringen, die er vorher geſpielt hatte. — Er blieb in dem kronprinzlichen Palais wohnen; er vermied allen Prunk, allen Glanz, er blieb populair wie vorher, ſein Hausetat wurde wenig vermehrt; er hütete ſich vor großen Geldausgaben, und ſammelte wieder, was ſein Vater verſchwendet hatte *). Er zeigte nicht auf die entfernteſte Weiſe eine Neigung zum zweyten Geſchlecht auf unerlaubten Wegen. Er haßte alles Hofceremoniel, und vermied, wo es möglich war, jede Gelegenheit, wo

*) Der König, ſagte er gleich anfangs, wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müſſen.

er den König in seiner Person zeigen mußte. Er war nur im Cirkel seiner Familie und Freunde, eines Köckeritz u. s. w. vergnügt, hielt aber strenge auf Ordnung im Cabinet so wie in seinem Hause.

Man kann nicht in Abrede stellen, daß die Cabinetsminister es nie wagen durften, dem König imponiren zu wollen; sie mußten auf dem Wege der Ueberzeugung ihm beikommen. Und hatten sie ein vorhandenes Gesetz für ihre Meinung anzuführen, so konnten sie gewiß seyn, Friedrich Wilhelm werde es nicht antasten; denn es war sein fester erklärter Wille, nach Gesetzen regieren zu wollen und sie unverbrüchlich zu halten.

Wahrlich, wenn Friedrich Wilhelm III. unmittelbar auf Friedrich II. gefolgt wäre; wenn die französische Revolution nicht den ganzen Continent in ihren Strudel mit hineinzuziehen gedroht; wenn diesem jungen König ein Premierminister zur Seite gestanden hätte, der in Friedrichs Geist fortgearbeitet, und mit dem Zeitalter fortgeschritten wäre, die preußische Staatsverfassung wäre unauflösbar und die beste geblieben, welche es je gab. — Unter den oben angeführten Umständen ging sie ihrer Auflösung, zwar nicht auf dem Wege der vorigen Regierung, aber doch auf einem andern entgegen.

Der König, so wie sein Cabinet, ist das humanste, welches nur je existirt hat; man will alles durch Liebe ausrichten, und ergreift deshalb immer halbe Maaßregeln. — Die Nation ist aber durch die vorige Regierung, durch die Revolutionswuth, durch den immer wüthender um sich greifenden Luxus mit seinen Folgen, so sehr verdorben worden, daß nur recht volle kräftige Maaßregeln sie wieder in das rechte Gleis führen können. — Die Regierung handelt aber wie ein gefühlvoller sentimentaler Arzt: Der Patient leidet am Krebsschaden, es sollten rechte derbe Schnitte in das

gesunde Fleisch versetzt werden, um einen Stillstand hervorzubringen; man setzt auch wohl das Messer an, der Patient schreyt aber gewaltig; nun wirft man das Messer weg, und legt lindernden Balsam auf, man klebt die Wunde zu, das Gift frißt unter sich, und mit einem Male ist der ganze Körper inficirt. So wird es dem preußischen Staate ergehen.

Man sollte glauben, das reinsittliche, einfache, nüchterne Leben der Königlichen Familie, die große Rechtlichkeit des Königs, seine grenzenlose Güte, die Tugenden der Königin, das Musterhafte im Betragen eines Köckeritz, eines Menken, hätten auf den Hof, auf die Residenz, auf die Provinzen wirken sollen? Keineswegs! Die Nation ist schon zu sehr verdorben. Die Schlämmer in Berlin spotten über die Nüchternheit des Königs; sie haschen und suchen nach irgend einer Aeußerung des Königlichen Ehepaars, ob nicht ein Funken von Unregelmäßigkeit in ihnen ist, ob der König oder seine Gemahlin keine geheime Liebe nähren; sie möchten vor Bosheit bersten, daß sie auf diesem Spiegel keinen Flecken finden können. — Die große Popularität Friedrich Wilhelms ist ihnen zuwider; er soll einen brillanten Hof halten, wo es etwas zu brudern, wo es Intriguen und Kabalen giebt, wo man etwas Neues erfährt: Das ist der langweiligste Hof, der Berliner, sagen sie, den es giebt, da fließt ein Tag wie der andre dahin; man möchte vor langer Weile sterben.

In der Residenz hat man die physischen Genüsse so verfeinert, daß das Leben bei Hofe damit recht grell absticht. — Es giebt hier eine Menge von Leuten aus dem Militair-, Civil- und Handlungsstande, die ein wahres Studium daraus gemacht haben, das Leben zu genießen. Des Morgens werden die Italiener besucht, die Delicatessen des Auslandes nach den verschiedenen Jahreszeiten recht frisch verschlungen, die feinsten Weine aus den heißen Zonen dabei genossen, um den Ma-

gen in Spannung zu erhalten. — Des Mittags
man ein üppiges Mahl bei einem französischen
ein, der jedem Gericht eine solche Würze zu gebe
daß es nur eine Vorbereitung und Anspannu
Geschmacksnerven für das nächfolgende ausmacht
verweilt dabei so lange, bis es Zeit ist, ins Sch
zu einer Spiel- oder Theegesellschaft zu gehen.
Theater und bei den Thee's bestellt man eine
menkunft mit verliebten Weibern, oder spinnt n
beintriguen an; beim Spiel setzt man den
Point aus, um entweder sein Vermögen zu verl
oder zu verlieren. Gegen 10 oder 11 Uhr geht
Freudenhäuser oder zum Liebchen.

Die Weiber sind so verdorben, daß selbst v
adliche Damen, eine F. v. C., sich zu Kupp
herabwürdigen, junge Weiber und Mädchen vor
de an sich ziehen, um sie zu verführen, wobei
Kunst verstehen, leichte Ansteckungen zu curire
Schwangerschaften aber künstliche Präservative
kaufen. — Manche Zirkel von ausschweifende
bern von Stande vereinigen sich auch wohl, u
then ein meublirtes Quartier in Compagnie, w
ihre Liebhaber bestellen, und ohne Zwang Be
und Orgien feyern, die selbst dem Regenten von
reich unbekannt und neu gewesen wären. —
best oft in den ersten H***häusern noch wahr
linnen gegen manche vornehme Berliner Dame,
Publiko als Tonangeberin figurirt. — Es gi
nehme Weiber in Berlin (eine G. K***), die s
schämen, im Schauspielhause auf der H***bank z
sich hier Galane zu verschaffen, und mit ihnen z
zu gehn.

Ich mag Dir dies Bild nicht noch mehr a
len, Du würdest nicht glauben, daß es wirklic
und daß meine Phantasie mich täuschte. — B
lin der Centralpunkt der preußischen Monarchie

o alles Böse und Gute über die Provinzen sich aus-
ießt, so hat sich jene Verdorbenheit auch dort nach und
ach ausgebreitet. — Die Herbstmanöver und die Re-
ßen ziehen aus allen Garnisonen viele Officiere nach
Berlin; vom Civile kommen die Referendarien zum
roßen Examen hierher; die Aerzte müssen hier, so wie
e Baubedienten, ihren Cursum machen: mancher rei-
e Jüngling eilt des Vergnügens wegen hierher, so
aß eine Sammlung vieler Provinzialisten sich hier be-
ndet, die sich nur zu leicht in die Geheimnisse der
erlinischen Freuden einweihen lassen, darin theils un-
rgehen, theils das Gift mit zu Hause nehmen, und
hier ihren Umgebungen einimpfen.

Das Verderben der Sitten hat sich auf diese Weise
llen diesen Ständen mitgetheilt. Der Officierstand,
er, schon früher ganz dem Müßiggange hingegeben,
en Wissenschaften entfremdet war, hat es am weite-
en unter allen in der Genußfertigkeit gebracht. Sie
eten alles mit Füßen, diese privilegirten Störenfriede,
as sonst heilig genannt wurde: Religion, eheliche
reue, alle Tugenden der Häuslichkeit der Alten. Ihre
Leiber selbst sind unter ihnen Gemeingut geworden,
e sie verkaufen und vertauschen, und sich wechselsweise
erführen. Das bis zur tiefsten Niedrigkeit gesunkene
weyte Geschlecht läuft in der Residenz, so wie in den
Provinzialstädten, nur diesen jungen Müßiggängern
ach, bei denen sie kräftige Befriedigung ihrer Geilheit
warten, sehr oft aber nur erschlaffte Muskeln finden,
enen man durch angezwängte knappe Kleidung, durch
attirte Hosen und falsche Waden ein Ansehn zu ge-
n wußte.

Kein ehrlicher Bürgersmann, kein solider Civilist
ann ein Weib mehr bekommen, das jene Schmeißfl e-
en nicht schon verunreinigt hätten, oder wenn sie un-
huldig in den Ehestand trat, nicht zu beflecken such-
n. Diese entnervten, an Seele und Leib befleckten

jungen Greise! wie wollen sie die Strapatzen des Kriegs aushalten, sie, die kaum im Stande sind, die kleinste Reise zu Fuße zu machen, oder das Geringste vorzunehmen, was Anstrengung kostet? Ich kenne ehrenvolle Ausnahmen: Es ist die Minorität. — Selbst der Bauernstand ist durch den Luxus verdorben worden, der Hurerey und Völlerey, dem Spiel und allen Lastern ergeben; er achtet keiner Sittenlehren seines Pfarrers mehr, die Gesetze sind ihm zum Gelächter geworden, alle Bande, die das Volk fesselten, sind aufgelöset.

Einer so verdorbenen Nation, in der weder Vaterlandsliebe, noch Industrie, noch häuslicher Fleiß mehr zu finden, worin nur Genußliebe, Egoism und Geldgier anzutreffen ist, um jene zu befriedigen, für die war der sanfte, gutmüthige, rechtliche Friedrich Wilhelm III. nicht zum König geschaffen. — Er, der rechtschaffenste Mann in seinem Staate, von einer Brut umgeben, die keine einzige Tugend kennt, wie wäre er fähig, sie durch Liebe, durch sanfte Gesetze zu zügeln? Nein! Ein Despot ohne Gleichen mußte auf Friedrich Wilhelm II. folgen, um dies Geschmeiß zu regieren. Wenige, aber strenge Gesetze mußten mit unerbittlicher Strenge ausgeführt, die Hälfte des Civils fortgejagt, die andere Hälfte zweckmäßiger beschäftigt werden.

Das Militair mußte täglich in Uebung erhalten, alle unwissende und faule Officiere cassirt, und den andern angedeutet werden, daß nur Kenntnisse im Fach sie zum Ziele führen könne. — Krieg mußte entstehn, um so viele alte Krüppel und Friedensgenerale zu entfernen, die nur in den Kamaschendienst eingeweiht waren, und mit einem martialischen Gesicht in der Garnison die Parole auszugeben verstanden, ihren Bauch aufgeschwämmt hatten, und ihre vom Podagra angelaufenen Füße mit sich herum schleppten. — Krieg

mußte

mußte Jahre lang die Armee von so vielen halbverfaulten jungen Greisen reinigen, die ihre Leichname nur in bunte Lappen zu stecken verstanden, keine Idee vom Kriegswesen hatten, und bei der ersten Campagne wie die Fliegen hinfallen würden. — Krieg mußte entstehen, um in der Armee die Genies und kräftigen Jünglinge empor zu bringen, die in dem bisherigen Schlamm sanft erstickt wären.

Die jetzige preußische Armee ist die des Hannibals in Capua. Von ihr erwarte ich nichts! Sie hat von außen viel Schimmer, blendes, lackirtes Wesen; dahinter ist wurmstichiges Holz.

Neunzehnter Brief.

Berlin 1800.

Friedrich Wilhelm III. liebt den Krieg nicht. Die Folgen des zwecklos angefangenen Rheinkrieges, der unglückliche Feldzug in Pohlen, mögen dazu viel beigetragen haben; mehr aber noch der völlig ausgeleerte Schatz, den er wieder anzufüllen beabsichtigte, und das Unglück, welches Oestreich durch seine stets unglücklichen Feldzüge über seine Staaten gebracht hat.

Es befand sich auch eine starke Partey bei Hofe, die den französischen Waffen den glücklichsten Erfolg wünschte, und die noch immer von Volksregierung beseelt wurde. Man sah auch nur im Allgemeinen in Oestreich den Feind Preußens, nie in den Franzosen, und hielt es für den Staat vortheilhaft, daß jenes Reich geschwächt wurde. — Der König wählte demnach das Neutralitätssystem, indem er, so wie sein Ministerium, überzeugt war, daß es keiner wagen würde,

solches zu verletzen, und daß Preußen mächtig genug sey, jeden Angriff abzuwehren. Deshalb wurde im vorigen Jahre eine Allianz gegen Frankreich abgelehnt, wo man bei Suwarows Siegen, durch eine Diversion in den Niederlanden, diese Provinzen hätte erobern können.

Ich kann diesem System nicht meinen Beifall geben, theils weil es an und für sich nichts taugt, theils weil man keine energischen Mittel anwendet, um es aufrecht zu erhalten. — Das System der Erhaltung des Gleichgewichts ist seit der Theilung von Pohlen, seit den Eroberungen Frankreichs, seit dem alles drükkenden Seedespotism der Engländer vernichtet. Kein Staat geht davon mehr aus, ein jeder greift zu, und die kleinen Staaten sind herrenlos die sichere Beute des mächtigen Nachbars geworden. Wie kann ein Staat in diesem allgemeinen Wirrwar, wo keine Regel, kein auf Rechtlichkeit gegründetes Princip, kein Tractat, keine Garantie, kein gegebenes Wort etwas mehr gilt, noch bei dem alten System beharren? Staaten sind keine Privatpersonen, die gewisse Regeln in Rücksicht ihres gegenseitigen Eigenthums befolgen müssen, da sie einen Richter haben. Es ist kein Tribunal vorhanden, welches die Streitigkeiten unter den Mächten entscheiden, und seinen Sentenzen Nachdruck geben könnte. — Preußen mußte also, wo alles nach Vergrößerung strebt, mit zulangen, und seine Macht über die seiner geographischen Lage entsprechenden kleinern benachbarten Staaten, Sachsen, Hessen, Hannover und andere ausdehnen. Es hat im vorigen Jahre dazu die beste Gelegenheit vorbei gehen lassen.

Fragt man: Ob Preußen die englische oder französische Partey ergreifen solle? so werde ich für die letztere entscheiden. — Preußen kann, so wie Frankreich, nur daran gelegen seyn, Englands Handelsmonopol zu vernichten, da dadurch alle Industrie und jede Entwik-

lung im Innern gehemmt und gelähmt wird. Ein eiches Interesse verbindet daher beide Nationen so nge, bis England fällt. — Auf der andern Seite uß beiden Staaten daran gelegen seyn, sich gegen den bloß im Norden anzustämmen, daß er den Süden cht erdrückt.

Alle Menschen beseelt der Trieb nach mehreren hysischen Genüssen. Da der Süden diesen mehr be riedigt, wie der Norden, so haben die wilden Völker ämme des Nordens, wie die Geschichte beweiset, im er nach dem Süden gestrebt und ihn zu überschwem en gesucht. Daß Rußland von Peter I. an es be bsichtigt hat, beweisen seine Eroberungen in Schwe en, Pohlen und der Türkey.

Insofern die Continental-Mächte stets Frankreich it 1792 angefeindet haben, war dieser Krieg von Sei n Oestreichs und Preußens höchst impolitisch; von Seiten Rußlands war nur der Operationsplan falsch. Indem Paul seine Truppen durch fremde Länder iele hundert Meilen weit schickte, um Frankreich an inen Grenzen anzugreifen, that er einen großen Sprung, der zu nichts führte, als daß er ihm seine be en Truppen kostete.

Paul mußte dem System Catharinens treu leiben, Oestreich und Preußen, so wie Italien, gegen rankreich aufhetzen, und unterdessen über die Türken nd Perser herfallen, und seine Macht hier ausdeh en. Dann ging er Schritt vor Schritt, und wenn r Griechenland besaß, konnte er mit Nachdruck auf talien wirken.

Preußens Neutralitätssystem enthielt demnach das bekenntniß seiner Schwäche. Für sich richtete es da urch gar nichts aus, bei den Nachbarn verlor es die chtung, und indem es stets auf beiden Achseln trug, urde es von allen gehaßt, und sank täglich mehr zur ullität herab.

Friedrich Wilhelm mußte schon 1798 zu den Waffen greifen und seine ganze Armee mobil machen, Sachsen, Hessen und Hannover, so wie die Küsten der Ost- und Nordsee besetzen, jene Mächte aber innigst mit sich vereinigen. — Er mußte Oestreich und Rußland mit Krieg bedrohen, England mit der Wegnahme Hannovers, um zu einem allgemeinen Frieden zu gelangen, der Frankreich seine Colonien, seine Handlung, seine Marine wieder gab, Holland restituirte, und eine Besetzung dieses Staats und die Wiedereinführung des Erbstatthalters zuließ. — Frankreich würde mit beiden Händen diese Bedingungen angenommen haben.

Wollten die Alliirten nicht, so verband Preußen seine 200000 Mann mit den französischen Truppen, schloß den Engländern alle Häfen, vernichtete ihren Einfluß in den Hanseestädten und auf den Messen in Leipzig, Frankfurt und Braunschweig, verkaufte ihnen weder Waitzen noch Holz, und nahm Hannover in Besitz. — Unterdeß die Russen in Italien waren, nahm es Curland weg, und schloß auch hier den Engländern die Häfen; Oestreich brachte es um Böhmen und Mähren, und setzte sich in den Vestungen dieser Provinzen fest. — Auf diese Weise nahmen wir Theil an den französischen Eroberungen, und unser verwöhntes Militair würde von den Franzosen das neue Kriegssystem gelernt haben.

Das unglückliche Neutralitätssystem ist die Frucht der Eifersucht zwischen dem Adel und dem dritten Stande. Jener wünschte theils aus Persönlichkeit, theils weil er seine rohen Producte theuer an die Engländer verkauft, einen Krieg gegen Frankreich; dieser, aus der industriösen und literarischen Classe bestehend, wünscht eine Allianz mit Frankreich; die Regierung, stets von beiden Parteyen angegangen, schlägt den Mittelweg ein, und bleibt neutral: Wollte man aber wenigstens doch dieser Neutralität Nachdruck geben! — Das sie

ide Heer, bei ſeiner durch den langen Frieden erfolg-
n Erſchlaffung, dürfte dazu nicht hinlänglich ſeyn.

Zuerſt ſollte man an beſſere Befeſtigungen der
ränzen denken, wenigſtens diejenigen Veſtungen, die
en vorhanden ſind, in Vertheidigungsſtand ſetzen;
für geſchieht wenig oder nichts; man ſcheut die Mit-
(Koſten), und muß doch den Zweck wollen. We-
; ſo wie es iſt, kann ſich nicht acht Tage halten, und
nte unüberwindlich gemacht werden. An der Weſer
ben wir gar keine Veſtung. An der Elbe iſt Mag-
ürg verfallen. Spandau, von der Natur zur Ve-
ng auserſehen, iſt nur für die Staatsgefangenen be-
mt. An der Oder iſt Stettin nicht mehr haltbar,
ſtrin vernachläſſigt, und Glogau zu klein. Alle Be-
gen an der ruſſiſchen Grenze wollen wenig bedeu-
, nur gegen Oeſtreich hat man Schleſien geſichert.

Die Idee des Fürſtenbundes, von Friedrich auf-
ellt, hat man aufgegeben, ungeachtet der Zeitpunkt
getreten iſt, ihr Realität zu geben. — Das Land
voll von Waffenfähigen, aus denen man eine Land-
ig bilden möchte, die das Innere ſchützen könnte,
in die Armee nach außen wirkte, und die auf alle
le eine Reſerve bildete.

Die Franzoſen haben uns an Maynz gezeigt, wie
e Veſtungen anlegen muß, und ihre Nationalgarden
en unſere Kerntruppen geſchlagen. — Dieſe Er-
rungen ſind für uns ohne Nutzen geweſen. Wir
pen im Finſtern, und ſtützen uns auf ſchwache Hoff-
gen. Wir ſind ſtolz auf die Thaten Friedrichs,
vegetiren nur in ſeinem Nachruhm! Sein Geiſt
von uns gewichen. Wir wollen noch die alten Preu-
ſeyn, und vernachläſſigen ſeine Grundſätze. Wir
geſſen ganz, daß ſein Geiſt, der preußiſchen Nation
getheilt, nur die Wunder hervorbrachte, die Europa
Erſtaunen ſetzten, und daß jetzt, wo er von ihr ge-

wichen ist, der alte Schlaf wieder eintritt, der eine
gemeine Abspannung zur Folge haben wird.

Gesetzt, Frankreich wäre durch unsere Hülfe n
mächtiger geworden, wie es schon ist, so vermehr
wir auch unsere Kräfte, und welch Interesse konnte
ser Staat wohl haben, Preußen zu unterdrücken? D
könnte nie ein anderes seyn, als uns durch Kano
unserm eigenen Interesse entgegen zu führen, und
Wohlthaten aufzudringen.

Zwanzigster Brief.

Berlin 180

Menken hat, wie Du schon weißt, resignirt; d
sein System wurde bald eine Opposition im Mil
erzeugt. Der General Rüchel, ein feuriger M
ganz von dem hohen Werth des preußischen Milit
eingenommen, und von seiner nothwendigen Erhal
überzeugt, wollte alle Exemtionen so mancher Pri
girten vom Soldatenstande vernichten. Menken
ponirte sich, von dem Grundsatze ausgehend, daß
vilegia zu schützen wären, und der König entschied
seine Meynung.

Rüchel hatte ganz Recht; Diese Exemtionen
eine wahre Pest, und beruhen auf einem ungere
Fundament. Der Staatschef ist da, um eine F
die allgemein als unpassend anerkannt ist, zu zer
gen. — Rüchel ist aber kein Mann für den K
er fährt durch und fällt mit der Thüre ins Haus.
sanfte Menken behandelt den König mit großer
scheidenheit. Er mußte daher siegen, besonders b

im Charakter des Königs liegt, keine Privatrechte anzutaſten.

Der König fragte Menken, wen er an ſeine Stelle zu ſetzen für fähig hielte? Er nannte den G. F. R. Borgſteede, den G. F. R. Goßlar, den K. G. R. Beym. Der König fragte, wer der Rechtſchaffenſte unter dieſen ſey? Menken ſagte: Beym, und ſo wurde dieſer Cabinetsrath.

Beym war auf der Univerſität in Halle als ein Mann von Kopf und Talenten bekannt; er war damals ſchon ein Verehrer des Demokratism, und wie er während der vorigen Regierung ſeine Carriere beim Kammergericht machte, da gehörte er zu der Oppoſitionspartey, und war mit Menken von der franzöſiſchen Revolution enthuſiasmirt. Er heyrathete eine reiche Frau, die ſein Glück begründete, weshalb die Dankbarkeit ihn zu ihrem Sklaven machte, und die dadurch Einfluß auf ihn erhielt. — Man hält ihn durchgehends für einen rechtſchaffenen, talentvollen, energiſchen Mann, der beſonders feſt in ſeinen Grundſätzen iſt, und ein herrliches Gemüth beſitzt. Er blieb ſtets der Freund ſeiner Freunde, und dies erſtreckte ſich ſogar auf die academiſchen Brüder, die ſo mancher andere im Strudel des bürgerlichen Geſchäftslebens zu vergeſſen pflegt. — Für ſeinen jetzigen Poſten paßt er nur deshalb nicht, weil er zu ſehr an der juriſtiſchen Form kleben, und alle Sachen durch die Brille des Landrechts anſehen wird. Seine Freunde meynen aber, er werde ſich bald in das Weſen ſeines jetzigen Poſtens einarbeiten. Gewiß iſt es, daß er einen großen Einfluß erhalten, und der König ſich ihm ganz hingeben wird, denn ſein Vortrag iſt blühend, allumfaſſend, daher überzeugend; ſeine Motiven ſind ſtets aus der Rechtlichkeit entlehnt, die ſo ganz das reine Herz des Königs durchglüht.

Beym muß nach seinen Grundsätzen den Adel und alle Ausflüsse der Feudalaristocratie hassen; er wird auf ihre Vernichtung hinwirken, daher bald mit dem Adel, mit dem Ministerio, mit dem Militair in Opposition treten. Er kann nicht anders, als für das französische System seyn, es wird also die preußische Politik im alten Gleise forgehn.

Ein und zwanzigster Brief.

Berlin, 1801.

Ein Theil der preußischen Armee wurde mobil gemacht, weil man sich auf einen Krieg mit Rußland vorbereiten wollte. Die Veranlassung war folgende: Nachdem der erste Consul der Franzosen, der glückliche stets siegreiche Bonaparte, nach der Schlacht bei Marengo, mit Paul I. Kaiser von Rußland sich verständigt hatte *), dieser seine Armee zurück berief, und völlig überzeugt war, der englische Handlungsgeist, der auf die Welt einen despotischen Einfluß äußert, müsse auch auf Rußlands Handel und Schifffahrt nachtheilig wirken **), da es England seine rohen Produkte gegen die Fabrikate seines Kunstfleißes mit einem jährlichen Verlust überläßt, so schloß er Traktaten, um das englische willkührliche Seerecht zu vernichten, und Preußen zum Beitritt zu zwingen, insofern es nicht beitreten wollte. Da wir aber unser Neutralitätssystem nicht aufgeben wollten, so war der Krieg entschieden, wenn die russischen Großen nicht ihren Kaiser aus der Welt geschafft hätten ***). Indem sie das thaten, handelten sie con-

*) S. Note C. im Anhange.

**) S. Note D. ib.

***) S. Note E. ib.

ent, in Hinſicht ihrer Kaſte und deren Privile-

Die Feudalariſtocratie wird es immer mit England
en, weil es den Guthsbeſitzern ihre rohen Produkt,
durch lebendige Ackerinſtrumente erzeugt (ihre Bau-
), abkauft. Sie werden ſtets das Fabrikenſyſtem
die Indüſtrie herabſetzen, weil dadurch die Städte
der dritte Stand gehoben wird, welche ihnen end-
den Untergang bringen. Sobald Paul ſich daher
Frankreich hinüber neigte, und das wahre Intereſſe
ßlands durchſchaute, mußte er fallen *).

Wie ſoll wohl je aus der ruſſiſchen Marine, aus
Handel und der Indüſtrie in dieſem Staate, etwas
den, ſo lange England auf dem Meere dominirt? **)

Mit Pauls Fall trat die engliſche Partey in
ßland wieder in ihre alten Rechte, und Preußen war
einem Angriff befreyt, den es keineswegs wünſch-
— Die mobil gemachten Truppen wurden nun ge-
ıcht, um die acquirirten Länder in Deutſchland zu
tzen. Dieſe Acquiſition gewähren Preußen eine
ıre Vergrößerung ſeiner Macht, da ſie ſeine zerriſ-
n Staaten arrondiren, die Weſer und Elbe domi-
n, und die weſtphäliſchen Provinzen mit den alten
ovinzen vereinigen.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Berlin, 1802.

ie auswärtigen Angelegenheiten werden im alten
pl betrieben, und ſind noch immer mit Neutralität
hwängert. — Der Chef dieſes Departements, Graf

*) S. Note F, im Anhange.

**) S. Note G. ib.

Haugwitz, wird verschieden beurtheilt. Ich vermag nicht, über ihn abzusprechen. — Gewiß ist es, daß er in jüngern Jahren den Schwärmer machte, und sich zum Pietismus neigte. Unter der vorigen Regierung gehörte er mit zum Rosenkreuzerorden, und jetzt scheint er diese Verirrungen des Geistes der frühern Zeit völlig aufgegeben zu haben; denn er genießt das Leben. Die Mehrsten, die ihn kennen, behaupten: Er habe viel Verstand und Tournüre, und stehe ganz auf seinem Posten.

Der Cabinetsrath Lombard, der auf den König in diesem Departement den mehrsten Einfluß hat, war der Sohn eines Friseurs aus der französischen Colonie in Berlin. Friedrich II. verlangte von Herrn Gedicken einen jungen Gymnasiasten für die Cabinetscanzley, der der französischen Sprache mächtig wäre. Die Wahl fiel auf Lombard. — So kam er empor, und gab sich unter der vorigen Regierung durch die Gräfin Lichtenau einen Schwung.

Er hatte ein angenehmes Aeußere, wußte den Freuden des Lebens Reiz zu geben, und hatte die französische und deutsche Sprache in seiner Gewalt. Sein Vortrag war hinreißend, sein Styl fließend; war es ein Wunder, daß er stieg? — Er verfolgte seine Laufbahn auch unter der jetzigen Regierung, knüpfte das Band der Freundschaft mit Beym, so daß ihre Familien nur eine auszumachen schienen.

Man wollte dem ersten Consul Bonaparte einen Chargé d'affaires nach Brüssel entgegen schicken; hier fiel die Wahl auf Lombard. Er führte das Geschäft glücklich aus, und wurde nach seiner Rückkehr mit Königlicher Gnade überhäuft. Dies ging so weit, daß er als Bürgerlicher zur Königlichen Tafel gezogen wurde, wo er die ganze Gesellschaft unterhielt.

Man muß gestehen, daß es dem Sohne eines Friseurs Ehre macht, es so weit gebracht zu haben. Es

kommt darauf an, ob er es auch verdient. Der Neid hat viele Fehler an ihm entdeckt, das war natürlich, um so mehr, da er auch nicht frey davon ist. — Er ist ein liebenswürdiger Roué, und da er stets das Leben genossen hat, so ist sein Körper hinfällig geworden. — Er scheint jetzt für alles Gute und Böse gleichgültig geworden zu seyn, die Menschen als Produkte anzusehn, darauf nicht zu achten, ob ein Posten gut oder schlecht besetzt wird, und zu denken: Quilibet praesumitur malus!

Eine Partie Whist, die Gesellschaft seiner Vertrauten und ein hübsches Mädchen sind ihm lieber, als das Studium der Staatsverhältnisse in Europa. Dennoch pflegt er das Beste, was darüber herauskommt, zu lesen, und hängt dem französischen System an, theils weil er Franzose ist, theils weil jeder, der das preußische Staatsinteresse begriffen hat, dafür eingenommen seyn muß. — Zu Bubenstreichen, zur Verrätherey, Bestechung u. s. w. halte ich diesen Mann nicht fähig.

Drey und zwanzigster Brief.

Berlin, 1803.

So wenig, wie das Neutralitätssystem, meiner Meinung nach, den Staat gegen Außen sichern wird, so sehr gewinnt doch das Innere durch die Segnungen des Friedens, statt daß das südliche Deutschland, besonders Oestreich, immer mehr in Verfall geräth.

Die Schulden, welche die vorige Regierung contrahirt hatte, und die des Königs von Pohlen, welche Preußen übernommen hat, sind mit 16 Millionen durch eine Finanzoperation bezahlt. Struensee eröffnete von Seiten der Seehandlungscompagnie eine Anleihe,

und mit dem erborgten Gelde kaufte er jene Papiere auf.

Der C. R. Beym hat den Einfluß, welchen Menken dieser letzten Instanz in Civilsachen auf die übrigen Behörden zu verschaffen wußte, noch verstärkt. Die Menge von Sachen aber, die dadurch hierher gezogen wurden, und die diese Behörde in ein Collegium verwandelt und die Ansetzung mehrerer Mitglieder nöthig gemacht haben würde, welches Beym nicht conveniren konnte, haben es bewirkt, daß die Cabinetsordres kürzer geworden sind, und daß eine Verfügung erlassen wurde, wornach Niemand die verschiedenen Instanzen vorbei gehn darf, wenn er sich an das Cabinet wenden will. — Die Minister müssen aber alle Monate einen Generalbericht von allen Begebenheiten dem Könige erstatten, die in ihrem Departemente Interesse gewährten.

Wenn auch nichts gegen diese Geschäftsführung einzuwenden wäre, so tadle ich es doch, daß sowohl Menken, als Beym, sich nicht zu Ministern des Innern erheben ließen, von denen der Impuls auf alle übrigen Behörden ausging. Sie mußten zugleich Präsidenten des Generaldirectoriums werden, um hier eine Allgemeinheit zu bewirken. Das Cabinet wäre dadurch für seine Operationen verantwortlich geworden, und der Antagonismus, der jetzt unter den Ministern und dem Cabinet existirt, hätte aufgehört. Zugleich mußte Beym in den Adelstand erhoben werden, da dieser Stand bis jetzt noch, nach dem allgemeinen Landrecht, der erste im Staate ist, und nur nach und nach aus der Welt geschafft werden kann. — Wie viele Cabalen, Intriguen und Verdrehungen der königlichen Befehle wären dadurch vermieden worden?

Das Generaldirectorium hat zwar noch keine Allgemeinheit in seine Verfügungen gebracht, und es existirt unter diesem Schilde immer noch eine Bürokratie;

man kann aber nicht in Abrede ſtellen, daß die verſchiedenen Departements, wenn auch nach verſchiedenen Grundſätzen, dennoch gut verwaltet werden.

Der Miniſter Voß, der ſämmtliche Marken, Pommern und Südpreußen zu ſeinem Departement erhalten, und viel mit ſeinen Privatſachen zu thun hat, wird durch zwey Männer unterſtützt, denen es weder an Verſtande und Talenten, noch an Energie fehlt: Klewiz und Borgſtede.

Hardenberg, der die fränkiſchen Provinzen, Weſtphalen und Niederſachſen dirigirt, iſt unter allen Miniſtern in Berlin der humanſte, gegen ſeine Officianten der höflichſte, dabei ein Mann von außerordentlichen Talenten und vielem Feuer. Er wird auch in politiſchen Dingen um Rath gefragt, und iſt engliſch geſinnt. Kommt es daher, daß er in Hannover ehemals angeſtellt war, und in England lebte, oder iſt es Patriotismus, der ihn anfeuert, zu wünſchen: Preußen möge unter den Continental-Mächten ſeinen alten Rang behaupten, und ſich daher Frankreich entgegenſtellen; das weiß ich nicht. Gewiß iſt es aber, daß er aus Ueberzeugung, aus Grundſätzen dies Syſtem angenommen hat, und nicht durch gemeine Mittel dazu vermocht worden iſt.

Der Miniſter Schröter dirigirt außer Südpreuſſen die Provinzen jenſeits der Oder. Er war ehemals im Militair und beim Kriegscollegio placirt, wo er manche nützliche Einrichtungen machte. Er gehörte mit zum Roſenkreuzerbunde, und hat einen Anſtrich von Schwärmerey; ſein Aeußeres iſt rauh und abſchreckend. Wer ihn genau kennt, lernt ihn ſchätzen. Er will aufrichtig das Gute, und ſucht es mit Energie durchzuſetzen. Er thut alles zur Cultivirung der Domainen in ſeinem Departement, woraus ſolches größtentheils beſteht; er iſt daher auch für das Agriculturſyſtem, für freye Ausfuhr und Handel, kurz für den Phyſiokratismus ſehr

eingenommen. Er arbeitet mit allen Kräften daran, die Naturaldienste aufzuheben, womit es ihm auch glückt. Im Cassenwesen hat er die größte Ordnung eingeführt. Er hat tüchtige Gehülfen an Klevenow, Schön, Bose und Mirus.

Struensee habe ich Dir schon geschildert. — Die merkwürdigsten unter den Ministern sind Hoym und Schulenburg, beyde von Friedrich gewählt.

Hoym wird von vielen gehaßt, verläumdet, benedet und öffentlich getadelt (conf. das schwarze Buch), von andern gelobt, angebetet und geliebt. Er wird nach seinem Tode erst gewürdigt werden. — Soll man an den Früchten den Baum erkennen, und an den Thaten den Mann, so hätten seine Lobredner Recht; denn Schlesien ist die blühendste Provinz des preußischen Staats; dies hat im Folgenden seinen Grund: Schlesien ist seit 1740, unabhängig vom Generaldirectorio in Berlin, regiert worden, und konnte daher durch eigne Kraft sich ausbilden und erheben. Die Regierung war stets in seiner Mitte, und konnte darauf ohne Weitläufigkeit einwirken.

Wie Friedrich Schlesien eroberte, fand er ein ganz andres Land, ganz andre örtliche Verhältnisse, als er in den Marken, in Preußen, in Pommern verlassen hatte; er sah sehr bald ein, daß dort ganz andre Regierungs-Maasregeln genommen werden müßten, wie hier. Er hatte diese Provinz erobert, es befanden sich hier viele Katholiken und Anhänger der alten Regierung; er mußte also schonend mit der Nation umgehen, die er sich unterwerfen wollte. Hieraus entstanden die Beweggründe zu der eigenthümlichen Provinzialregierung, die sich bis heute noch erhalten hat.

Die Natur hat Schlesien alles verliehen, was den physischen Genuß erhöhen kann: fruchtbaren Boden, hinreichende Weide, Ueberfluß an Holz und Mineralien, einen schiffbaren Strom und ein gesundes Clima.

Das Volk, sarmatischen Ursprungs, wurde schon alten Zeiten, an den südlichen Ufern der Oder, durch übergekommene Deutsche vermischt, welche sich ansie- ten und die rohen Producte, die der Boden in Ue- fluß hervorbrachte, zum Genuß verarbeiteten und ge- ckter machten. Die Industrie wurde daher hier bald heimisch, die Bevölkerung nahm zu, es entstanden e Menge Städte und ein richtiges Verhältniß zwi- n rohen Producenten, Consumenten und Fabrikan- . Was im Lande nicht von den in Menge erzeug- Fabrikaten verbraucht wurde, das ging in das nahe hlen und auf der Oder ins Ausland, von wo der fluß an Gelde immer mehr zunahm. Es wurden da- ch Deutsche, besonders Protestanten, herangezogen, en Carl XII. vor hundert Jahren die freye Aus- ng ihrer Religion verschaffte.

Hätte die östreichische Regierung, durch den Katholi- m verleitet, nicht stets auf die schlesischen Protestanten gewirkt, so würde der Wohlstand des Landes noch ßer gewesen seyn, da Friedrich als Eroberer er- en.

Die größere Aufklärung und Cultur war immer im folge der Industrie, welche Städte erbaute, und den ten Stand emporhob; sie läßt sich hier stets eher ber, als da, wo der Ackerbau nur wenige Herren viele Heloten erzeugt; sie knüpft mit dem Auslan- eher Verbindungen an und erweitert den Ideenkreis, da, wo der Bauer nur seinen Acker kennt, und m das nächste Dorf aufzufinden weiß.

Durch Industrie entwickelt sich der Geist schneller, giebt ihm einen höhern Schwung, wie der Acker- , und sie ist stets das Grab des Feudalism. — rch die vom Adel unabhängigen Städte erhält der- e ein Gegengewicht, und er wird außer Stand ßt, was außer ihm ist, seinem Egoism zu opfern.

Es entsteht im Verkauf der rohen Prod
Innern unter dem Grundherrn und Bauern e
ßere Gleichheit, wo die Städte die Nachfrage
als da, wo der Grundherr allein in großer Ent
die rohen Producte dem Ausländer verkauft,
Bauer seine eignen Erzeugnisse entweder selbst
ren, oder dem Herrn überlassen muß. Der
stand war daher selbst in Schlesien wohlhabend
in der Nachbarschaft, und aus seiner Wohlh
ging nach und nach seine größere Freyheit und
ständigkeit hervor.

Das, was Friedrich in den übrigen P
erzwingen, wo er immer von Seiten der R
Beyspielsweise voran gehn mußte, fand er
Schlesien erzeugt: Industrie und Kunstfl
Wenn er in den alten Provinzen das durch
dalism in tiefen Schlaf und Apathie versunke
aufwecken mußte, so fand er es in Schlesien
und wach, und in reger Thätigkeit. — In d
Provinzen mußte er alles neu aufbauen; in
durfte er nur nachhelfen, den Reitz erhöhen.
daher sehr natürlich, daß Schlesien seine Pur
de. Es war begreiflich, daß er hier die Regier
der Nation selbst hervorgehen ließ, und sich nu
Spitze stellte. Es war consequent, das cultivir
dustriösere Volk, dessen Regierung er erobe
nicht den dümmeren, schläfrigen, gröberen Bra
gern unterzuordnen. Schlesien erhielt daher gle
eigne, ganz von der Residenz unabhängige R
Es wurde ein eigner Finanzminister für diese
angesetzt, der nur vom Könige abhing, und ih
verantwortlich war. Die Collegia und Unter
wurden zwar der Form nach denen im alte
gleich organisirt, jedoch größtentheils durch Ein
besetzt. Die Richtschnur für ihr Wirken fan
Behörden in den Provinzialgesetzen, Herkomm

und Verhältnissen. Die Provinzialeinnahmen blie-
zur Verwendung größtentheils im Lande, und nur
reine Ueberschuß floß in den Schatz. Nicht von
lin, sondern aus dem Büreau des schlesischen diri-
den Ministers gingen die Befehle und Reskripte
die Nation hervor, und durch die Organe desselben,
Kammern in Glogau und Breslau. Schneller war
das Triebwerk der Regierungsmaschine an Ort und
lle, als wenn es seinen Umschwung erst von Ber-
aus hätte erhalten sollen. Auf diese Weise konnte
Wohl der Provinz nicht dem der hungrigen sandi-
Marken geopfert werden. Sie erhielt ihre Nah-
durch sich selbst, und nur der Ueberfluß ging nach
lin zur Verherrlichung der Monarchie.

Friedrich mußte demnach eine sehr weise Wahl
en, indem er Schlesien einen einzigen Minister und
desverweser gab, der ihn repräsentirte. Sie fiel
st auf Münchow, dann auf Schlaberndorf,
ich auf Hoym. Der Erstere regierte nicht lange,
Zweyte begründete Schlesiens Wohlstand, und half
um drittenmale erobern, indem er dem Sieger
edrich in die Hand arbeitete, seine Pläne oft er-
. Er war ein weiser kraftvoller Mann.

Schlaberndorf bildete Hoym, der bei der
slauischen Kammer von unten auf diente, und er
den König auf diesen, von der Natur reichlich
gestatteten Kopf aufmerksam gemacht haben. —
edrich prüfte ihn durch schwierige Aufgaben, durch
missionen in Preußen, durch das ihm übertragene
sidium in Cleve, und ernannte ihn 1769 zum Mi-
r von Schlesien.

Wenige Menschen haben von der Natur ein so ge-
ges Aeußere erhalten, wie Hoym. Wenige kön-
seiner Anmuth widerstreben, am wenigsten das
yte Geschlecht, dessen Verehrer er stets war, und
welches er selbst im Alter noch Eindruck macht.

Dies macht man ihm zum Vorwurf, und sagt d
zugleich, daß er ein böses Herz habe, welches, mei
Meinung nach, in der Regel ein Widerspruch ist.

Unter der Regierung Friedrichs war Hoy
ganz sein Organ; niemand wußte besser die gro
Plane des Königs zur fortschreitenden Cultivirung
Provinz, der Lokalität anzupassen, und dem königlich
Willen zu begegnen, wie dieser Minister. — Wie
König im Jahr 1785 die letzte Revüe in Schle
hielt, ließ er den Minister Hoym kommen, u
sagte ihm:

„Lebe er wohl, er sieht mich nicht wieder!“

Hoym widersprach; der König fuhr fort:

„Lasse er es gut seyn, ich werde ihm sagen, wi
„nach meinem Tode gehn wird: Es wird eitl lu
„ges Leben bei Hofe werden. Mein Neffe w
„den Schatz verschwenden, die Armee ausarten las
„Die H*** werden regieren, und der Staat
„zu Grunde gehn. Dann trete er auf, und sag
„dem Könige: Das geht nicht, der Schatz ist
„Lande, nicht Ihnen; und wenn mein Neffe auffä
„dann sag' er ihm; ich habe es so befohlen; viell
„hilft es, denn er hat kein böses Herz. Hört e

Hoym war ein zu großer Welt- und feiner K
mann, als daß er diesen Auftrag ausgerichtet hä
und dann wär er auch zu weise, als daß er
vorausgesehen hätte: es werde wenig helfen, ihm
schaden und außer Einfluß setzen. — Er sah F
drich Wilhelm mit andern Augen als der König

Bei der folgenden Regierung mußte Hoym
Künste, Intriguen, Geschenke, kurz jedes Mittel
wenden, um dem Neide in Berlin Stillschweigen
gebieten, die Verläumdung verstummen zu lassen,
sichere Nachrichten von jeder Cabale zu verschaffen,
die Höflinge sich dependent zu machen. Er mußte
zwungen oft Verfügungen erlassen, die man auf

ung schrieb, unterdessen sie von Bischofswer-
und andern Creaturen bei Hofe herrührten.
was der Hof von seinen Helfershelfern, selbst
en Hefen des Volks, versorgt wissen wollte, das
rte man an den schlesischen Minister. Hätte
n sich opponirt, so hörte er auf, Minister zu
wollte er also Schlesiens Verfassung erhalten, so
er mit Anstand nachgeben, manche königliche
le unschädlich zu machen suchen, manche abwen-
d anders auslegen.

oym beging einen Fehler, indem er Südpreu-
Administration übernahm, wo nichts zu verbessern
und wo jeder Minister seinen Ruf gefährdete.
nd auch beinahe hier das Grab seines bürgerli-
Beyns; denn er wurde in die Verschenkungen der
inen hinein gezogen, gerieth mit Buchholz in
emonie, wurde denuncirt, und beynahe von
rich Wilhelm III. entfernt, wenn seine erste
nung bei dem neuen Hofe, wo er alles durch
Esprit de conduite für sich einzunehmen wußte,
inen guten Eindruck auf die Königin gemacht
wodurch er alle seine zahlreichen Feinde demü-
die schon über seinen nahen Fall triumphirten.
bloß Südpreußen ab, wozu er selbst seinen
lger vorschlug, studierte den neuen Hof, und
ld so innitiirt, daß er sich eine neue Miniſte-
n vorzeichnete, worinn er nie untergehen wird.
ergehe die verschiedenen öffentlichen im Druck er-
ien Schmähschriften auf ihn; es sind nichts wei-
Pfeile, die seine Feinde unter den Großen,
bezahlte oder verleitete Schriftsteller, auf ihn
en ließen.

aß Hoym ein Mann von Kopf, durch lange
ung zum Minister von Schlesien recht eigentlich
ist, das können seine Feinde selbst nicht ab-
. Sie sagen aber: er hat ein schlechtes Herz,

hält nicht, was er verspricht; er ist ein Sklave der Weiber und dergleichen.

In einem Minister soll man nur den Kopf, nicht das Herz tadeln; was hat dies mit der Regierung zu schaffen; Thatsachen dokumentiren es aber, daß Hoym manche, die ihm schadeten, schonte und nicht unglücklich machte; das ist genug, um zu beweisen; daß sein böses Gemüth, wäre es ihm auch zu Theil worden, dem Verstande nicht zuvorkam.

Kein Staatsmann hat es mehr in seiner Gewalt bald den Minister, bald den Menschen in sich zu zeigen wie Hoym. Ich glaube selbst, daß der geschickteste Mahler zwey sich ganz unähnliche Gemälde von ihm zeichnen würde, je nachdem er ihn in der einen oder andern Attitüde fand. — Er ist gegen Fremde, selbst gegen Officianten, die stets um ihn sind, in seinen Familienzirkeln in Oyrenfurth oder auf der Reise ganz anders, als wenn er in seiner Canzeley oder im Audienzzimmer sich befindet. Ich glaube, daß dies die Klugheit eines Ministers völlig angemessen ist. Ich kenne andere, die dadurch, daß sie den Minister in ihre Familie, in ihrer Privatgeschäfte mit hinüber nehmen, und die Form, welche diese Charge ihnen aufbürdet, bei Tische, in ihre Schlafstube, ja ich möchte sagen, selbst auf dem Nachtstuhle nicht vernachlässigen sich allen Menschen verhaßt machen.

Der Minister Schulenburg.

Ein ganz eigentlicher Zögling Friedrichs des Großen. Seine Bildung und Beförderung sind Dir bekannt. Sein Gesicht spricht schon den Verstand und Scharfsinn aus, der ihm eigen ist; er ist äußerst affabel und human, und in Geschäften schnell entschlossen trift bald den wahren Gesichtspunkt und die besten Mittel zum Zweck. — Er ist ein Freund des zwey-

Da er nicht wie Hoym bei der vorigen Regie-
ung zu resigniren, und sich in so viele Falten einzu-
miegen verstand, oder zu stolz dazu war, verlor er
nen Einfluß. Dies war hinreichend, ihn bei der
uen Regierung zu accreditiren, und indem er dem
önig den Plan zur Generalcontrolle vorlegte, hätte
ihm einen ähnlichen zu einer, in seiner Person ver-
nigten Oberaufsicht aller Civilbehörden zeichnen lassen,
d ihm darüber selbst wöchentlich Vortrag, die Cabi-
tsexpedienten aber zu seinen Subordinirten machen
llen; dann war er Premierminister, den der Staat
durfte. Er hatte alles, was dazu gehörte, Kopf,
epräsentation, Manier, Energie, Kenntnisse, Vermö-
n und den Stand. Da er General war, konnte er
ich dem Militair den ersten Impuls geben; eben so
der Politik. Der König hätte an ihm einen wür-
gen Lehrer gehabt, und wenn er starb, hätte er seine
rundsätze gewiß befolgt. Niemand würde es gewagt
ben, ihn zu stürzen, und der preußische Staat, unter
eser Aegide bei dem guten Willen des Königs, konnte
der großen Crisis, worinn die europäischen Staaten
ither schwebten, zur größten Höhe der Vollkommen-
it gedeihen. — Da er dies vernachlässigte, entstand
e fatale Antipathie zwischen dem Cabinet und den
Ministern, dem Militair und Civile, dem Adel und
m dritten Stande. Der Wein ist dadurch in
ährung gerathen, und wird dem Faß den Boden
rsprengen.

Der Minister Schulenburg scheint jetzt von
m Grundsatz auszugehen, sich nach und nach zurück-
zuziehen, da er seinen Einfluß täglich fallen, den des
abinets steigen sieht.

Man macht ihm zum Vorwurf, daß er den rei-
en Banquier Liebmann Meyer besonders dadurch
egünstige, daß er ihn ungeheuer beim Postwesen und
ei der Lotterie gewinnen lasse. — So viel ist gewiß,

daß dieser Mann sich Reichthümer sammelt; dies liegt aber in der Natur der Sache: Der Staat hat ihm große Entrepriſen überlaſſen, wozu eben ſo große Capitale erforderlich ſind. Er ſichert ſich dadurch die Etatsſummen; mag der Entrepreneur gewinnen. Wollte er dieſe Finanzzweige adminiſtriren laſſen, ſo würde er betrogen werden.

Unter Schulenburg arbeiten drey geſcheute und rechtſchaffene Männer: Schlaberndorf, Weyhr und Wilkens.

Vier und zwanzigſter Brief.

Berlin.

Hannover iſt von den Franzoſen beſetzt, das erſte Glied in der Kette der nordiſchen Fürſten geſprengt. Wie war es möglich, dies zuzulaſſen?

Das auswärtige Departement ſchläft, der Donner der Kanonen hat es an Preußens Grenzen nicht erweckt. Entweder mußte Preußen, mit Frankreich im Bunde, längſt England und allem, was ihm anhängt, den Krieg erklärt, und in Folge deſſen Hannover mit ſich vereinigt haben, oder es gegen Frankreich vertheidigen und das engliſche Syſtem adoptiren. Letzteres wäre unpolitiſch geweſen, und wird es ſtets bleiben, ſo lange England das erzwungene Seerecht nicht aufgiebt. Das ſchlechteſte Syſtem iſt aber noch beſſer, wie gar keins.

Bis hieher, und nicht weiter, konnte nur das Neutralitätsſyſtem extendirt werden. So wie Hannover, und dadurch das Herz des preußiſchen Staats bedroht war, mußte man ſich zu einer Partey bekennen, mit ihr ſiegen oder untergehn. — Indem die

Sehen iſt, hat Preußen ſeine Achtung vor
ıpa, als Beſchützer des Nordens von Deutſch-
orten, und das Zutrauen der Fürſten, die hier
ärlichen Alliirten ſind, iſt dahin. — Verlo-
für Preußen alle Arten von Kriegsbedürfniß
Soldaten, Geld, Kanonen, Munition, Gewehr
Pferden, welche Hannover in einem Kriege
reich gewähren konnte. Verloren und tour-
alle weſtphäliſchen Provinzen, die hortigen
die Heſſen und Weſel durch die Beſetzung
ngen an der Weſer, des Forts George und
s. In zwey Eilmärſchen können die Franzo-
Magdeburgs verwahrloſten Wällen erſcheinen.

will man mit dieſer zugelaſſenen Beſetzung
s andeuten? Hat England ſie nicht durch
abwenden zu laſſen gewünſcht? Unterließ man
), weil ſie widerrechtlich geweſen wäre? Oder
ein ſo gutes Zutrauen in die Franzoſen, daß
ihnen glaubte, ſie würden den Preußen nichts
hun? Das iſt das Zutrauen eines Ehemanns,
ı Freunde ſeine Frau ins Bett giebt, und ſo
iſt, zu glauben, er werde ſie nicht benutzen.

ı zwey Privatperſonen eine Societät errich-
Capitale zu gleichen Zwecken anwenden, wird
ine zugeben, daß der Andere in ſein Haus
er Befehle ertheilen, und über Küche, Keller,
nd Feld disponiren will? Eben ſo wenig
reußen (auf die natürlichſte Weiſe von der
Frankreich zu einem Zweck vereint; England
ligen,) es zugeben, daß dieſer Staat Hanno-
e, und es vielleicht Preußen wieder überlaſ-
wenn es ausgeſogen iſt. — Der Oberconſul
h mit den Schwächen unſers Cabinets völlig
jeworden. Aus dieſer zugelaſſenen Beſetzung
s wird er Erfahrungen ziehen, die ihn ver-

mögen werden, Preußen mit verächtlichen Augen anzusehen.

Haugwitz ist entfernt, die böse Welt sagt: Er habe zu lange geschlafen, und nie vor Mittag Audienz gegeben. — Wahr ists, daß er mit seinen Finanzen brouillirt ist.

Hardenberg hat seine Stelle. Ob der feurige Charakter dieses Mannes das Neutralitätssystem lange gut heißen wird, das bezweifle ich sehr; und da er von der englischen Partey ist, so möchte er wohl nicht die Sachen aus dem richtigen Gesichtspunkte nehmen. — Die Zeit wirds lehren. — Lombard, Beym, Köckritz, Möllendorf und andere werden wohl die französische Partey nicht sinken lassen.

In Pohlen geht es lustig her; Wunder ists, daß die Nation ruhig ist. — Der Ausschuß von Officianten, den man hier versorgt hat, und der mancher vornehmen H*** einen Mann gab, fängt an, sich in seiner ganzen Blöße zu zeigen. Ein Landrath, Baron von Naurath, im Peyßernschen Kreise ist der Brandstiftung und des Straßenraubes; der Landrath Wargarsky, Kalischen Kreises, ist des Todtschlags beschuldigt, da man den Abt Lizsky bei ihm ermordet gefunden hat. Der Präsident von Oppeln in Peterkau hat sich erschossen, weil seine Betrügereyen entdeckt worden. Der Kriegsrath Denso ist cassirt, da er unrechtmäßige Sportuln eingezogen hat; der Cammerfiscal Schnakenburg und Jagdfiscal Hayne sind ebenfalls wegen ähnlicher Verbrechen cassirt.

Die einzigste Anekdote in ihrer Art ist folgende: — Ein gewisser Gottwald aus Glogau wurde Inquisitor publicus in Posen. Er war so gescheidt als gewissenlos und liederlich; er ließ alle Criminalprocesse liegen, die Listen darüber fertigte er fälschlich an; mancher Criminalgefangene harrte Jahre lang auf seine erste Vernehmung. Einer seiner Mandanten, Herr K.

G. A. Klez, ertrank aus Vorsatz, und hinterließ ein Testament, welches ein Pasquil auf den Großcanzler war. Herr Gottwald fand für gut, diesem eine Abschrift zu schicken. Er erregte dadurch Aufmerksamkeit auf sich, und man untersuchte die Aechtheit seiner Prozeßlisten. Hier kam man hinter seine Verfälschungen, sperrte ihn zu den Gefangenen in der Frohnfeste ein, und versicherte ihn, daß er nicht eher frey seyn solle, bis er sämmtliche Akten instruirt hätte. Er entledigte sich dieses Auftrags schnell genug, und da er sein Schicksal (Cassation) voraus sah, führte er mit einem gleichgesinnten Freunde, dem Polizeycommissair Lignovsky, folgendes Bubenstück aus:

„Es saß ein Jude in der Frohnfeste, der reiche Verwandten in Kalisch hatte. Diese wandten sich an Gottwald, wie er noch frey war, und baten, gegen ein Stück Geld, um die Befreyung ihres Vetters. Er machte Hoffnung dazu. Nach seinem Arrest wandte er sich nach Kalisch, versammelte die reichen Vettern seines Inquisiten um sich, und sprach:“

„Ihr wißt, ich bin der Inquisitor publicus, mir hat daher die Regierung in Posen den Auftrag ertheilt, euch vorzustellen: daß, wenn ihr mir sogleich 4000 Thlr. in Golde zahlt, so soll ich euch eine Anweisung an den Stockmeister geben, euren Vetter Isaak euch zu überliefern.‘

„Nachdem die Juden gehandelt hatten, zahlten sie eine beträchtliche Summe, erhielten die Anweisung, und wurden in Posen ausgelacht. — Gottwald wandte sich aber nach Mecklenburg; hier war auf dem Lande einer seiner academischen Freunde Pfarrer. Dieser hatte ihm in Halle erzählt: sein Vater, der vor ihm die Pfarre besaß, habe unter den Kirchengefäßen einen kostbaren Abendmahlskelch aus gediegenem Golde. Gottwald fährt direkte nach diesem Dorfe, steigt im Gasthofe ab, geht zum Pfarrer und spricht: „Ich komme

hier auf Irrwegen her, und will nach Hamburg reisen; ich bin nicht gewohnt, auf Stroh zu schlafen, geben Sie mir gütigst ein Nachtquartier.“ — „Der Pfarrer erkennt seinen academischen Bruder, fällt ihm um den Hals, und läßt auftragen, was Küche und Keller vermögen. (Er war unverheyrathet; eine alte taube Köchin bediente ihn.) Es wird scharf getrunken; der Pastor machte einen guten Wirth, die angenehmen Rückerinnerungen an die academische Laufbahn versüßten den Wein. Der Wirth trinkt sich ein Räuschchen. Gottwald, im Saufen geübt, nimmt das Wort und sagt: Höre Bruder, den Götterwein, den König aller Weine, den edlen Ungar, hast Du gewiß noch nie gekostet; ich habe einige Flaschen bei mir, willst Du ihn versuchen? — Der Pastor lechzte darnach.“

„Jedoch nur unter einer Bedingung, fuhr Gottwald fort: Du hast mir ehemals erzählt, es sey ein kostbarer Abendmahlskelch hier bei der Kirche, dieser Ungar ist es werth, daß man ihn aus goldenem Gefäße trinke; hole den Kelch, wir sind allein.“ — „Dies geschieht ohne Umstände, und Gottwald trinkt bald den Pastor unter den Tisch, steckt den Kelch ein, der großen Werth hatte, und eilt davon. — Was sagst Du zu diesem Criminalrichter?“

Alle Vestungen im Lande sind mit südpreußischen Officianten überladen, und es ist ein Schimpf geworden, als Civilist in dieser Provinz zu dienen. — In den übrigen Provinzen geht es zwar nicht so toll zu, aber auch hier zeigt sich eine große Schlaffheit in der Execution der Gesetze, die in den Regierten eine stets größer werdende Widersetzlichkeit hervorbringt.

In Schlesien sind fortdauernde Händel unter Grundherren und Unterthanen, die oft blutig enden. Das bürgerlich gesinnte Cabinet unterstützt die letztern, indem es ihr Schicksal mildern will. Dies wäre nun recht gut, wenn es nicht auf Kosten des Adels geschähe,

er hier eine Societät durch das Creditſyſtem ausmacht. chwerlich wird es die Regierung (wie der Plan zu yn ſcheint) dahin bringen, daß Gleichheit der Rechte ſchnell entſtehe; beſſer wäre es, ſie ſuchte den Adel ehr durch Anſtellung im Dienſt zu erziehen, um ihn urch eigne Ueberlegung dahin zu bringen, daß er die ezwungenen Hände ſeiner Unterthanen in freye ver- andelte.

Die mangelhafte Execution ſo mancher zweckmäßi- en Verfügungen liegt beſonders in der Immoralität er Officianten, die wieder durch ihre ſchlechte Bezah- ung veranlaßt wird. Wenige haben die nothwendig- en Bedürfniſſe; die mehrſten müſſen oft ihren Genuß urch Plackereyen, Betrügereyen, Beſtechungen und auf ndere Art befriedigen. Es iſt ſelbſt ſo weit gekommen, aß vermöge königlicher Verordnung ein Officiant con- ahirte Schulden nicht bezahlen darf, wenn er nur 00 Thlr. Gehalt hat. Dies erſtreckt ſich auf alle laſſen.

Den Thron ſelbſt reſpectirt man nicht mehr; der önig iſt zu populär und human; er ſollte ſich mit ei- em Nimbus umgeben, und mehr der Etiquette huldi- en. Dies iſt aber gar nicht Friedrich Wilhelms ache. Ich ſah ihn kürzlich ſelbſt bei einer Viſite, die as königliche Ehepaar der verwitweten Prinzeß Hein- ich ablegen wollte, vor dem Wagen, mit 6 Pferden ſpannt, zu Fuße hergehen, worin die Königin ſaß. — r fährt mit der Königin ſehr oft in einem Cabriolet n Charlottenburg nach Berlin, und führt die Pferde lbſt. Ein Bedienter reitet hinter her. — Im Gar- n in Charlottenburg ſieht man ihn unter einer Men- von Berlinern einſam wandeln, wie jeden andern rivatmann.

Ich ſage es noch einmal, dieſe verdorbene Genera- on verdient keinen ſolchen König. — Wenn er recht

verdrießlich ist und sieht, wie er hintergangen wird, wie schlecht die Menschen sind, soll er oft ausrufen: Warum hat mich Gott *) zum König gemacht?

Fünf und zwanzigster Brief.

Berlin.

Die Partey des dritten Standes verstärkt sich täglich mehr gegen den Erbadel, das bürgerliche Cabinet an der Spitze. Man sagt, der König habe Beym nobilitiren wollen, er hätte es aber ausgeschlagen; dennoch ist er Guthsbesitzer geworden, und hat dadurch den Charakter des Grundherrn angenommen. Das Cabinet scheint mir nicht consequent zu handeln: daß es auf der einen Seite den Erbadel zurücksetzt, indem es dem Bauerstande so viel möglich Gelegenheit giebt, sich von der Unterthänigkeitspflicht los zu machen, auf der andern Seite aber durch die Indigenatsvorschriften den reichen Bürgerlichen den Ankauf adlicher Güther erschwert; ferner: daß in Südpreußen die Dismembration adlicher Güther erschwert, in Schlesien aber solche bis auf ein Drittheil des Flächeninhals eines Dominiums nachgegeben wird, obschon in Südpreußen keine, wohl aber in Schlesien eine Societät des Adels existirt, welche für die Gesammtheit und das Zusammenbleiben der Dominien den Interessenten der Pfandbriefe Garantie geleistet hat.

Der dritte Stand schließt den größten Theil der Officianten, bis zum Geheimen Finanzrath hinauf, in sich; er enthält unter ihnen die arbeitende, der Adel die repräsentirende Classe (Paradepferde.) Im Bürger-

*) Andere sagen: der Teufel, des Contrasts wegen.

stande findest Du die Reichen: Kaufleute, Königl. Beamten, adliche Pächter, Fabrikenherren, und manche Gewerke. Du findest hier die mehrsten Gelehrten: Schriftsteller, Professoren, Schullehrer, Aerzte, Juristen. Du findest hier die Künstler: Musici, Kupferstecher, Mahler, Bildhauer, Zeichner u. s. w.

Die Juden machen einen eignen Stand aus, und suchen allenthalben die Blüthen des Fleißes anderer sich anzueignen und den Adel auszubeuteln.

Welche Classe findet man im Adel? Das Militair, arrogant, hochmüthig, prahlerisch, ohne Kenntnisse, mit Schulden überladen. Guthsbesitzer, die nur die Pächter ihrer Creditoren aus dem dritten Stande sind, und die keine Idee von ihren Pflichten haben; die Müßiggänger, durch Erbrechte, Heyrath oder Güterschacher und Schwindel reich geworden; die Wüstlinge, Liederlichen, reisende Spieler und Pflastertreter.

Es bedarf wohl keiner Frage, welche Partey siegen wird? Die Idee, welche dem Adel ehemals zum Grunde lag, und die selbst Friedrich noch aufrecht erhielt, war keineswegs verwerflich. Ihr Mißbrauch, und da man sie mißverstand, hat dem Ganzen geschadet, und erzeugt jetzt nur müßige Kostgänger des Staats.

Indem der Adel, aus den vorzüglichsten Anführern unsrer Alten im Kriege entsprossen, erblich wurde, vereinigte man damit den Grundsatz: stets nach Grundsätzen der Ehre zu handeln. Man wälzte auf den Erbadel die ganze Last der Landesvertheidigung durch die Kriegsdienste, und die Vormundschaft über das unmündige Landvolk durch die Unterthänigkeit. — Kaum geboren, war der Edelmann verpflichtet, sich zu seinen Pflichten geschickt zu machen. Sein Ehrenwort galt so viel wie ein Schwur, und seine Aufführung mußte ohne Tadel seyn.

Die Regierung hätte von jeher zur Erhaltung dieser Kaste zwey Maaßregeln befolgen sollen:

1. Müßte sie jeden der Vorrechte dieses Sta
berauben, der sich ihrer unwerth gemacht hatt
2. Müßte sie aus dem dritten Stande alle d
aufnehmen, die es verdienten, und weder den
um Geld verkaufen, noch Bürgerlichen das In
ertheilen. Der Bürgerliche, der es verdiente,
Edelmann zu seyn, mußte erst geadelt wer
dann konnte er sich als solcher ankaufen. (
Dienstadel.)

Es giebt einen Dominialadel (Güthsbesitzer), e
Nominaladel (alle Edelleute ohne Güther). W
man nun einführen:

1. Daß jeder Bürgerliche, der ein adliches Gut
kaufen geneigt wäre, nicht bloß das Kaufpre
nachwiese (das Geld begründet nicht die Eh
sondern dokumentirte: daß er ein ehrliebender r
licher Mann sey, so würde ihm der Adel und
Recht verliehen, ein Ritterguth zu besitzen:
2. Daß im Militair und Civile jeder, der s
Verdienste wegen zum Officier und zum dec
renden Officianten befördert würde, dadurch
Adel erhielte;
3. Eben so, daß jeder Kaufmann und Fabrikenh
dessen Unternehmungen zum allgemeinen Be
gereichten;
4. Jeder Gelehrte, der dafür anerkannt würde,
Adel verdient hätte;

so würden wir bald alle gebildete und rechtliche L
in diesem Stande aufgenommen sehen.

Wollte man dann jeden daraus verstoßen, der
ein einzigesmal wortbrüchig geworden, durch Urtel
Recht eines schlechten Streichs überführt wäre)
ohne Noth den Dienst des Staats aufgäbe; alle B
queroutirer, durch schlechte Wirthschaft in Conco
gerathene Grundherren u. s. w. und das Grundprin
dieses Standes, die Ehre, stets im Auge behalten,

e ſolcher dadurch einen großen Reiz erhalten, zum
n des Staats zu wirken, und der Macht des
reichthums entgegen zu arbeiten.

Endlich müßte dieſer Stand bleiben, aber nur Be
ungsweiſe, ſo lange man ſich ſeiner werth bezeigt.
ttige auf dieſe Weiſe nicht der Adel ſelbſt auf die
e über, ſondern nur der Anſpruch daran; und wenn
en Guthsbeſitzern die Vorrechte des Adels im Gu
iegen, ſo müßte jeder Beſitzer, der ſich deſſelben
obigen Grundſätzen unwürdig machte, das Guth
n nächſten qualificirten Erben überlaſſen.

Die Vorrechte der adlichen Guthsbeſitzer müſſen
darin beſtehen: Von Staatslaſten befreyt zu ſeyn,
er Bürger und Bauer trägt. Keineswegs: Der
sbeſitzer ſollte Vater, Vormund und Bildner ſei
Unterthanen ſeyn; ſie in der Noth mit Rath und
unterſtützen. Er ſollte eine Zwiſcheninſtanz unter
nten und Unterthanen bilden, jenem für dieſe in
ſicht der Staatslaſten haften.

Jetzt iſt der Adel nur für Rechnung der übrigen
he da, die ihn häufig wegen ſeiner täglich zuneh
en Schlechtigkeit, Dummheit, Unwürdigkeit und
nem Weſen verachten und lächerlich machen, und
ei der erſten günſtigen Gelegenheit unter die Füße
n werden. — Jetzt ſchon ſieht ſich der Regent ge
gt, Aemter, die man ehemals adliche Chargen
te, Bürgerlichen zu verleihen. Die adlichen Gü
kommen in die Hände der Bürger und Bauern,
er Adel wohey Geld hat, noch zu wirthſchaften
ht, und nur die Officierſtellen ſind ausſchließlich
da man dazu ohne Unterſchied Liederliche und Ig
uten aufnimmt.

Es iſt übrigens Zeit, daß dies Princip der Ehre
der Regierung beſſer benutzt wird, um den Unter
n einen Reiz zur Tugend zu geben, beſonders da
Religioſität verwichen iſt, die dieſen Zweck hatte

denn jetzt steht nur der Geldreichthum in Ansehen, in der Ferne physischen Genuß zeigt. Alles wid sich dem Judenthum, und alle Stände laufen glänzenden Götzen nach, und lachen über alles, w man sonst noch einen Werth setzte. Geld haben, genießen zu können, schnell, viel und gut, das ist heillose Tendenz des Zeitalters. Womit dies enden w frügst Du? Mit allgemeiner Barbarey.

Daß das Cabinet die Unterthänigkeitsverhältn auflösen will, dadurch wird es den Adel nicht stür was geht dies dem Nominaladel an? Dadurch n das einzige Band, was die rohe Volksmasse, seit Religion vernichtet ist, noch zusammen hielt, zerri Einen Stand hat der Bauer schon bei uns; das E eigenthum ist nicht mehr, einige Gegenden ausgen men, vorhanden, und wollte man nur dies ansrot dagegen wäre nichts zu erinnern; daß man aber Bauer hilft, contractmäßige Verbindlichkeiten nich erfüllen, dazu sehe ich keinen Grund. Daran ist der Physiokratism Schuld. Dieser lehrt: Je kle die Güther werden, je mehr steigt die Cultur! Ich haupte aber: je kleiner die Güther werden, je n sinken wir in Armuth, und aus dieser wieder in Sklaverey. Ein einziger Krieg, so wie er jetzt gef wird, bringt dies zu Stande.

Sechs und zwanzigster Brief.

180

Dem König leuchtet kein Glücksstern: Kriege geben seine Staaten; der nahe Umsturz des Contin bis an die Weichsel scheint aus Frankreich hervorz hen. Wir schlafen über einem Vulkan, und we

icht erwachen, wenn uns schon das Haus über dem
opfe brennt; erwachen wir dann, so wirds uns wie
em Schlaftrunkenen gehn, den man wie einen Ball
us einem Winkel in den andern wirft.

Im Innern giebts unfruchtbare Erndten, täglich
lgende Preise der ersten Bedürfnisse, die wir für Co-
ntinalwaaren den Engländern liefern. Dies Jahr hat
ne Ueberschwemmung die mehrsten Provinzen betrof-
n, und einen ungeheuern Schaden angerichtet. Bei
eser Gelegenheit hat es sich gezeigt, wie gut ein Schatz
t. Der König hat daraus viele Unglückliche nach-
ücklich unterstützt.

Der König hat dieses Jahr eine Reise nach Schle-
en gemacht, wo er seit vier Jahren nicht gewesen
ist. Diese Provinz glaubt sich von Friedrich Wil-
elm III. zurückgesetzt, da Friedrich alle Jahre da-
in kam, und sie mit königlichen Gnadengeschenken
berhäufte. Man glaubt besonders dies Jahr, wegen
er großen Verwüstungen, welche die Ueberschwemmung
ngerichtet hatte, Anspruch auf ansehnliche Unterstü-
ung zu haben; es werden aber nur einige 70000 Thlr.
egeben; der Schaden betrug aber einige Millionen.
in den Marken hatte aber der König 120000 Thlr.
ngewiesen.

Die Feinde des Grafen Hoym sagen: er habe
en Schaden sehr geringe angegeben, um vom Könige,
er nicht gern Geld gäbe, ein gnädiges Lächeln zu er-
aschen. Andere sagen: die Schuld liege an Beym,
er, seitdem er ein Ritterguth besitze, das Agricultur-
ystem angenommen habe, und das besonders in Schle-
en zu Hause gehörende Fabriksystem verwünsche. Er
olle geäußert haben: Wenn dies System gut wäre, so
ürde es ohne Unterstützung rentiren; im andern Fall
ätte der Staat keine Veranlassung, sich desselben an-
unehmen.

Du weißt, ich hasse den Physiocratism: ich habe Dir darüber schon oft meine Meynung gesagt.

Es wurde in Schlesien, ehe der König kam, oft davon gesprochen: Die geistlichen Güther sollten hie eingezogen werden; der Minister setze sich aber dagegen da ihn die Geistlichkeit oft mit Geld unterstühe. — Wenn ich dies auch nicht glaube, so ist doch so viel gewiß, daß die Geistlichkeit zu manchen extraordinairen Etatsausgaben, wozu keine Fonds vorhanden sind, die nöthigen Gelder hergeben muß. Es ist nichts daraus geworden. Man behauptet, daß die Geistlichkeit die Verwendung der Königin erlangt habe. — Andre sagen: die Cabinetsräthin Beym habe sich desfalls bei ihrem Manne für die Geistlichkeit verwendet, nachdem diese sie durch wichtige Gründe von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt hätte. — Diese Frau bereiste nehmlich Schlesien in Gesellschaft dreyer Freunde ihres Mannes, und wurde allenthalben mit großer Devotion aufgenommen; der hohe Adel selbst wetteiferte in der Auszeichnung, die er ihr bezeigte, und bewieß dadurch, daß er seine Vorurtheile gegen den Bürgerstand abgelegt habe.

Ich glaube es nicht, daß ein Mann, wie Beym die geringste Rücksicht auf die Interceſſionen seiner Frau nehmen würde. Das Wahre in der Sache ist, daß der Kanzler Homuth beym Augustinerstifte in Breslau dem Cabinet eine Deduction der geistlichen Gerechtsamen vorlegte, die Beym, der einer der ersten Juristen ist, gleich von der Unmöglichkeit der Einziehung der Güther überzeugte. War die Cabinetsräthin Beym hoch aufgenommen worden, so wurde es der Cabinetsrath noch weit mehr. Alles bestrebte sich, ihn zu fetiren. Er ist ein jovialer Mann, der unter Freunden gern vergnügt ist; wer könnte ihm übel deuten? Man hatte seinen Wagen mit Delicat-

ſtopft, ſo daß er die Vorſpannbauern damit
und auf der märkiſchen Grenze, wo man nicht
ſt, äußerte: Daß man in Schleſien zu leben
id daß der Geiſt Hoyms ſich allen ſeinen
en mitgetheilt habe. — Ich erzähle Dir dieſe
iden Dinge nur deshalb, um Dich zu über-
ß aus dieſem Beym dem preußiſchen Staate
Miniſter heran reift, wobey er vielleicht beſ-
ei der jetzigen Exentricität, in der Verwal-
n möchte.
uswärtigen Departement weht ſchon der eng-
Hardenbergs, der auch die Freylaſſung
)en Geſandten Rumbold franzöſiſcher Seits
)a Bonaparte einen Krieg mit dem feſten
ieidet, um England endlich zu demüthigen.
ur noch durch Lombard gedämpft, der
geſinnt iſt. Herr von Köckeritz, dem jeder
Greuel iſt, ſtimmt ihm bei, eben ſo Möl-
u. a. und ſo möchte der Friede noch wohl

---

en und zwanzigſter Brief.

Berlin.

mir das Vergnügen gemacht, Charlottenburg
um, und hier die Königlichen Schlöſſer und
beſehen: Ein heiliger Schauer durchbebte
ch mich dem Wohnſitze des großen Mannes
er um ſich her eine neue Schöpfung hervor-
Ich glaubte, man habe ſeine Zimmer in
gelaſſen, wie ſein Geiſt die Hülle und die
)erließ; man hat aber alles moderniſirt, mit-
:rdorben.

Das Begräbniß seiner Hunde erinnerte mich a die Menschlichkeit des großen Mannes, der vielleich nie einen Freund fand, der ihn begriff, und den de Geselligkeitstrieb zu den Hunden führte. — Er schätzt in seinen menschlichen Umgebungen nur den Verstand, in den Hunden fand er Anhänglichkeit an ihn als Menschen, die er seines Gleichen nicht zutraute, von denen er glaubte, sie sähen nur stets den König in ihm; deshalb wurde der große Mann auch nicht böse, wenn der gereitzte Quintus ihm Sottisen sagte.

Der Bildersaal war noch in der alten Verfassung. Ein alter Führer sagte mir: der König sey gewöhnlich um eilf Uhr hinein gegangen; oft, besonders in den letzten Jahren seines Lebens, sey er verdrüßlich gewesen, dann habe er die Thüre des Saals hart zugeworfen. Jedes Mal um zwölf Uhr sey sein Lieblingshund gekommen, und habe an der Thüre gekratzt, um dem Könige die angerichtete Tafel anzukündigen, dann sey er immer heiter aus dem Saal gekommen. Die Entfernung von den Staatsgeschäften, der Eindruck, den die Malerey auf sein Gemüth machte, und auch selbst vielleicht der Hund, hatten diese Aufheiterung bewirkt.

Das neue Palais hat durch die Zerstörung der Colonade viel verloren, aus deren Marmorblöcken Friedrich Wilhelm das Marmorpalais erbaute, welches für ein Landhaus zu groß, für einen Palast zu klein, mithin ein elendes, auf einen Sumpf geschmacklos aufgebautes Mittelding ist.

Im Schloß in Potsdam lagen der Degen, die Orden und die Krücke Friedrichs offen in einem Zimmer auf dem Schreibtisch desselben. Mich wunderte daß man diese Andenken hier so offen hinlegt. Ich würde sie wie Heiligthümer bewahren. Bei der Krücke dachte ich: Ach führst du doch einmal unwillkührlich in die Hand unsers guten Königs, welch panisch

Schrecken würdest du unter denen anrichten, die dich noch von alten Zeiten her kennen!

Die Zimmer des jetzigen Königs und der Königin sind hier und in Charlottenburg höchst einfach. Rohrstühle und ganz bürgerliche Meubles findest Du hier. Das Bett des Königs, ganz ohne Zierrath, mit Gaze umzogen, fiel mir auf, weil es so kurz war, und ich dachte bei mir: du schläfst bequemer wie der Monarch. Ich fand hier die Minerva, Posselts Annalen, die Rangliste der Armee, und sauber zusammengelegte Uniformen und mehrere Hüte auf Büsten gesetzt.

Der König theilt seine Zeit sehr weise ein. Er läßt fast täglich sich Vortrag machen, nachher liest er, ist schnell und einfach, bleibt in seiner Familie, und geht oder reitet oft ganz allein spatzieren; auch hetzt er wohl ein paar Hasen in Paretz, ein kleines Güthchen unweit Potsdam, welches er schon als Kronprinz gekauft hat.

Gott wolle diesen rechtlichen guten Mann dem Staate und mit ihm den Frieden erhalten; da aber letzteres nicht denkbar ist, so bedaure ich ihn, da er sich nicht schnell entschließen kann, und die Dinge zu moralisch ansieht, auch das Collegialische zu sehr liebt. Er ist das wahre Gegenstück eines Despoten, und sollte König von England seyn, dann wäre die Welt in Frieden.

Die Königlichen Kinder sind Herrn Delbrück anvertraut, der sie gut erziehen soll; man behauptet aber, der Kronprinz habe wenig Talent. Das wäre sehr schlimm.

Die Oberhofmeisterin v. Voß erhält, so viel an ihr ist, die Hofetiquette, und wenn der König sie deshalb auch oft bespöttelt, so läßt sie sich doch nicht irre machen, und das finde ich gut. Denn wenn auch das Hofceremoniel an deutschen Höfen im jetzigen Zeitalter

lächerlich ist, so ist ein zu populairer Hof, wie der preußische jetzt ist, auch nicht für den vornehmen Pöbel

Acht und zwanzigster Brief.

1803.

Das vorige Jahr hat mit einer Hungersnoth beschlossen, das jetzige damit angefangen. Die nächste Ursache waren mehrere auf einander gefolgte unfruchtbare Jahre, die entfernte, die Leerheit aller Landmagazine.

Ich habe Dir schon früher Friedrichs Grundsätze in der Getraidepolizey aus einander gesetzt; sie waren für die preußischen Staaten die besten. Er sperrte, wenn der Normalpreis erreicht war, und öffnete seine Magazine. Er gab die Ausfuhre frey, und kaufte für die Magazine ein, wenn der Preis so niedrig war, daß der Cultivateur nicht dabei bestehen konnte.

Die preußischen Finanzisten, die außer Schlesien nur das Domaineninteresse und die Steigerung der Gütherpreise im Auge haben, versuchten stets die Freyheit des Getraidehandels im Innern und gegen aussen; sie beten es den Oeconomisten und unsern neuen Physiokraten Thaer, Schmalz u. a. nach, und vergessen über den Cosmopoliten den Patrioten.

Wer wird es bezweifeln, daß allgemeine Handelsfreyheit in der ganzen Welt die Staaten schneller zum Ziele führen würde? Wer kann aber so thöricht seyn, wenn die ersten Handelsstaaten gegen die übrigen freiselig handeln, jenen Grundsatz beibehalten zu wollen? Die Staaten können nicht nach der christlichen Moral handeln: Wenn dich jemand auf den einen Backen schlägt, so reiche ihm den andern auch dar:

Es ist so lächerlich als verderblich, die Veredlung der rohen Producte im Innern zu vernachlässigen, und nur viel Geld für jene vom Ausländer einzunehmen, da Geld an und für sich nichts ist, und für die Artikel des Luxus dem Ausländer dreyfach wieder hingegeben werden muß. Da behaupten aber die Thoren: Nur die rohen Producte haben wahren Werth, ihre Veredlung ist nichts. Sie vergessen, daß Genuß der Zweck aller Production ist, und daß ein Stück Holz, als Stuhl verarbeitet, für den, der sitzen will, nur einen Werth hat, keineswegs aber als Klotz zu diesem Behuf etwas taugt. Oder sollen wir zu den wilden Schweinen in den Wald zurück, und mit ihnen Eicheln fressen und uns im Koth wälzen?

Besonders nachtheilig wirkt dies System auf Preußen, dessen Gewicht auf der Armee ruht. Bei den jetzigen Preisen der Dinge kosten aber 25000 Mann so viel, wie unter Friedrich 100000; denn jetzt kostet der Scheffel Rocken 4 Thlr., ehemals 1 Thlr. — Der Guthsbesitzer gewinnt auch nichts dabei, da er nicht mehrere Scheffel Getraide producirt, sondern nur mehr Geld einnimmt; das ist aber nur ein Nominalwerth: denn er giebt eben so viel wieder aus. Das Ganze ist blos ein Spiel der Phantasie. — Der Fabrikant, der Officiant, Soldat und der Staat verliert dabei; der erste, weil seine Fabrikate nicht mit den steigenden Preisen der rohen Producte Schritt halten; der zweyte und dritte, weil sein Sold bleibt, wie er ist; der letzte, da die Contribution nicht erhöht wird.

Dieses Jahr haben mehrere Dinge die Aufmerksamkeit des Berliner Publikums ganz allein beschäftigt. Zuerst war es Gall und seine Schädellehre, dann Jungius und seine Luftfahrt, endlich der wieder erneuerte Continentalkrieg. Napoleon, Kaiser der Franzosen, ganz durch sein Selbst auf diese Stufe er-

hoben, ſich nur allein durch ſeinen Geiſt darauf b
tend, zu einem neuen Krieg mit England hinger
da dieſes Reich den Frieden zu Amiens nicht er
hat, ſteht an Frankreichs Küſten. Seinen feſten
auf Englands Küſten gerichtet, die Möglichkeit
Hinüberkommens berechnend, als der verkehrte
der Continentalmächte ihn mit ſeiner an Sieg gew
ten Armee in vierzig Tagen in Schwabens Fluren
abzieht; hier nimmt er eine öſtreichiſche Armee g
gen, verjagt den Kaiſer aus ſeiner Reſidenz, geht
vereinigten Heeren der Ruſſen und Oeſtreicher entg
ſchlägt ſie bei Auſterlitz, macht mit Franz II.
den, verſchenkt die eroberten Provinzen an ſeine A
ten, und in zwey Monaten hat er dies alles vollbr
und feeirt ſeinen Triumph in Paris.

Hier will ich Dich nur unterrichten, wie Pre
ſich bey dieſer Angelegenheit benommen hat.

Wir ſahen hier ruhig den Herbſtmanövers zu,
bewunderten die Schlachten auf Templos Hügeln,
Uebergänge über die Panke, und die Gefechte bei
dam, wo der Feind ſupponirt wird, als plötzlich
Marſchall Düroc erſchien, um unſern Hof für F
reich zu gewinnen, da Oeſtreich und Rußland N
leon mit einem neuen Kriege bedrohte. Welche
theile er unſerm König dargebothen hat, iſt nicht
bekannt geworden; gewiß iſt es aber: daß der
Hannovers und der von Schwediſchpommern dar
begriffen war.

Der ruſſiſche Kaiſer ſchien für ſeine Perſon
die Hinrichtung E*** und der Verletzung des ba
ſchen Territorii gegen Napoleon aufgebracht, da
reichiſche Cabinet aber durch Subſidien zu dieſem
ge verleitet worden zu ſeyn, den England als einen
leiter der franzöſiſchen Heere von ſeinen Küſten e
ben ließ. Das ruſſiſche Cabinet wandte alles an,

ſrige zum Kriege zu beſtimmen, und der Kaiſer Alexander ſchrieb ſelbſt an unſern König, und ſtellte ihm die gefährlichen Abſichten Napoleons vor, der Deutſchland zu einer franzöſiſchen Provinz machen wolle. Friedrich Wilhelm ließ ſich aber in ſeinem Neutralitätsſyſtem nicht irre machen, und ſchlug jede Verbindung, die dem zuwider ſeyn könnte, aus; auch den bald nachher verlangten Durchmarſch ruſſiſcher Truppen lehnte er von ſich ab mit der Erklärung: Daß, wenn die Armeen der beiden Kaiſerhöfe ſeine Neutralität verletzen würden, ſo müſſe er die franzöſiſche Partey ergreifen.“ Dies war alles, was Düroc berichten konnte, und in Gemäßheit dieſer Erklärung marſchirte eine Armee an die ruſſiſchen Grenzen.

Wahrſcheinlich wäre eine Allianz mit Frankreich zu Stande gekommen, wenn Hardenberg nicht das itzwärtige Departement gehabt hätte, deſſen feurige Beredſamkeit auf den König mehr einwirkte, als Lombards durch körperliche Schwäche afficirter Geiſt; überdies war derſelbe abweſend und brauchte die Bäder von Piſa.

Unterdeſſen Napoleon gewiß vorausſetzte, daß die Preußen mit den Ruſſen ſchon handgemein geworden wären, marſchirte er durch das Anſpachſche, um Mack bei Ulm einſchließen zu können, welches ihm auch völlig glückte. — Ich habe Gelegenheit gehabt, ein Manuſcript die Unterredung zu leſen, welche Napoleon mit Mack vor der Capitulation bei Ulm hatte; die ein großes Licht über jene Begebenheit wirft.

Mack ſagt zu Napoleon: Wenn ich die Neutralität des Anſpachſchen nicht reſpectirt hätte, wäre Ihr E. K. M. Planen zuvor gekommen.

Der Kaiſer. Warum haben Sie es nicht verſucht?

Mack. Ich würde meinem Monarchen einen neuen Krieg zugezogen und bewirkt haben, daß der König von Preußen Böhmen genommen hätte.

Der Kaiser (mit einem Lächeln). Das würde er nicht gethan haben.

Du siehst hieraus, wie genau der kluge Kaiser den Charakter Friedrich Wilhelms kannte, der auch in der Politik nur von der Rechtlichkeit ausgeht.

An den Marschall Bernadotte soll der Kaiser, indem er den Durchmarsch befahl, geschrieben haben: „Man muß alles aufs Spiel setzen, um alles zu gewinnen.“

Es war gerade in Berlin bei dem Minister Hardenberg eine Fete, wie der Courier die Nachricht von diesem Durchmarsch brachte. Alles war betroffen, Hardenberg aber wüthend. Da die fränkischen Provinzen zu seinem Finanzdepartement gehören, so traf ihn dieser Streich doppelt, und er eilte, dem König sogleich zum Kriege mit Frankreich zu rathen.

Einen eben so widrigen Eindruck machte dieser Durchmarsch auf den König: da er stets moralisch in der Politik handelt, so setzt er es auch von andern voraus, und da Napoleon durch jene Handlung seinem Versprechen, Preußens Neutralität respectiren zu wollen, zuwider handelte, so wurde dadurch das Gemüth des Königs aufgereizt.

Hätte der König sich auf der Stelle entschließen können, die westphälische Inspection, mit den Hessen vereinigt, nach Holland zu schicken, mit den Truppen in Berlin und im Magdeburgischen, in Vereinigung der Sachsen, Würzburg anzugreifen, so kam Napoleon in eine schlimme Lage. Bei der Unentschlossenheit des Königs versäumte man aber die Gelegenheit, und ließ die Mackſche Armee gefangen nehmen. — Endlich wurde der in Preußen marschirenden Armee der Rückzug und der Marsch nach Franken befohlen.

Um diese Zeit theilte sich der Hof in zwey Parteyen, die sich wüthend bekämpften; die eine war englisch-russisch, die andere französisch; der König schwank

te zwischen beiden; sein Gemüth zog ihn auf die russische, das Nationalinteresse auf französische Seite, und es wird Dir interessant seyn, wenn ich Dir die Personen beider Parteyen schildere.

Der hohe Adel war natürlich englisch gesinnt, denn Napoleons Erhebung war ihm eben so unerträglich, als seine Plane: den Continent von England abzuschneiden, dem theuern Absatz seiner rohen Erzeugnisse verderblich. Das ganze adliche Ministerium war also englisch gesinnt. Schulenburg soll aber gesagt haben: der König möge eine Partey ergreifen, welche er wolle, so solle er doch mit Energie handeln.

Hardenberg habe ich Dir schon geschildert, und wenn die französischen Beschuldigungen ihn auch nicht treffen, daß er durch englisches Gold bestochen gewesen sey, so zogen ihn doch seine Grundsätze und seine Verschlichkeit zu dieser Partey hinüber.

In der Armee standen Braunschweig, Möllendorf, Hohenlohe, Kalkreuth, Rüchel, Blücher, Zastrow, der Prinz Louis Ferdinand, und in der Adjutantur, so wie im Generalstabe Köckeritz, Kleist, Massenbach, Pfuhl an der Spitze.

Der Herzog von Braunschweig war überzeugt, daß Frankreichs und Preußens Staatsinteresse nur eins sey; er fürchtete aber die Individualität Napoleons und glaubte, er ginge davon aus, Deutschland sich zu unterterwerfen, die Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen, und den deutschen Fürsten Gesetze zu geben; deshalb stimmte er für den Krieg.

Möllendorf spielte von jeher den Hofmann, und trug gern auf beiden Schultern; überdies hatte ihn das Alter abgestumpft, er liebte die Ruhe, und sah in Oestreichs Fall Preußens Erhebung, konnte sich in die neue Ansicht der Dinge nicht finden, und rieth also zum Frieden. Hohenlohe hat einen unbegrenzten Stolz als Reichsfürst; er wünscht mit Erfolg den Feld-

herrn zu spielen, ihm mußte das Commando einer Armee zufallen; er war also für den Krieg.

Der nehmliche Fall tritt bei Kalkreuth ein; überdies ist er russisch gesinnt; er stimmte für Krieg. Rüchel und Blücher sind beides Männer, die noch vor dem Greisenalter in der jetzt thatenreichen Periode Feldherrn-Ruhm einerndten möchten; ihnen liegt der alte Ruhm der Armee im Sinn, den sie von neuem aufrischen wollten; sie stimmten also für den Krieg. — Zastrow, den der König für einen zweyten Nestor hält, rieth zum Frieden; wahrscheinlich fürchtete er im andern Fall eine Insurrection in Südpreußen, und die Zerstörung seiner Güther.

Der Prinz Louis Ferdinand.

Unter allen preußischen Prinzen that die Natur am mehrsten für diesen. Sie gab ihm einen gesunden, schönen, starken Körper, die heftigsten Leidenschaften, aber auch einen hellen Verstand. Er durchblickt alles schnell, keine Wissenschaft, keine Kunst ist ihm fremd, er vermag sie sich alle anzueignen, wenn er will, und worauf er gerade fällt. Der Wirkungskreis eines appanagirten Prinzen, eines Friedensgenerals war ihm zu klein; schon in der Rheincampagne zeigte sich sein feuriger Geist: denn wo es am schärfsten herging, da war er gewiß dabei. — Für ihn war nur der Königsthron, und da er ihn nicht besaß, so wußte er nicht, was er mit seiner Kraft anfangen sollte; er ließ also seinen Leidenschaften den Zügel schießen, und gab sich ganz dem physischen Genuß hin. Bei Tage Champagner, des Nachts schöne Mädchen, zur Abwechselung Musik und Jagd, unter diese theilte er sein Leben. Die Menschen sah er als Producte an, für seinen Genuß zu verbrauchen. Moralität war nicht in ihm.

Unter so verschiedenen Charaktern, wie der des Königs und dieses Prinzen, konnte keine Sympathie statt

finden; sie haßten sich wechselseitig, vermieden sich, und einer stieß den andern von sich. — Der nüchterne Friedrich Wilhelm, der so öft betrunkene Louis; der sparsame König, der verschwenderische Prinz; jener voll Sittlichkeit, die diesem ein Gespött war; wo war da an Harmonie zu denken?

Daß Louis für einen Krieg gegen Frankreich stimmte, geht schon aus obigen hervor. Das war für ihn eine Laufbahn, Ruhm zu erwerben und Napoleon zu besiegen; mit dieser Idee erwachte der Prinz und schlief mit ihr ein. Er brauchte alle Mittel, um dahin zu gelangen; besonders reitzte er den König durch Persiflage, Sarkasmen und beißenden Witz.

Herr von Köckeritz, der tägliche Gesellschafter Friedrich Wilhelms, war nie für Krieg, am wenigsten gegen Frankreich gestimmt, da er die Größe Napoleons anstaunte, und daraus nichts Gutes für Preußen hervorgehen sah. — Kleist, erst Adjutant geworden, ergab sich dem Willen der mächtigsten Partey, und hatte noch wenig Einfluß auf den König. — Massenbach ist enthusiastisch für Frankreich und Napoleon eingenommen. Er besitzt viel Phantasie, auf welche große Geister mächtig einwirken. Er schrieb einen Band von Briefen an alle obige Personen, um sie zur französischen Partey hinüber zu ziehen. — Pfuhl ist ein Mann von Kopf und Kenntnissen; er ist verschlossen und ruhmsüchtig; er äußerte seine Grundsätze wenig, stimmte aber für Energie und Nachdruck in der Regierung, man ergreife eine Partey, welche man wolle.

In der Armee war der größte Theil der Staabsofficiere für den Frieden, da er ihnen mehr Einkünfte verschafft, und sie mehr die Rolle des Bürgers, als des Soldaten spielen. Sie haben sich verheyrathet, Kinder erzeugt, sich Besitzungen verschafft, oder treiben Geldgeschäfte, und haben Ansehn und Autorität von ihren Vorfahren im siebenjährigen Kriege ererbt. — Die

Subalternen waren für den Krieg. Sie glaubten, eine preußische Armee könne nie geschlagen werden; sie hofften Avancement, Abwechselung und Auszeichnung. Besonders äußerten die Officiere der Gendarmen in Berlin diese Gesinnungen sehr laut, und mehr wie es schicklich war. Sie haben in der Nähe des Königs für ihn keine Achtung, weil er sie viel zu human behandelt.

In der bürgerlichen Welt waren alle alten Officianten, besonders die aus dem Militair, welche die Civilcarriere ergriffen hatten, und noch in dem Zeitalter Friedrichs zu seyn wähnten, gegen Frankreich eingenommen. Die jüngern, die mehr mit dem Zeitalter fortgerückt waren, wollten, man solle das preußische Staatsinteresse an das französische knüpfen, um durch dasselbe größer zu werden. — Die Kaufleute nahmen eine Partey, welche ihrem Handelsinteresse entsprach. Die Geistlichkeit haßte Napoleon, weil er ihnen zu katholisch gesinnt war.

Die Berliner Gelehrten bildeten auch zwey Parteyen. Die alten, Nicolai u. a. schwiegen. — Johannes v. Müller, ganz vom Democratism als Schweizer durchdrungen, wie könnte er Napoleon lieben? Napoleon? der eine neue Monarchie erschuf und organische Gesetze gab, die man weder jetzt noch ehemals in irgend einer Verfassung antrifft, an die die Welt sich erst gewöhnen muß. — Dem Hofrath Hirt war es nicht recht, daß man die Kunstsachen aus Italien nach Paris versetzt hatte. — Kotzebue und Reichard waren in Paris nicht mit einer solchen Auszeichnung behandelt worden, wie sie es sich gedacht hatten. — Merkel, der Redacteur des Freymüthigen, war russisch, ohne recht zu wissen, warum. — Friedrich Buchholz, unter allen der scharfsinnigste, ein gebohrner Feind der Feudalaristocratie, gab den Ideen Napoleons durch den erst herausgekommenen neuen Leviathan Anwendung. Bülow, der Verfasser des Geists des neuen Kriegssystems, war für eine Univer-

salmonarchie eingenommen; Napoleon war in seinen Augen der Mann, der dies System durchsetzen konnte. — Herr v. Held saugt aus allen Begebenheiten Gift und lästert gern; es ist ihm gleich, was, und wer ihm dazu Gelegenheit giebt, er ist dabey eigentlich nicht böse; er findet aber seine Stärke darin, an allen Gegenständen die lächerliche Seite aufzufinden und aufzudecken.

Durchaus französisch gesinnt war die französische Colonie aus Anhänglichkeit für ihre Nation.

Unter diesen Umständen kam der Kaiser Alexander nach Berlin. Das Terrain war ihm nicht unbekannt, er gab seiner Partey den Ausschlag und schloß die Potsdamsche Convention, deren Tendenz uns bekannt ist. — Kaum war er fort und bey Austerlitz geschlagen, so war der König umgestimmt, der eigentlich wider seinen Wille ihm nachgegeben hatte. Man sagte mir, er habe, wie die Nachricht von der verlorenen Schlacht eingegangen, geäußert: „Im Grunde ist es ein Glück für die Welt, daß Napoleon siegte; nun wird Friede."

Die Königin hatte ehemals nie Antheil an den Staatsangelegenheiten genommen; Alexander stellte ihr die große Gefahr vor, in der das preußsche Haus schwebte, sie wurde davon durchdrungen und theilte dem Könige ihre Besorgnisse mit, der sie aber lange Zeit überhörte, da er keinesweges, wie man zu sagen pflegt, unter dem Pantoffel steht. Lombard und Beym, die zum bösen Spiele gute Miene gemacht hatten, drangen in den König, zu negoziren. Der exilirte Haugwitz wurde von seinen Güthern geholt, um bey Napoleon den Frieden zu bewirken. Er reiste noch vor der Schlacht bey Austerlitz zum Kaiser. Dieser nahm ihn zwar gnädig auf, sagte ihm aber: Er sollte nach Wien gehen; er sey täglich im Begriff, eine Schlacht zu liefern, die alles entscheiden würde; jetzt könne er auf keine Negoziation sich einlassen. Nach

der Schlacht ließ Napoleon den Grafen Haugw
acht Tage warten, dann empfing er ihn in den Z
mern Maria Thereſiens, und wie Jener von
Neutralität Preußens zu reden anfing, nahm Na
leon die Abſchrift der Potsdamer Convention
ſeinem Portefeuille und ſagte: Kennen Sie dies
cument, wodurch Preußen hinreichend an den Tag l
wie es gegen Frankreich geſinnt iſt? von Neutral
kann alſo nicht mehr die Rede ſeyn.

Haugwitz ſchloß endlich die bekannte Convent
ab, wornach Preußen die engliſchen, ſchwediſchen
ruſſiſchen Truppen aus Niederſachſen entfernen,
Hannover proviſoriſch beſetzen mußte. Nachher muß
wir ſolches in Beſitz nehmen, und Anſpach, Cleve
Neufchatel abtreten. Die Armee wurde auf den F
densfuß geſetzt, und die engliſche Partey knirſchte
den Zähnen; die Armee fluchte; die Dichter mach
Pasquille, und jedermann, er mochte eine Partey
nommen haben, welche er wollte, ſah ein: daß d
die ſchwachen Maaßregeln der Regierung Preu
Ruhm begraben ſey.

Neun und zwanzigſter Brief.

180

Weder der Kaiſer der Franzoſen, noch ſeine Ar
konnten noch Achtung für eine Regierung, für ein
haben, welches nicht conſequent handelte, ſondern h
Maaßregeln nahm und ſtets im Trüben fiſchen wo
Man ſagt, Napoleon habe bei irgend einer
genheit geäußert: „Preußen ſey ein Raubvo
der nur nach Cadavern wittere.“

Sonderbar war es, daß kurz nach dem Abſ
des Friedens mit Frankreich, dem kein Krieg vorhe
gar

ungen war, ein Orkan der Bellona den Kopf herum
rſchleuderte, die auf dem Arſenal in Ber in ſteht.

In Berlin ſuchte man auf Koſten der Regierung
ch durch Witzeleyen zu entſchädigen, worunter ich ei
ige anführen will. — Man erzählte: „Wie eine der
t wiederholten Staatsconferenzen auf dem Schloſſe
i Potsdam beendigt geweſen ſey, habe Alexander
n Degen und ſonſtige noch vorhandenen Andenken
on Friedrich dem Großen zu ſehen verlangt;
an habe ſie gebracht, unter andern auch die Krücke;
e wären auf dem Conferenztiſch liegen geblieben. Wie
an am andern Tage bey einer neuen Conferenz den
Miniſtern die Thür geöffnet worden, ſey ein paniſches
Schrecken in ſie gefahren, wie ſie die wohlbekannte
rücke erblickt hätten.“

Man trug ſich mit einer Carrikatur herum, wor
ach Napoleon dem Könige aus einem Medizinglaſe
nen Löffel voll mit Gewalt eingab, welches die Sig
natur hatte: Das Churfürſtenthum Hannover.

Schlimmer als dieſe Pasquille war das Benehmen
r Gendarmen, welche nach ihrer Rückkehr dem Mi
iſter Hardenberg ein Ständchen brachten; es ge
hah unter den Augen des Königs. Dem Miniſter
augwitz warf man die Fenſter ein; wer es that,
urde vermuthet, es kam aber nicht heraus. Die des
alls befohlene Unterſuchung wurde unterdrückt. Man
ſchuldigte damit den Prinzen Louis. Andere ſag
n: es wären Perſonen der engliſchen Geſandſchaft
weſen.

Durch die Unterzeichnung der Convention mit
ankreich, durch die Vertauſchung einiger Provinzen,
rch die hierüber entſtandenen öffentlichen Schmähun
n gegen den König, welchen man nachſah, verlor die
önigliche Autorität ihr ganzes Gewicht. Der König
hlte dies ſo, wie der Hof; die Königin war untröſt
h. Frankreich achtete ſo wenig das preußiſche Cabi

net, wie Rußland. Die erste Macht wollte ihre
sandten nicht mit Hardenberg, die andere nic
Haugwitz conferiren lassen, deshalb sollte Gra
ler das Portefeuille übernehmen; er machte Bed
gen; man ging davon ab, und beruhigte endlich
peus den russischen Gesandten.

Welche Sarkasmen sich Louis erlaubte, ge
folgendem hervor: Ein Büstenhändler zeigte ih
Gott Mars und den König. Louis sagte:
der erste ist der Gott Mars, und der letzte
Gott Halt.

Alle dergleichen Scandalosa wurden in die
vinzen und ins Ausland geschrieben, wurden ver
verschönert und verbessert. Der rechtliche Ma
seufzte und beklagte den König; die naseweise J
die Fähndriche und Referendarien, lachten und s
ten auf die gemeinste Art auf Ihn, der es so g
der Nation meynte. Was hatte er denn verbro

Ich habe schon früher gesagt, was Preußen
stem seyn sollte. Zuerst hätte es Frankreich, mi
es stets eine Tendenz gegen England hat, nicht so
tig werden lassen sollen; war dies aber einmal ges
so mußte es sich an dasselbe anschließen. Die
dammer Convention war ein Verstoß gegen
Staatsinteresse; wollte man es aber nachher no
suchen, Frankreich anzugreifen, so war es Zeit v
Schlacht bey Austerlitz, nicht nachher. War
stere Zeitpunkt versäumt, so blieb nichts als der
den übrig, sonst ladete sich Preußen die Last des
ges allein auf.

Einen Scandal gaben die zurückgekommenen
pferde, für welche die Trainofficiere und Inspe
das Futter gefressen hatten. Sie wurden in
meistbiethend verkauft. Man erzählte: sechs Be
Gassenjungen hätten ein Pferd für 6 Groschen
kauft, sich alle sechs darauf gesetzt, und wären s

n Thiergarten ſpazieren geritten. Nie war die Neu
erde ſtärker geſpannt, als kurz vor der Schlacht bey
uſterlitz; vom Miniſter und General bis zum Corpo
l und Miethkutſcher hinab ahmte alles der engliſchen
itte nach, über den ungewiſſen Ausgang der Sache
wetten.

Die gemeine Claſſe ſelbſt theilte ſich in Parteyen.
iner war Ruſſiſch, der andere Franzöſiſch, niemand
eſtreichiſch geſinnt, ſo ſehr klebt dieſem Volke ohne
eund der Nationalhaß an; ſie ſcheinen ihn mit der
uttermilch eingeſogen zu haben. Die Vernünftigen
ukten Gott, daß der Krieg noch einmal die preußiſche
onarchie verſchont hatte; ein Krieg, der nur ver
chtend für uns ſeyn kann, der im glücklichſten Fall
s nichts weiter einbringt, als uns eine Allianz mit
rankreich einbringen würde; der im unglücklichen Fall
ie die preußiſche Dynaſtie vernichten, und ein von
r Natur behandeltes ſtiefmütterliches Land in eine Wü
ey verwandeln würde. — Dieſer Krieg wäre weiter
chts geweſen, als ein dem alten Syſtem, der von
riedrich II. erſchaffenen Form dargebrachtes Opfer;
n Streben, den alten militairiſchen Ruhm wieder
erlangen.

Hierin gehet es aber Preußen wie Simſon, nach
m Delila ihm die Haare abgeſchnitten hatte; es
aubt ſich wie dieſer noch in dem Beſitze ſeiner vollen
raft. Dieſe iſt aber nur ſcheinbar, denn es fehlt ihr
e Seele, der Geiſt, das Leben. Die vom Wurm
efreſſene Eiche prangt von außen, ihre Aeſte und
weige breiten ſich weit umher aus, ſie grünen noch
nd treiben Blüthen, aber keine Früchte; die Blüthen
erwelken und der erſte Windſtoß wirbelt ſie in den
orſt umher.

Ich kann daher unmöglich denen Unrecht geben,
ie mit Frankreich den Frieden ſchloſſen. Mögen ſie es
us richtigen Grundſätzen oder aus Schwäche gethan

haben; mögen sie es gewesen seyn, die frühe
Frieden riethen, wie noch die Aussichten glän
waren, oder nicht; kurz in diesem Augenblick nac
2ten December 1805 war Preußen nur durch
Frieden mit Frankreich zu retten. Sagt man:
ßen darf Frankreich nicht so viele Gewalt au
Continent verstatten, so blieb, nachdem die Russe
Oestreicher geschlagen waren, diesem Staate
Lage, worin er sich befindet, bey seiner existente
gierung, bey seiner verzogenen Armee, bey dem
gel an Feldherren weiter nichts übrig, als sich
reichs Einfluß hinzugeben, so wie es Bayern
hatte.

Man vergleiche: Auf der einen Seite Fra
mit 30 Millionen Einwohnern, welches eine
von viermalhunderttausend Mann auf den Beine
welche funfzehn Jahr durch den Krieg geübt,
größtentheils Sieger gewesen sind.

Da die Franzosen den Soldaten nach Ve
befördern, und dahin stellen, wo er hin gehört, s
ihres Sieges gewisser, als andere Nationen,
nach der Rangliste gehet. Die Truppen haben
halb funfzehn Jahren geprüft, welche Waffen,
Bekleidung, welches Kriegssystem in jedem T
das zweckmäßigste ist. Der Krieg hat sie gege
Drangsale und Strapatzen abgehärtet, und si
ganz eigentlich zu Soldaten gebildet. Weggen
haben sie allen Tand, alle Spielerey; behalten
sie das, was der Krieg erfordert. An ihrer
stehet ein Mann, der schon deshalb sich auszei
da er vom Artillerie-Lieutenant bis zum Kais
Franzosen und König von Italien in zwölf J
empor gestiegen ist; den sein erster Feldzug bis
an die Thore von Wien führte; der ein Jahr
an den Quellen des Nils Siegesfeste feierte,
noch kein Europäer gekommen war. Ein Feldhe

er Kraft des Mannes, voll Geist, Kühnheit und ei-
erner Beharrlichkeit, auf dem Schlachtfelde wie in
em Cabinet, der jede blutige Periode der Revolution
urchlebte, sich endlich an ihre Spitze stellte und sie
eschloß.

Frankreich ist ein selbstständiger Staat von einem
Völkerstamme bewohnt, welcher sich mit Recht die
roße Nation nennt, unter welcher einerley Sprache
inerley Sitte und Gesetz ein unauflösliches Band
ervorbringt; geschützt gegen Deutschland durch eine
eihe von Vestungen, unangreifbaren Positionen, und
atürlichen, den Feind aufhaltenden, Bollwerken.

Preußen ist dagegen ein Staat aus Stückwerk
ufammengeflickt, ein künstliches Machwerk, woran die
Natur keinen Theil hat, sondern unter die ersten
Mächte Europens durch ein Genie emporgehoben und
ehalten; herabgesunken von dieser Höhe, wie der
Geist verschwand. Wie viele Völkerstämme führen
en Namen Preußen, die sich wechselseitig hassen?
Wie verschieden sind die Gesetze, Sitten, Sprachen und
Meinungen dieser verschiedenen Völker? Ihre Zahl
erhält sich zu der von Frankreich wie 1 zu 3, die Bun-
esstaaten und Italien hinzugerechnet, wie 1 zu 6.

Die preußische Armee, die Hauptstütze, der Schluß-
ein des künstlichen Baues, seit 40 Jahren im Frie-
en; an eine alte verbrauchte Form gewöhnt, glänzt sie
ur noch als ein Luftgebilde am Firmament. Sie ist
uf den Corporalstock, auf eine dauerhafte Leibesconsti-
ution ihrer Generale, und auf ein Phantom (den
itterſinn) gegründet, der schon lange nicht mehr vor-
anden ist. — Die Grenzen sind von allen Seiten
nbeschützt und unbesetzt; der Feind kann hereindringen,
o es ihm beliebt. — An der Spitze des Staats und
er Armee steht ein junger Mann, der für den Frie-
en erzogen und gebildet ist, der den Krieg haßt, dem
icht Tugenden des Hausvaters, aber die Talente des

Feldherrn abgehen, oder doch nicht mit denen
Napoleons zu vergleichen sind. Er hat seine
ten, und Feldherrngewalt auf andere übertragen
sich darin theilen, und die Einheit, welche der
an seiner Spitze verlangt, auflösen.

Wie wäre es anders zu erwarten: als daß
hen in einem Kriege mit Frankreich unterliegen m

Auf Napoleons Geheiß hat Preußen H
ver occupirt und dagegen Cleve diesseits des R
Neufschatel und Anspach abgetreten. Das Lo
Cabinet hat desfalls durch allbekannte öffentli
Druck erschienene Noten das preußische angef
und seine Duplicität darzuthun sich bemüht. Da
nun die Folgen von der großen Rechtlichkeit de
nigs in der Politik.

Gab er der Idee des großen Friedrichs R
organisirte den nördlichen Fürstenbund, und
sich zum Beschützer desselben, ließ die Demarka
armee auf den Beinen, besetzte Hannover stat
Franzosen, benutzte es in militairischer Hinsicht al
preußische Provinz, befaßte sich aber nicht mi
Souveränität, vertauschte Anspach und Bayreuth
beim Lüneviller Frieden, so wurde er jetzt nic
zwungen, jene Provinzen abzutreten und eine
dafür zu empfangen, wodurch er sich einen Krie
England und Schweden aufbürdete, sich der D
sinnigkeit verdächtig machte, und etwas that, we
nem persönlichen Charakter völlig widerspric
Wie aber 1802 die Franzosen Hannover besetzten
that es Preußen nicht, weil es England widersi
Weise nicht zugeben wollte. Wir erklärten
Mächten die Neutralität und hatten nirgend ein
mee mobil, um dieser diplomatischen Idee Nac
zu geben.

Der ausgebrochene Krieg, die Wegnahme n
Schiffe, der Fall so vieler preußischen Handlung

er, war nach jener Acquiſition von Hannover voraus-
uſehen, und das preußiſche Cabinet überhörte die Vor-
ellungen und Anfragen der Kaufleute. Dieſe Apathie
ing ſo weit, daß man der Berliniſchen Kaufmann-
haft auf ihre Frage: ob von engliſcher Seite etwas
er Handlung und Schifffahrt Nachtheiliges zu fürch-
n ſey? antwortete: Es ſey keine Gefahr vorhanden.
Vierzehn Tage ſpäter nahmen die Engländer die preuſ-
ſchen Schiffe weg, die, auf jene Antwort ſich verlaſ-
nd, in See gegangen waren. Wir ließen die engli-
hen Schiffe, beſonders in der Oſtſee, ruhig auslaufen,
nd nahmen mehrere Millionen engliſcher für Oeſtreich
805 hierher ſpedirter Subſidien, die in den Händen
er Gebrüder ꝛc. Aſten waren, nicht in Beſchlag; ſie
aren nach dem Preßburger Frieden hier durch den
gliſchen Geſandten aufgehalten worden.

Es iſt wirklich ſo, als wenn bei uns die geſcheute-
n Männer den Kopf verlöhren. Hardenberg,
leidigt durch franzöſiſche Journaliſten, die ihn fälſch-
h beſchuldigen, von England beſtochen geweſen zu
yn, widerlegt dieſe Angriffe in der Berliner Zeitung,
ld der König erlaubt es. — Er weiß, daß keiner in
r Nation jenes Gerücht glaubt, dennoch ſtellt er (der
eußiſche Staatsminiſter) ſich dem franzöſiſchen Jour-
iliſten gegenüber.

Man erzählt über dieſe Begebenheit folgende ſpe-
lle Umſtände: „Wie Hardenberg jene beleidigen-
n Aeußerungen in den franzöſiſchen Zeitſchriften gele-
ı hatte, verlangte er wiederholt ſeinen Abſchied. Auf
ien an ihn gerichteten Brief der Königin, worin ſie
n zu bleiben bat, blieb er; ſetzte aber ſeine oben an-
führte Vertheidigung auf. Er ging damit zum Kö
ge und erklärte, daß er nur unter der Bedingung auf
nem Poſten bleiben könne, wenn Sr. Majeſtät er-
ıbten, daß er jene Vertheidigung in die Berliner
itungen einrücken laſſen dürfte. Dieſe Genehmigung

erfolgte. Kaum hatte Beym und Lombard
geleſen, als ſie laut ihr Mißvergnügen darüber
ten; ja Beym ſoll ſogar ſchriftlich ſich darüber
Hardenberg ausgelaſſen haben. Dieſer empfand
übel, daß ein Cabinetsrath ſich unterſtand, einen
miniſter zu tadeln; es kam darüber unter ih
Vorzimmer des Königs zum heftigen Streit,
Feindſchaft beider veranlaßte. Unſtreitig hatte
in der Sache, keineswegs aber in der Manie
und bewies dadurch, wie weit jetzt ſchon die
inſtanz zu gehen wagt.“ — Ganz genau mag d
zählung nicht mit der Wahrheit übereinſtimmen
etwas Wahres iſt an der Sache.

Die engliſch-ruſſiſche Partey, welche die
zu ſich hinüber gezogen hat, verſtärkt ſich tägli
franzöſiſche wird immer ſchwächer. Man hat d
Weiblichkeit der Königin aufgereizt; man hat
allen Pasquillen und Witzeleyen auf den Königs
gemacht; und ihr geſagt: Napoleon habe all
Dynaſtien, die ſich mit ſeiner Familie nicht ve
wollten, den Umſturz gedroht. Wenn Preußen ſ
bald dem Ungewitter mit aller Macht entgege
ſo ſey ſie und ihre Kinder verloren; gleich dem
von Sardinien und Neapel, werde ihr Mann
die Arme Rußlands werfen müſſen.

Die Königin hat das ungeſtüme Verlan
jungen Officiere und einiger jungen Generale
die den Krieg wollen; ſie hat manche Broſchüre
die gegen die Alleinherrſchaft Frankreichs auf d
tinent kämpfen. Louis Ferdinand hat ſie
Weiſe mit Bitterkeit und Sarcasmen über da
Regierungsſyſtem unterhalten. Iſt es nicht n
daß dieſe reizbare Frau, die das richtigere Sy
heutigen Politik nicht zu durchſchauen vermag,
gebracht iſt, ihren Mann zum Kriege zu bered

Man hat alles gethan, um Unfrieden in der Ehe des Königspaares hervorzubringen. Man hat dem Könige verliebte Zusammenkünfte mit der Tänzerin Schulz angedichtet, mit der er zu Charlottenburg im Garten ein Paar Worte gewechselt hat, da es eine Jugendbekanntschaft von ihm ist; man will wissen, daß unter diesem sonst so friedlichen Ehepaar laute Zwistigkeiten vorgefallen wären.

Wohin der König nur blickte, da stellten sich ihm Unzufriedene dar, die keine Achtung für eine Regierung bezeigten, die bisher immer schwache Maaßregeln genommen hat. Die Stände ganzer Provinzen kommen bittend ein, sie nicht zu vertauschen, wie die der Grafschaft Mark, deren Bittschrift im politischen Journal im Druck erschienen ist. Dieser Vorstellung hat eine Abschrift einer Cabinetsordre Friedrich Wilhelms I. beigelegen, welche eine Resolution auf eine ähnliche zu seiner Zeit eingegangene Bittschrift dieser Stände enthielt, worin es hieß: „Ich müßte verrückt oder besoffen seyn, wenn ich meine getreuen Stände der Grafschaft Mark gegen Mamelucken vertauschen wollte.“ Unser Gesandter in Paris, Marquis Luchesini, soll ebenfalls dem König gemeldet haben: „Er könne auf Napoleons Versprechungen sich nicht verlassen, Frankreich gehe auf die Zerstörung des Hauses Hohenzollern aus, und werde bald die Larve der Freundschaft abnehmen.“ — Alles dies zusammen genommen wird am Ende den König bewegen, zur unrechten Zeit loszuschlagen.

Der König ist einer von den Menschen, die sich ungern von einer Idee trennen, die sich in ihrem Kopfe festgesetzt hat; wird sie ihnen dann mit Gewalt entrissen, so fallen sie in das entgegengesetzte Extrem, und gehen darin zu Grunde, da sie selten die besten Mittel zum Zweck ergreifen. — Seit 1797 war in dem König die Idee der Neutralität; wird er endlich in den Krieg

erfolgte. Kaum hatte Beym und Lombard solche gelesen, als sie laut ihr Mißvergnügen darüber äußerten; ja Beym soll sogar schriftlich sich darüber gegen Hardenberg ausgelassen haben. Dieser empfand es sehr übel, daß ein Cabinetsrath sich unterstand, einen Staatsminister zu tadeln; es kam darüber unter ihnen im Vorzimmer des Königs zum heftigen Streit, der die Feindschaft beider veranlaßte. Unstreitig hatte Beym in der Sache, keineswegs aber in der Manier recht, und bewies dadurch, wie weit jetzt schon die Cabinetsinstanz zu gehen wagt." — Ganz genau mag diese Erzählung nicht mit der Wahrheit übereinstimmen, aber etwas Wahres ist an der Sache.

Die englisch-russische Partey, welche die Königin zu sich hinüber gezogen hat, verstärkt sich täglich; die französische wird immer schwächer. Man hat die ganze Weiblichkeit der Königin aufgereizt; man hat sie mit allen Pasquillen und Witzeleyen auf den König bekannt gemacht; und ihr gesagt: Napoleon habe allen alten Dynastien, die sich mit seiner Familie nicht vereinigen wollten, den Umsturz gedroht. Wenn Preußen sich nicht bald dem Ungewitter mit aller Macht entgegen setze, so sey sie und ihre Kinder verloren; gleich dem Könige von Sardinien und Neapel, werde ihr Mann sich in die Arme Rußlands werfen müssen.

Die Königin hat das ungestüme Verlangen der jungen Officiere und einiger jungen Generale erfahren, die den Krieg wollen; sie hat manche Broschüre gelesen, die gegen die Alleinherrschaft Frankreichs auf dem Continent kämpfen. Louis Ferdinand hat sie auf alle Weise mit Bitterkeit und Sarcasmen über das jetzige Regierungssystem unterhalten. Ist es nicht natürlich, daß diese reizbare Frau, die das richtigere System der heutigen Politik nicht zu durchschauen vermag, dahin gebracht ist, ihren Mann zum Kriege zu bereden?

Man hat alles gethan, um Unfrieden in der Ehe
s Königspaares hervorzubringen. Man hat dem
önige verliebte Zusammenkünfte mit der Tänzerin
chulz angedichtet, mit der er zu Charlottenburg im
arten ein Paar Worte gewechselt hat, da es eine
ugendbekanntschaft von ihm ist; man will wissen, daß
nter diesem sonst so friedlichen Ehepaar laute Zwistig-
iten vorgefallen wären.

Wohin der König nur blickte, da stellten sich ihm
nzufriedene dar, die keine Achtung für eine Regierung
ezeigten, die bisher immer schwache Maaßregeln genom-
en hat. Die Stände ganzer Provinzen kommen bit-
nd ein, sie nicht zu vertauschen, wie die der Graf-
haft Mark, deren Bittschrift im politischen Journal
n Druck erschienen ist. Dieser Vorstellung hat eine
bschrift einer Cabinetsordre Friedrich Wilhelms
, beigelegen, welche eine Resolution auf eine ähnliche
u seiner Zeit eingegangene Bittschrift dieser Stände
nthielt, worin es hieß: „Ich müßte verrückt oder be-
offen seyn, wenn ich meine getreuen Stände der
Grafschaft Mark gegen Mameluken vertauschen wollte.“

Unser Gesandter in Paris, Marquis Luchesini,
oll ebenfalls dem König gemeldet haben: „Er könne
uf Napoleons Versprechungen sich nicht verlassen,
Frankreich gehe auf die Zerstörung des Hauses Hohen-
ollern aus, und werde bald die Larve der Freundschaft
bnehmen.“ — Alles dies zusammen genommen wird
m Ende den König bewegen, zur unrechten Zeit los-
uschlagen.

Der König ist einer von den Menschen, die sich
ngern von einer Idee trennen, die sich in ihrem Kopfe
estgesetzt hat; wird sie ihnen dann mit Gewalt entris-
en, so fallen sie in das entgegengesetzte Extrem, und
gehen darin zu Grunde, da sie selten die besten Mittel
um Zweck ergreifen. — Seit 1797 war in dem König
die Idee der Neutralität; wird er endlich in den Krieg

gezogen, so wird er auch eher darin untergehen, als einen schimpflichen Frieden machen.

Die Abtretungen der alten Provinzen, besonders des Anspachschen, haben dem Könige sehr wehe gethan. Es war das Stammhaus der Hohenzollern. Haugwitz war besonders instruirt, dies Napoleon ins Gedächtniß zurückzurufen. Lachend antwortete er: „Ja, wenn man älter wird, wirft man die Wiege weg.“

Hannovers Besitz ist für Preußen in militairischer und finanzpolitischer Hinsicht von der äußersten Wichtigkeit; dies wird jeder einsehen, nur nicht die leidenschaftlichen Hannoveraner. — Die altdeutsche Reichsverfassung hat unter andern Nachtheilen auch diesen hervorgebracht, daß sie unter ein und dem nehmlichen Völkerstamme Eifersucht, Neid und Nationalhaß erzeugte.

Unter Georg II. konnte Hannover sich noch Preußen gegenüber stellen; ja dieser Monarch höhnte sogar seinen Bruder Friedrich Wilhelm I. und nannte ihn den kleinen Corporal. Seitdem, daß Preußen zu einer Macht vom ersten Range empor stieg, organisirte sich jene Antipathie noch mehr, und die Hannoveraner thaten sich immer auf den König von England etwas zu gute.

Läßt man in dieser Sache das Gemüth aus dem Spiele und nur den Verstand darüber absprechen, so findet man, daß die Verbindung Hannovers mit England für ersteres immer nachtheilig war. Dies weitläufig zu beweisen, halte ich für sehr überflüssig, denn es liegt am Tage: Hannover leidet als Theil des Continents durch die merkantilische Universalmonarchie Englands; er litt seit hundert Jahren durch die Verbindung mit England ganz besonders, da es an allen Kriegen dieses Staats Theil nahm, welche blos wegen des politischen Interesse Englands, nicht wegen Hannover, geführt wurden. — Die Könige von England waren nur Churfürsten von Hannover, sie betrachteten

s Land als einen Zufluchtsort, wenn das englische
k einmal seinen König absetzen, oder wenn das fort-
eitende Creditsystem die jetzige englische Regierung
ürzen sollte.

Die Hannoveraner mußten unter Georg II. bei
ringen, im siebenjährigen Kriege unter dem Herzog
Cumberland und Ferdinand von Braun-
eig, in Gibraltar unter Elliot und in Ostindien
en; damit England seine Uebermacht zur See be-
pten, und Frankreichs Theilnahme am Handel ver-
ten konnte. Die im siebenjährigen Kriege gemach-
Schulden drücken jetzt noch dieses Land, und die
ste Invasion der Franzosen, durch England veran-
, hat seine Mitbürger an den Bettelstab gebracht.
Es ist lächerlich, in der englischen Erklärung über
preußische Besitznahme Hannovers die Unrechtmä-
eit derselben aus der Moral entnommen zu sehen. —
ußen hätte längst Hannover occupiren sollen, ehe
den Franzosen einfiel; und nie wird Deutschland in
je kommen, wenn Hannover nicht von England ab-
ssen wird; nie wird Frankreich den englischen Ein-
vom deutschen Boden entfernt sehen, wenn diese
nnung nicht Bestand hat.

Dreyßigster Brief.

Berlin 1806.

truenser's Stelle ist durch den Baron Stein
tzt; er ist ein Ausländer; Nassau war sein Vater-
), woher er noch ansehnliche Revenüen zieht. Er
seine Laufbahn in der Grafschaft Mark beim Berg-
en an, welches eigentlich sein Fach ist; er wurde

unter dem Minister Heinitz in Wetter Bergrath, Oberbergrath, dann Kammerpräsident in Minden, Oberpräsident der westphälischen Kammern, und endlich Minister des Accis- und Manufacturdepartements.

Er ist ein feuriger, vielwissender, energischer Mann; von einer in ihm entstandenen Idee geht er nie ab; er fürchtet nichts über und neben sich, und familiarisirt sich nicht mit dem, was unter ihm ist. Seine Rechtschaffenheit ist ohne Makel, seine Thätigkeit kennt keine Grenzen. Er wagt es, alte Formen, die ihm zweckwidrig scheinen, zu zerbrechen, und hat Kraft und Phantasie genug, etwas anders an die Stelle zu setzen. Sein Platz wäre der eines Premierministers des preußischen Staats, und wenn er auch viele Mißgriffe machen, seine Ueberzeugung nicht immer die richtigste seyn sollte, so würde er doch ein festes, unabänderliches System annehmen, und sowohl in den äußern als innern Staatsverhältnissen solches durchführen; und wenn selbst ein falsches System angenommen würde, so wäre es doch besser, wie gar keins. Alle Oppositionen, der Antagoismus zwischen Cabinet und Ministerium, das ewige Schwanken der Regierung, das Zaudern und Conferiren in Staatsangelegenheiten, die schnelle Entschlüsse erfordern, alles Excentrische, kurz alle collegialische Behandlung der letzten Enden der Staatsgewalten, die uns an den Abgrund führen muß, würde aufhören, und groſse, mächtige Einheit, wie unter Friedrich, dann wiederkehren. Niedertreten würde diese Starke alle Parteysucht, alle Kabale und den so verderblichen Einfluß so vieler heterogener Wesen, die bisher auf die Staatsmaschine wirkten.

Dies wären die glänzenden Seiten dieses Mannes; er hat aber auch Kehrseiten: Ist er nicht fähig, sich von andern inpulsiren zu lassen, was nie ein Minister sollte, da das Inpulsiren auf andere seine Sache ist, so muß er doch Informationen durch Andere über

ertlichkeiten annehmen, wenn er nicht Gott iſt. ...tein läßt ſich aber auch ſelten unterrichten; er hört ...ht genug; er fragt, und kaum hat der Antwortende ſprechen angefangen, ſo will er ſchon alles begriffen ...ben. Dies iſt ein großer Fehler. Stein hat nichts ...nziehendes, ſondern viel Abſtoßendes in ſeinem Aeuſ...rn; er iſt ungefällig, hart und rauh gegen ſeine Of...fanten.

Die in ihm entſtandene, und aller ihm entgegen...ſtellten Hinderniſſe ungeachtet, durchgeführte Idee des ...apiergeldes, welches unter dem Titel von Treſorſchei...n in Umlauf geſetzt iſt, hat die Nation gegen ihn ...fgebracht, die Federn vieler Schriftſteller in Bewe...gung geſetzt, und iſt auch, meiner Meinung nach, falſch ...d irrig.

Friedrich hatte, wie ich Dir ſchon oft geſchrie...n habe, das Collbertſche Syſtem angenommen. Da...n gehörte die Anlegung der Banken, Lombards, der ...erhandlungs-, die Manufactur-, Meliorations-, Bau...d Prämienfonds. Wie nun das Agriculturſyſtem je...s zu verdrängen anfing, da lieh man auch auf lie...nde Gründe, die Bank discontirte nehmlich Hypo...theken-Inſtrumente. — Pohlen wird acquirirt; kaum ...ar das Hypothekenweſen eingerichtet, ſo nahmen die ...rtigen Guthsbeſitzer auf ihre Grundſtücke große Ca...talien in den alten Provinzen, beſonders in Berlin, ...n hieſigen Capitaliſten, aus den Wittwen- und In...validencaſſen u. a. m. Die Inhaber der Hypotheken ...legten ſolche dann oft bei der Bank discontiren zu ...ſſen, und ſo kam es, daß an 20 Millionen Thaler ...ares Geld nach Südpreußen ging.

Der Miniſter Struenſee hatte es auf ſich ge...mmen, die von Friedrich Wilhelm II. im Aus...nde gemachten Schulden von 22 Millionen zu bezah...n, zu denen diejenigen kamen, die man für den Kö...g von Pohlen zu berichtigen übernommen hatte. Er

eröffnete also durch die Seehandlung eine Anleihe, erhielt solche und zahlte damit jene Schulden dem Auslande. Es war daher der Circulation eine Menge Geld entgangen, und der Handelsstand fühlte bald diesen Mangel. Er wurde noch drückender, wie im Juny 1807 die sämmtlichen Banken aufhörten, kaufmännische Wechsel zu discontiren.

Diesen Mangel zu ersetzen, ergriff der Minister Stein die Idee der auszugebenden Tresorscheine. Das Manifest darüber erklärt selbst die Veranlassung auf eine höchst irrige Weise; es heißt darinn: „Da es an baarem Gelde fehlt, so muß man welches machen, um den Mangel zu ersetzen.“ Dies ist aber eine Contradictio in adjecto: man muß Sachen machen, um Geld hervorzubringen und nicht umgekehrt.

Was diesen Tresorscheinen entgegen zu setzen war, bestand vorzüglich darinn: daß sie gar nicht fundirt waren und unsichere Aussicht der Realisation gewährten; daß sie leicht nachzumachen waren; daß sie nicht in kleinern Theilen als 5 Thlr. gebraucht werden konnten; daß nicht bei jeder Acciscasse solche realisirt werden oder zu haben waren. — Willst Du hierüber etwas Ausführliches lesen, so nimm den preußischen Staatsanzeiger zur Hand.

Ein und dreyßigster Brief.

Berlin.

Ich soll Dir über den Krieg mit Schweden etwas melden? Mein Gott, ist denn da ein Krieg? Friedrich II. wollte den schwedischen Gesandten bei der

gres in Hubertsburg nicht ſprechen, indem er ſagte: König von Schweden hat mit meinem Obriſt lling Krieg geführt, mit dem mag er auch Frie- ſchließen; und jetzt? Man läßt 30 bis 40,000 nn nach Anclam marſchieren, um den Unterhand- en des Cabinetsminiſterii Nachdruck zu geben, und unſere großſprecheriſchen Höflinge nennen den König Schweden den nordiſchen Donquixot, den nordi- Hanswurſt. Er iſt aber keins von beyden; er iſt Mann von Charakter, und es iſt ſchade, daß ihm enig Mittel zu großen Zwecken verliehen wurden. hat doch einen Willen; und wäre es auch ein ver- ter, ſo iſt es doch beſſer, ein Monarch hat einen en, als gar keinen. — Dieſe Demonſtrationen ge- Schweden laſſen uns ahnden, was Preußen und Militairmacht leiſten wird, wenn einmal eine liche Fehde ausbricht.

Zwey und dreyßigſter Brief.

1806.

ie Königin iſt von Pyrmont zurückgekehrt, und ihrem Gatten zärtlich empfangen worden. Wie ort hinging, glaubten einige, die franzöſiſche Par- habe dieſe Reiſe veranlaßt, um den König ander- ig zu amüſiren und von ſeiner Frau abzuziehen; re wollten wiſſen, die ruſſiſche Partey habe dieſe fernung bewirkt, um dadurch die Sehnſucht des igs nach ſeiner Frau, von der er nie getrennt war, rregen, woraus denn am Ende der Sieg für ſie gen müſſe. Sie hat Recht gehabt, denn kaum war ieſe zurückgekehrt, als der König an einem Morgen

seinem Adjutanten selbst befahl, sofort durch Couriere die ganze Armee in Bewegung zu setzen.

Die rückkehrende Königin hatte ihn zum Entschluß gebracht, durch einen Krieg mit Frankreich dem Nationalwillen (wie er glaubte) gegen seine bessere Ueberzeugung nachzugeben. Unseliger Entschluß! Jetzt 1806 Krieg mit Frankreich? Warum nicht 1805? Hierin allein liegt das Unbesonnene dieser raschen Kriegserklärung. Die nämlichen Gründe, welche Preußen in diesem Jahre hat, mit Frankreich zu brechen, hatte es auch 1805, und unter ganz andern Verhältnissen, wie jetzt. Das ist Dir bekannt, ich schweige darüber.

Wie wird Oestreich lachen, welches wir vor und nach der Schlacht bei Austerlitz im Stich ließen? — Nachdem der König einmal jenen Entschluß genommen hatte, war der ganze Hof überzeugt: Es werde zum Kriege kommen, nur Beym hoffte noch etwas von der Unterhandlungsgabe des Grafen Haugwitz; ob und mit Recht, weiß der Himmel! Denn wenn wir einmal Krieg mit den Franzosen haben müssen, dann war doch wohl 1805 diese Kunst schlecht angewendet.

Die Hauptbewegungsgründe zu diesem Kriege soll die Aeußerung Napoleons seyn: 1) Hannover an den König von England zurückgeben zu wollen, wenn dadurch Frieden zu erlangen sey: 2) die fortdauernde Anwesenheit französischer Truppen in Deutschland; 3) Die Vereinigung der Vestung Wesel mit Frankreich. Das Erstere ist durch nichts erwiesen; das Zweyte von den Russen veranlaßt, die Cattaro nicht räumen; das Letztere ist recht eigentlich gleichgültig, nachdem man einmal diese Vestung abgegeben hatte.

Drey und dreyßigster Brief.

Berlin.

Ich ſende Dir, was mir Freund B. von der Armee ingeſandt hat.

Weimar d. 15ten Octbr. 1806.

Du willſt von mir die nächſten Gründe und eine detaillirte Darſtellung der Begebenheiten vom 1ſten bis 15ten Octbr. wiſſen, da ich der allirten Armee gefolgt bin und hier einen genauen Beobachter abgegeben habe. Wohlan! ich kann Deine Wißbegierde befriedigen, und manchen Aufſchluß geben, der dem Geſchichtsforſcher dereinſt nicht unbedeutend ſeyn wird.

Zuerſt höre mich über die entfernten und nächſten Gründe zum Verluſt der am 14ten Octbr. verlornen Schlachten bei Jena und Auerſtädt, dann ſoll das Hiſtoriſche folgen.

Ich habe Dir irgendwo in meinen vorigen Briefen bemerkbar gemacht, daß die preußiſche Armee ſchon 1778 nicht mehr die von 1758 war; daß ſie in Südpreußen und bei verſchiedenen Gelegenheiten am Rhein 1792 und 1795 zeigte, daß ſie ihrer Auflöſung entgegen gehe.

Was Gibbon in ſeiner Geſchichte des Verfalls des römiſchen Reichs im 1ſten Theile Seite 256 über die Erſchlaffung der römiſchen Kriegsmacht unter dem Sever ſagt, paßt völlig auf die preußiſche Armee, beſonders in dem letzten Jahrzehend:

„Sever ließ ſich durch Dankbarkeit und übel ver„ſtandene Politik und durch den Schein der Noth„wendigkeit bewegen, die Nerven der Kriegszucht er-

„schlaffen zu lassen. Er schmeichelte der Eitelkeit „der Soldaten mit der Ehre, goldne Ringe tragen „zu dürfen. Er erlaubte ihnen, sich ihr müßiges „Leben in ihren Quartieren durch die Gesellschaft „ihrer Weiber bequemer und angenehmer zu machen. „Er gab ihnen einen höheren Sold, als sie jemals „erhalten hatten, und lehrte sie bei jeder öffentlichen „Veranlassung von Furcht oder Freude außerordentliche Geschenke erwarten, und bald auch fordern. „Stolz auf ihre Vorzüge und ihren Ruf, durch „Ueppigkeit entkräftet, und durch ihre gefährlichen „Vorrechte über die Gleichheit mit andern Unterthanen erhaben, wurden sie bald ungeschickt zu kriegerischen Unternehmungen, drückend für den Staat, „und einer gehörigen Subordination unfähig. Ihre „Officiere behaupteten den Vorzug ihres Ranges „durch mehr verfeinerte und kostbare Ueppigkeit ꝛc."

Die häufigen Excesse, die sich ganz vorzüglich die Officiere der Garnison in Berlin schuldig machten; die Studentenstreiche der königlichen Haustruppen; die kurz vor dem Ausbruch des Krieges durch die Straßen der Hauptstadt gegangene Schlittenfahrt, um die Wehr der Kraft zu persiflliren, und so viele Knabenstreiche, deren sich die preußischen Officiere im vorigen Jahre in Sachsen schuldig machten; der Uebermuth, den sie in den Provinzen in ihren Friedens-Garnisonen allenthalben zeigten, wo sie mit den andern Ständen zusammen kamen; ihr unerhörter Müssiggang, ihre Spielsucht, ihr Mangel an allen Kenntnissen, ihre geübte Lasterhaftigkeit, ihre Verschwendung und Schuldenlast, alles dies, was notorisch ist, worüber nur eine Stimme war, begründete das Verderben dieser Stütze des Staats. Es war wirklich so weit gekommen, daß das Militair selbst begriff: es sey eine unnütze Bürde für den Staat, es müsse einmal wieder zeigen, weshalb es vorhanden sey; deshalb wünschte die Armee den Krieg.

Natürlich spreche ich hier bloß vom Officiercorps; die Gemeinen waren nicht durch erhöhten Sold oder andere Vorzüge verdorben, sondern durch erschlaffte Subordination, durch vernachlässigte Uebung, und durch das ihnen ohne Einschränkung nachgegebene Heyrathen. Sie wünschten aber auch den Krieg, weil sie des Hin- und Hermarschirens ohne Zweck müde waren.

Der Mangel an einem Oberfeldherrn, der mit dem Zeitalter mitgegangen war, kann als der vorzüglichste Grund unsers Unglücks angesehen werden. Der König ist ein rechtschaffener Mann, das wissen wir alle, aber kein Feldherr, und es fehlte ihm auch die Beurtheilung, wer unter seinen Generalen dazu geeigneter sey. Er urtheilte nach dem Erfolg. Er wußte, daß man den Herzog von Braunschweig als einen der ersten Heerführer genannt hatte, er schenkte ihm daher ein ganzes Zutrauen. Der Herzog mag wohl in früheren Zeiten einiges Talent gehabt haben; aber seit er das berühmte Manifest 1792 unterschrieb, hörte er auf, derjenige zu seyn, wofür man ihn vorher gehalten hatte. Dies was das Dokument der größten Verstandesschwäche.

Jetzt war er ein stets zwischen Wollen und Nichtwollen schwankender, kränklicher, alter Greis, der wohl noch über eine Disposition reden, aber sie gar nicht mehr ausführen konnte, und dem die neue Kriegskunst, die Schnelligkeit in der Ausführung der neueren Strategie, völlig fremd war. Die unter ihm zunächst commandirenden Generale hatten weder Achtung für ihn, noch konnten sie solche haben. Sie waren unter sich entzweyt, ein jeder handelte nach seinem Kopf mit dem andern in Widerspruch, und es war bei Jena und Auerstädt keine Armee, sondern nur mehrere Divisionen vorhanden, in denen kein Zusammenhang war. Kurz, es fehlte ein Kopf, oder ein enger Ausschuß, um die Kriegsoperationen zu entwerfen und zu leiten. —

Es fehlte an Kundschaften und an sichern Nachrichten von den Bewegungen des Feindes. Man hatte darüber viel gesprochen, viel geschrieben, aber nichts ausgeführt. Es fehlte an einer zahlreichen Reserve. Man hatte unter dem Titel einer Landmiliz darüber viele Verfügungen erlassen, aber nichts ins Werk gerichtet. Es fehlte an einer zweckmäßigen Verpflegungsmaschine oder an einem tüchtigen Intendanten der Armee, diese litt mehr vom Hunger, wie vom Feinde. Es fehlte sogar an einer richtigen Terrainkenntniß, auf dem man stand und agiren wollte. — Denke Dir nun diesem Wirrwar gegenüber einen Napoleon mit einer funfzehn Jahre lang im Kriege geübten Armee, und es war leicht vorauszusehen, wer siegen würde.

Was die Spione anlangt, so hatte man gar keine, statt das Napoleon jedes Wort des permanenten Kriegsraths in Weimar wußte, und wie man jede Stunde agiren würde. — Man sagte, daß der König gegen alles Spioniren eingenommen sey, da es seiner Moralität widerspräche. Jetzt höre die nächsten Ursachen:

Zuerst von dem Operationsplan.

Er war völlig zweckwidrig; es war eigentlich weder Operation noch Plan darin. Es war, als wenn die Armee vom Winde in Thüringen, ohne Zweck, ohne Ordnung, ohne Bestimmung zusammen getrieben worden wäre, und vom Schicksal hinter die Saale gelegt sey, damit Napoleon recht bequem in den Zwischenräumen der Saale und Elbe nach Berlin marschiren könne. Damit Ihm aber auch nicht das mindeste Hinderniß aufstoßen möchte, hatte man die sogenannte Reservearmee (deren Commando man dem geschicktesten Accoucheur im Lande, dem Prinzen Eugen von Würtenberg, aber keinem Feldherrn anvertraut hatte),

nicht an das rechte Elbufer, sondern nach Magdeburg gelegt.

Es fehlte nicht an Operationsplänen, die man dem Könige vorgelegt hatte; der Herzog verwarf sie aber, obzwar sie zweckmäßiger waren, wie der nicht ausgeführte. Man wollte nämlich nicht eine, sondern drey Armeen aufstellen: 1) Die Fürstl. Hohenlohische sollte stets, mit ihren Flügel an das neutrale Böhmen gelehnt, über Freyberg und Hof nach Franken operiren. 2) Die bei Erfurt aufgestellte Armee sollte über Eisenach dahin vordringen. 3) Die in Hessen bei Fritzlar aufgestellte Armee sollte dem Centro bei Erfurt die rechte Flanke decken. 4) Reserven sollten bei Magdeburg und am rechten Elbufer, und 5) an der Weser detachirte Corps stehen.

Ob zwar ich diesen Plan nicht gut heißen kann, so war er doch zweckmäßiger, wie der verunglückte. Wurden auch alle drey Armeen geschlagen, so blieb ihnen doch ein Rückzug, und zwar des linken Flügels nach Dresden an die Elbe, des Centrums nach Magdeburg, des rechten Flügels an die Weser. — Wurde der eine oder andere Flügel, oder auch das Centrum geschlagen, so konnten doch die Franzosen nicht in sieben Tagen, sondern nur Schritt vor Schritt gegen Berlin vorrücken.

Meiner Idee nach mußte das Centrum nicht bei Erfurt, sondern in dem alten schwedischen Lager bei Lützen stehen und den rechten Flügel an die Saale lehnen. Der linke Flügel mußte nicht weit von der Oberlausnitz bei Pirna, Schlesien und Dresden zugleich decken. Am rechten Elbufer mußte eine Reserve, durch Landmilizen verstärkt, postirt, und die Hasel und Spree durch andere Reserven geschützt werden. Im Riesengebirge an der Glatzischen Grenze bis Zittau mußte ein aus schlesischen Milizen organisirtes Corps stehen.

— Alle diese Armeen behaupteten die strengste Defensive ihrer Magazine hinter sich.

Eine Armee in Hessen mußte offensiv auf Frankfurt und über den Rhein agiren; ein Corps von 30000 Mann in Westphalen Holland angreifen. Die ostpreußischen Brigaden, mit Russen, Schweden und Engländern vereinigt, mußten zu gleicher Zeit in Holland landen. — Alles, was vom 18ten bis ins 50ste Jahr waffenfähig war, mußte schon im März aufgeboten, organisirt und exercirt werden.

Wie war nun der elende Operationsplan beschaffen, den der Herzog entwarf und nicht einmal ausführte? Sämmtliche Armeecorps (bis auf unbedeutende Detachements und die Würtembergische Reserve) sollten bis zum 10ten October auf dem linken Saaleufer versammelt seyn, und dann wollte man in sechs Colonnen über den Thüringer Wald in Masse, beide Flügel der Armee in der Luft schwebend, nach Franken gehen.

Doch auch dieser Plan konnte reussiren, ob zwar der Thüringer Wald (für preußische Truppen besonders) das schwierigste Terrain enthält, welches irgendwo vorhanden seyn kann, wenn man in den ersten Tagen des Octobers den Marsch vollbracht und die französischen Colonnen überfallen hätte, ehe sie gesammelt waren. Da man aber vom 5ten bis zum 13ten October nur berathschlagte, nichts entschied, den General Tauenzien mit einem schwachen Corps auf dem rechten Saaleufer dem Feinde hinwarf, den Prinz Louis mit einer Avantgarde bei Saalfeld postirte, dem man das Corps der Reserve hätte geben sollen, so schien es, daß der Herzog von Braunschweig seine verwirrte Stellung nur darum so genommen habe, um von der Elbe abgeschnitten und auf eine elende Defension eingeschränkt zu werden.

Von der Verpflegung und Anschaffung der ersten Bedürfnisse der Armee darf man nur wissen: daß sie eine einfache Chargirung mitgenommen hatte, und eine zweyte den 15ten October erst von Breslau abgehen sollte. Man darf nur wissen: daß die Magazine in Naumburg, Merseburg und Halle auf dem rechten Saalufer ohne Schutz sich befanden, und die Armee auf dem linken Ufer postirt war; daß den Franzosen auf den Colonnenwegen am rechten Ufer gar nichts entgegenstand und sie daher ohne Aufenthalt sich vom 12ten bis zum 14ten October in den Besitz der Basis der preußischen Armee setzen konnten, wie es denn auch geschehen ist; daß endlich die Preußen das Requisitionssystem der Franzosen nicht anzunehmen wagten, daher mit Hunger und Durst kämpfend in die Schlacht gingen.

Von der Schlacht am 14ten.

Dadurch, daß Napoleon das rechte Saalufer am 13ten bis Naumburg und die Defileen bei Kösen besetzt hatte, war die preußische Armee schon von der Elbe abgeschnitten, und ohne Kanonenschuß geschlagen. Sie sollte auf gar keine Schlacht sich mehr einlassen, sondern schon von diesem Tage an über die Unstruth theils nach Magdeburg sich zurückziehen, theils ihren Weg nach Hessen nehmen, den Churfürsten zwingen, Theil am Kriege zu nehmen; auf Frankfurt losgehen, um hier eine Diversion zu machen, wodurch die linke Flanke der Franzosen umgangen worden wäre; das verstärkte Lecocksche Corps mußte gegen Düsseldorf vorrücken. — Das Eugensche Corps mußte hinter der Elbe postirt und durch alle Depots, die zu haben waren, verstärkt werden. In Schlesien mußte ein Landsturm organisirt, und ihm ein tüchtiger Kopf an die Spitze gesetzt werden.

Die ostpreußischen Truppen mußten an die Oder vorrücken und sich bei Cüstrin concentriren. Die Ar-

mee bei Magdeburg mußte unter den Kanonen de Vestung sich mit Munition, und vom Lande hinter sic mit Brod durch Requisition versehen, und besonder deshalb Mecklenburg und Braunschweig herangezoge werden. Die preußisch-hessische Armee konnte in Hesse auch Munition erhalten.

Wollte man schlechterdings bei Weimar schlagen, so mußte die ganze Armee Position auf dem Eckarts berge, im unglücklichen Fall aber obigen Rückzug neh men, im glücklichen ihren Marsch an die Elbe forcirer denn weiter war nichts zu erreichen, nachdem die Fran zosen das linke Saaluser besetzt hatten. Vor allen Dingen hätte man aber einen Pfuhl dem Eugen schen Corps entgegenschicken und dem Herzog befehlen lassen sollen, diesem zu folgen, der dann Tag und Nacht marschirt, und am 14ten dem Feinde bei Naumburg in den Rücken gekommen wäre.

Was geschah dagegen? Nimm die Charte zu Hand: Am 14ten October stand das Corps des Her zogs von Weimar bei Arnstadt, Rüchel bei Wei mar, Hohenloh zwischen der Jenaer Schnecke und vierzehn Heiligen, die Hauptarmee bei Auerstädt, das Würtembergsche Corps bei Halle; die Franzosen waren im Besitz des rechten und eines Theils des lin ken Saalufers und der Schluchten, die auf die Höh über Dornburg, die Schenke und Kötschau führen.

War das eine in Masse aufmarschirte Armee, wi der Herzog sie aufgestellt wissen wollte? Nein, es wa ein verwirrter, ohne Zweck und Plan aufmarschirte Haufen, dessen Generale keine Ordres, die Soldaten kein Brod, keine Fourage, kein Pulver hatten; dessen oberster Feldherr nicht wußte, ob er schliefe oder wachte.

Es war wohl eine Idee in dem Herzog, über die Unstruth zu gehn und die Schlacht zu vermeiden, die Franzosen ließen es aber nicht dahin kommen; sie griff

n zwey Corps an, und schlugen sie, ehe sie eine Dis-
osition gemacht, noch weniger ausgeführt hatten.

Ich habe an diesem Tage nur die Schlacht bei
ena beobachtet. Man sagt: Hohenloh, der hier
e Armee commandirte, hätte den Saum der Saalge-
rge besetzen und die Franzosen in die Defileen hinab-
erfen sollen. Dazu hatte er aber zu wenig Truppen,
nd dann lag es im Plane, um nach der Unstruth zu
ommen, sich hier völlig wegzuziehen und sich in kein
Gefecht einzulassen. Indem der Fürst das letztere that,
eschah es, weil ihn die Franzosen dazu nöthigten. In-
em er voraussetzte, daß das Defilee bei Dornburg von
en Franzosen passirt und er von der Hauptarmee da-
urch abgeschnitten werden möchte, ließ er dieses De-
lee durch ein detachirtes Corps unter dem General
olzendorf besetzen; dies sollte seine Flanke decken,
nterdessen er gegen die Unstruth und den Eckartsberg
arschirt wäre. Der 14te erschien; ein dicker Nebel
edeckte das Terrain, die Franzosen breiteten sich auf
en Höhen auf den linken Ufer der Saale aus, und
orcirten den Paß bei Dornburg und die übrigen De-
leen. Der Fürst, nachdem die Kavallerie, welche sei-
en Aufmarsch decken sollte, in wilder Flucht von Chas-
eurs gejagt, beinahe eine Batterie überritten hätte,
ier aber sich unter dem Schutz derselben wieder setzte,
atte nur etwa 15 Bataillone in eine Linie gestellt und
alancirte, ob er avanciren oder seinen linken Flügel
urücknehmen sollte, da er von dem Holzendorf-
chen Corps nichts wußte, welches diese Seite decken
ollte, und that das letztere, indem er auf die Unter-
tützung des General Rüchels, der von Weimar her
nrückte, wartete. Wie dieser aber endlich kam, war
ener schon in vollem Rückzuge, und ließ bitten, ihn
ufzunehmen und die Retirade zu decken; Rüchel
ber, an keine Flucht denkend, commandirte Marsch!

und griff den Feind an, warf ihn, und vielleicht hätte der Erfolg dies kühne Manöver gekrönt, wenn der Feldherr nicht verwundet worden wäre. Er fiel, und sein Fall bewirkte eine regellose Flucht, bei der die so hoch gepriesene Kavallerie sich am mehrsten auszeichnete, indem sie sich kein Ziel ihrer raschen Eile gesetzt hatte. Man kann annehmen, daß hier 5000 Preußen auf dem Platze geblieben sind. Die Retirade ging auf Weimar.

Man kann dem Fürsten Hohenlohe nicht absprechen, daß er unter den preußischen der erste Feldherr ist; er wurde der schlechteste: 1) Weil der Herzog von Braunschweig aus persönlicher Feindschaft gegen ihn seine Stellung bei Jena selbst angeordnet, seine bessern Pläne alle vernichtet, ihn ohne Brod, Fourage und hinreichende Munition gelassen hatte. 2) Weil er dem Prinzen Louis die Avantgarde gab und Rücksichten hierbei hatte, anstatt ihm eine Reserve zu geben. 3) Daß er in der Schlacht als Theoretiker handelte, statt daß ihn ein kühner Streich retten konnte und gerettet haben würde. Er mußte des Nebels ungeachtet, ohne weiter um das Holzendorfsche Corps sich zu ängstigen und den General Rüchel abzuwarten, schnell gegen die Defileen der Saale vorrücken, wenn es ihm nicht mehr möglich war, das ganze Gefecht zu vermeiden, um den Feind von den Bergen hinabzustürzen, worin ihm dann Rüchel zu Hülfe eilte. Wenn alles zu verlieren ist, muß man alles daran wagen. 4) Daß er das Commando einer regellosen Armee nach der Schlacht vom 14ten Octbr. übernahm, und nicht bei Magdeburg stehen blieb, sondern auf Befehl des Königs, über die Oder zu kommen, versuchte, und wenn er dies wollte, sich zu lange bei Magdeburg aufhielt. 5) Daß er endlich da capitulirte, wo noch eine Möglichkeit war, sich durchzuschlagen. — Ueber Nr. 4 und 5 ein andermal mehr.

Nun vernimm das Historische dieser für die preußische Monarchie merkwürdigen neun Sterbetage vom 5ten bis zum 15ten October.

Luchesini hat sie veranlaßt; Luchesini hat den alten schwachen Herzog irre geleitet, und den König verführt; auf ihm ruht das fürchterliche Wehe des Nordens von Deutschland. Gebrandmarkt hat er das Andenken Friedrichs, der ihn Freund nannte; sey es nun Absicht, Vorsatz oder Unverstand, die Folgen bleiben gleich schrecklich. — Er war es, der das ganze Gemüth Friedrich Wilhelms aufregte, Frankreich den Krieg zu erklären, weil er ihm sagte: Man wolle auf seine Kosten mit England Frieden schließen und Hannover wieder herausgeben. Wo waren die Beweise? Wenn auch das Manifest sagt: Sie seyen in des Königs Händen, so wird es die Welt nicht eher glauben, daß es so ist, oder daß diese Beweise das sind, was sie seyn sollen, bis sie gedruckt erscheinen. Wie kann man glauben, Frankreich werde Hannover an den König von England wieder abtreten, wenn man begriffen hat, was Frankreich dabei verliert?

Wenn nun endlich der von so vielen Schwachen gewünschte Krieg herbeigeführt war, wie die Armeen vor dem Thüringer Wald standen, in Masse eine große kräftige Offensive auszuführen, da war am 6ten Octbr. nach der Parole in Erfurt großer Kriegsrath. Diesem wohnten bei: die Minister Haugwitz und Luchesini, Die Generale Braunschweig, Möllendorf, Hohenlohe, Rüchel, Köckeritz, Pfuhl. Vom Generalstabe und der Adjutantur: Scharrenhorst, Massenbach, Kleist und Rauch.

Die consultativen Mitglieder waren sämmtlich für eine Offensive, so auch die decidirenden; Möllendorf, Hohenlohe, Rüchel, zwar ein Jeder auf seine Weise, aber sämmtlich doch in Hauptpuncte einverstanden.

der in der Schlacht den heldenmüthigen Soldaten zeig
te. Wo die größte Gefahr war, da war der König
er selbst führte die Bataillone in das heftigste Feuer
es schien, als wollte er den Tod für's Vaterland sie
ben. O! wärst Du doch gefallen, edler Mann! Dein
Unterthanen und Deine Feinde würden Dich beweint
und die Nachwelt würde Dir den Beinamen des g
rechten, des humanen, des menschenfreundlichen, ade
des unglücklichen Fürsten nicht versagt haben; aber D
hättest die Auflösung Deines Staats, ja vielleicht sein
gänzliche Vernichtung, nicht erlebt; Du hättest es nich
erfahren: daß manche Deiner Generale und Officier
aus den ersten Familien des Landes, die den sieben
jährigen Krieg bestanden, wenige Schritte vom Grab
sich noch zum Schurken herabgewürdigt hätten. — Do
wer weiß, was die Vorsehung beschlossen hat. Ihr
Wege sind nicht unsre Wege, und ihre Pläne sind un
sern Augen verborgen *).

*) Ich muß noch einmal in dieser Bemerkung auf die Schlac
ten von Jena und Auerstädt zurückkommen. Jedem, der d
bereits herausgekommenen Plan von diesen beiden Schlach
ansieht, muß es gleich in die Augen leuchten: daß sie verl
ren werden mußten, gerade deshalb, weil es zwey Schlacht
waren.

Die Preußen hatten nämlich gar kein Centrum, indem d
Hohenlohe'sche Corps von des Königs Armee an zw
Meilen entfernt war.

Bei Austerlitz mußte Napoleon doch wenigstens erst d
Centrum der Feinde gewaltsam durchbrechen, bei Jena ab
hatte man es ihm weit leichter gemacht, da hier gar k
Centrum vorhanden war, er durch das Rauchthal hinauf d
Lücke zwischen beiden Armeen einnahm, und dadurch ih
Flanken tournirte.

Dennoch wäre vielleicht die Königliche Armee bei Auerstä
nicht geschlagen worden, sondern hätte ihren Rückzug an d
Elbe über Naumburg forcirt, wenn der Herzog von Braun
schweig nicht gleich im Anfange des Treffens blessirt und w
getragen worden wäre; wobei der Herzog unbegreiflicher We
se (da er doch noch seinen Verstand hatte) dem Feldmarsch
Möllendorf nicht das Commando übertragen ließ. A
diese Weise blieb die Armee ganz und gar ohne alles Com

Auf der Flucht von Weimar nach Magdeburg.

Auf meiner Flucht fielen mir folgende Betrachtungen ein: Welche große Kühnheit, welche Schnelligkeit in der Ausführung ist in Napoleon; welche Terrainkenntniß, welches Système d'espionage ist bei seiner Armee eingeführt?

Er wagt es, in der Nachbarschaft einer großen Armee, in den Thälern der Saale bis Naumburg und Eisen hinaufzugehen, deren linken Gebirgssaum der Feind inne hat; ja, er läßt sogar eine Colonne über Saalfeld am linken Ufer sich hinanschleichen. — Er wagt es, in der Nacht vom 13ten auf den 14ten den Rand des Gebirges zu erklimmen, am Morgen ruhig seine Armee unter den Augen des Feindes auszubreiten, und dann diesen anzugreifen. Wenn nun bei Saalfeld statt 6000 an 30000 Mann standen, und die französischen Colonnen durchschnitten, wie sah es dann um die linke Flanke aus? Aber dafür sorgten die Espione. Wenn nun die Defileen vom Saalgrunde aus besetzt waren? wenn Hohenlohe angriff, wie die Franzosen sich auf der Anhöhe erst ausbreiten wollten? — Napoleon kennt, wie Friedrich, seine Gegner; seine Schritte sind mit Hinsicht auf ihren Charakter oder ihre Charakterlosigkeit berechnet.

Wie werden unsere Nachkommen erstaunen, wenn sie von den Schlachten bei Jena und Auerstädt lesen werden, wo ein alter Feldherr, der im siebenjährigen Kriege einige glückliche Coups ausführte, dann Holland eroberte, Frankreich erobern wollte, jetzt solche unverzeihliche Fehler begehen konnte, die man kaum einem Jüngling verzeihen würde.

mando, und selbst der König wurde nicht zeitig oder gar nicht von dem Falle des Herzogs unterrichtet.

Die Adjutanten des Herzogs mögen dieß aufklären oder eingestehen, daß sie ihre Schuldigkeit nicht gethan haben.

Am 15ten Oct. hatte sich der König in Sömmer da eingefunden, wohin ein Theil der Armee geflohen und gesammelt war. Er aß hier zu Mittag und schien sehr ruhig und gesammelt. In seiner Gesellschaft waren die Generale Zastrow, Blücher, Köckeritz und der Major Jago. Der Herzog, hieß es, habe beide Augen verloren. Blind war er zwar schon früher, dachte ich, es that mir aber doch leid um den Greis.

Der König war ruhig, weil er hier erst Napoleons Brief, den die Zeitungen bekannt gemacht haben, gelesen und beantwortet hatte. Er schlug in dieser Antwort dem Kaiser einen Waffenstillstand vor, den der Sieger nicht annahm. — Dennoch wurde der französische General Klein, der mit 6000 Pferden in Weißensee stand, durch Blücher mit diesem Waffenstillstande so getäuscht, daß er eine ganze Division durch seine Truppen unangegriffen durchziehen ließ.

Jetzt erhielt Hohenloh vom Könige den Oberbefehl über die traurigen Ueberreste der Armee, die bei Jena und Auerstädt geschlagen war. Entweder hätte er dies Commando ablehnen, oder es ganz übernehmen sollen. Da aber der Befehl damit verbunden war, sich nur bei Magdeburg zu verproviantiren und dann über die Elbe und Oder zu gehen, um zum Könige zu stoßen, der in Preußen eine Armee sammeln wollte, so mußte er seinen Abschied fordern, wenn er nicht nach seinem Kopf zu handeln wagte.

Wie konnte nur Jemand dem Könige die Idee eingeben, diese geschlagene, entmuthete, halb verhungerte Armee über die Oder zu bringen? Und zu welchem Zweck? Um sich die ganze feindliche Armee auf den Hals zu ziehen? Warum hielt sich denn Ferdinand von Braunschweig sechs Jahr an der Weser? Dies Projekt auszuführen, war theils nicht möglich, theils nicht einmal zweckmäßig. — Möglich war es nicht, wie Hohenloh selbst in seiner Vertheidigung wegen

der

er Capitulation bei Prenzlau sagt: „da die Franzo-
n auf der Sehne des Bogens und er auf dess.n Cir-
umferenzlinie marschirte.“ — „Das konnte der Fürst
ber vorher wissen. Es mußte ihm bekannt seyn, daß
lan von Auerstädt über Dessau und Potsdam näher
ach Stettin hat, als über den Hartz und Magdeburg.
— Nützlich war dieser Uebergang nicht; denn er rich-
te die Armee zu Grunde, bewirkte vielen Abgang,
nd gab alle Vestungen und Länder an der Elbe und
Leser dem Feinde preis.

Ich habe schon oben gesagt, daß wenn die Hälfte
r Armee bei Magdeburg, die andere an der Werre
ab Weser sich sammelte, sich mit Munition und Brod
ersah, sie schnell wieder thätig seyn konnte, und un-
r Hohenlohe auch gewesen seyn würde. Da er
ber Sclave des Königlichen Befehls war, so ging seine
rmee und sein guter Ruf unwiderbringlich zu Grun-
, und man wird ihn, jedoch mit Unrecht, den preu-
schen Mack nennen. Er sollte nicht gehorchen, und
enn es den Kopf kostete. Unmöglich konnte der Kö-
g in Graudenz eine richtige Ansicht der Dinge bei
Magdeburg haben; dem Feldherrn, dem er die ge-
blagene Armee übergab, dem mußte er es schon zu-
auen, daß er nach den Umständen handeln, und
cht blindlings ins Verderben rennen würde, wenn es
föhlen war. Wer weiß: wäre es nicht besser gewe-
n, wenn der König bei der Armee unter den Kano-
en vor Magdeburg stehen blieb; dann wäre vielleicht
r Zentralpunkt des Staats nicht in feindliche Hände
fallen.

Es ist zwar wahr: daß, wie das Hohenlohsche
orps bei Magdeburg ankam, der Gouverneur Hr. v.
leist weder Munition, noch Proviant und Fourage
rgeben wollte. Der Fürst hätte aber durchgreifen,
h in den Besitz alles dessen setzen sollen, was er
auchte; und das Land konnte bis an die Küsten in

Requisition gesetzt werden. Es ist wirklich lächerlich, die Klagen des Fürsten Hohenloh und des General Blüchers über Mangel an Lebensmitteln auf ihrem Marsche zu hören, da doch die Feinde in eben diesem Lande fortkamen. Warum requirirten denn die preußischen Heerführer nicht, was ihnen abging, da es der Feind that? Indem der Fürst die geschlagene Armee über die Oder führen wollte, nahm er den Vestungscommandanten an der Weser, Elbe und Oder allen Muth, so wenig sie auch hatten; sie rechneten seitdem auf gar keinen Entsatz mehr. Wollte endlich der Fürst schlechterdings den Königlichen Befehl erfüllen, so mußte das mit Pferden reichlich ausgestattete Bischofthum Magdeburg, die Alt- und Ukermark die nöthigen Fuhren stellen, um die Truppen täglich 7 bis 8 Meilen weit fortzuschaffen; man mußte die Nacht zu Hülfe nehmen; man mußte bei Magdeburg zur ganzen Reise bis Stettin sich verproviantiren, nicht unterwegs sich desfalls aufhalten. Ob es möglich war?

Die Armee war den 20sten oder 21sten Octbr. bei Magdeburg; sie konnte wenigstens unter obigen Voraussetzungen den 25sten in Stettin seyn. Da man aber unterwegs immer nach Lebensmitteln sich umsah, da war es nicht möglich. Wie soll der hungrige und durstige Soldat marschiren und sein Gepäcke schleppen? — Ueberdem wurde diese Armee in einzelne Corps aufgelöst, wie voraus zu sehen war. Das Blüchersche ging zurück an die Elbe, das Weimarsche blieb stets isolirt, das Schimmelpfennigsche und Bilasche wurde abgeschnitten und zerstreut; der Rest der Armee endlich (etwa 8000 Mann) bei Prenzlau gefangen.

Ich glaube, daß der Fürst weniger wegen der Capitulation, wodurch er diese Armee übergab, zu tadeln ist, als wegen des Versuchs, solche über die Oder zu führen, mochte es der König befohlen haben, oder nicht. Hatte er es aber versucht, so sollte er auch seinen Plan

rchführen, ohne von Vergießung des Menschenbluts
reden. Brachte er auch nur 3000 Mann nach
ettin und hielt diesen Ort, so hatte er wenigstens
nen kühnen Plan ausgeführt, sich dadurch die Ach-
ng des Feindes erworben, und dem Staate eine Ver-
ung erhalten, die ihm wegen ihrer Lage, nicht weit
der Mündung der Oder, sehr wichtig war.

Eine Armee von 40000 Mann an der Weser, und
en so viel bei Magdeburg, die man mit den Hessen
d den in Westphalen gestandenen Corps wohl sam-
eln und durch ausgehobene Rekruten schnell augmen-
iren konnte, hielt Napoleon ab, seine ganze Macht
f Berlin, an die Oder und Warte zu werfen. Mag-
burg und Hameln blieben in unsern Händen, und in
chlesien konnte dann aus den zurückgekommenen preus-
schen in Gefangenschaft gerathenen Soldaten eine
eine Armee gesammelt, wenigstens dadurch die dortis
n Vestungen gehörig besetzt werden.

Vier und dreyßigster Brief.

Stettin.

ch setze meine Nachrichten über diesen, in den Jahr-
chern der Geschichte beispiellosen Krieg fort, und
lde Dir noch nachträglich, daß wegen der Hohen-
h'schen Capitulation diesem Feldherrn vielleicht zu
l geschehen, und er von nicht Unterrichteten für ei-
n Verräther gehalten werden wird; das ist er nicht.
h kenne ihn und seine Verhältnisse genau; er hat
n bösen Schein nie gemieden, das ist wahr: der
folg dieses Feldzugs spricht wider ihn, und die Welt
htet gewöhnlich nur nach diesem. Mich geht dieser
ann nichts an; er kennt mich nicht, er wird gar

nicht errathen, wer ihn hier critisirt. Ich will aber die Wahrheit sagen:

Hohenlohe wurde von Friedrich geschätzt und vorgezogen, dies brachte ihn in Ruf. Er hat Ueberblick, Feuer, Energie, Talent, Kenntnisse und Charakter. Commandirte er die Armee, so wie der alte invalide Herzog, so wurde sie nicht geschlagen, wie sie geschlagen worden ist, sie stand auch nicht da, wo sie gestanden hat, das ist gewiß! Der Fehler, den der Fürst machte, wozu ihn vielleicht Ehrgeiz verleitete, war der, daß er nicht schon 1805 den Abschied nahm und sich nach Oeringen zurückzog. Er konnte es auf seinem Standpunkt damals schon wissen, daß bei Hofe die Antifranzösische Partey endlich siegen, daß er dann mit in den Krieg gezogen und ein Commando erhalten würde; daß aber der König den älteren Feldherrn, den Herzog, ihn vorziehen, und dieser ihn dann aus lange genährtem persönlichen Haß chikaniren würde. — Daß der Fürst aber Oeringen 1806 Preis gab und dem Rufe des Königs folgte, das war edel, das war fürstlich, aber nicht klug. Er ging und ward ein Opfer.

Seine Feinde sagen: der Fürst hat nie Charakter gezeigt, dies beweist die Geschichte seiner Frau, die ihm davon lief, ihn mit Schande überhäufte; dies beweisen seine so häufig umlaufenden Wechsel, seine stets leeren Taschen; das beweisen seine Umgebungen, deren Ruf theils entschieden schlecht, theils zweydeutig ist. Ein Triebenfeld, ein Grattenauer u. a. sind seine Rathgeber und Mandatarien, der Jude Goldstecker sein Geldmäkler ꝛc. Wie oft hat er dem König Tauschprojekte zwischen seinen und den Königlichen Güthern vorgelegt, wobei er natürlich gewinnen wollte? Wie hat er nicht von den südpreußischen Gütherverschleuderungen gevortheilt? Wie konnte der König einen in Schulden versunkenen, nach Geld begierigen auswärtigen Fürsten, dessen Länder in Feindes Ge-

walt ſind, eine Armee anvertrauen? — Hieraus folgt: Hohenlohe iſt ein Verräther.

Es iſt manches hierin wahr, manches entſtellt, vieles ganz falſch. Daß die Fürſtin Hohenlohe eine Meſſaline war, dafür konnte der Fürſt nicht. Daß Hohenlohe kein guter Wirth iſt, nicht rechnen kann, und keinen Etat hält, das iſt wahr, dies iſt aber kein Beweis eines ſchlechten Charakters. Daß Triebenfeld ſein Freund iſt, das iſt wahr; ob aber dieſer Mann ſo ſchlecht iſt, wie man ihn ſchildert, das iſt nicht bewieſen. Dem Fürſten dient er treu, das weiß ich, ob aus Ehrgeiz, oder aus reiner Liebe? das iſt einerley. Grattenauer iſt aber vom Fürſten beleidigt worden, und kam mit ihm in keine Berührung. — Die Tauſchprojekte in Südpreußen ſind wahr, eben ſo die Güterſchenkungen. Sie ſollten die derangirten Umſtände Hohenloh's verbeſſern. — Daß Hohenlohe ein Verräther ſeyn könnte, iſt unmöglich; das müſſen alle diejenigen bezeugen, die ihn genau kennen; ich fordre ſie auf, es zu thun: denn ich höre, der Fürſt iſt in Liegnitz vom Pöbel beſchimpft worden, und viele von der Armee Zurückgekommene (leider Officiere) haben über ſein Verfahren einen übeln Ruf verbreitet; das iſt ſchlecht! Er hat vor der Capitulation alle Generale, alle Commandeure, alle Köpfe in ſeinem Corps aufgefordert, Mittel zur Rettung vorzuſchlagen; ſie haben geſchwiegen. Unrecht hat er gethan, zu capituliren, das behaupte auch ich; aber daß er es aus niedrigen Motiven gethan hätte, das iſt nicht wahr!

Zweydeutig bleibt es, wenn die Chefs der Verpflegungscommiſſion ſeiner Armee den von ihm öffentlich bekannt gemachten Capitulationsgrund: Es habe an Proviant und Fourage gefehlt, öffentlich widerſprechen. — Es iſt an ihm, ſich zu vertheidigen. — Wäre es aber nicht möglich: daß beydes an einem Orte vor-

handen gewesen, wo es der Fürst abholen zu lassen verhindert worden wäre? So viel über Hohenlohe; ich kann ihn nur bedauern! nicht anklagen.

Es ist gewiß, daß einzelne Züge seiner Cavallerie sich bis zum Könige durchgeschlagen haben. Ist es aber nicht möglich, ja wahrscheinlich, daß sie zu früh ihren Posten verließen? die folgende Zeit wird dies aufklären, wie so vieles andere.

Fünf und dreyßigster Brief.

Stettin.

Die Hauptvesten an der Oder und Spandau sind zu fallen, gefallen beim ersten Anlauf. Auf wem fällt die Schuld? Auf den König und seine Rathgeber, auf das Kriegscollegium, und zuletzt auf die Commandanten.

Der König trägt die Schuld, daß er in Stettin einem Knobelsdorf, in Cüstrin einem Ingersleben die Vertheidigung übergab; zwey Menschen, denen alles fehlt, bis auf den Magen. — Ingersleben hatte sogar schon Beweise von Feigheit in der Rheincampagne 1793 gegeben. Der König war kurz vor der Uebergabe in Cüstrin, und ließ diesen Erbärmlichen doch in seinem Posten.

Das Kriegscollegium, an Knickerei gewöhnt, hat aber zur Befestigung und Proviantirung aller Vestungen im Lande wenig oder gar nichts gethan, und wenn dazu Gelder angewiesen wurden, so fiel ein ansehnlicher Theil davon in die Hände derer, die da bauen lassen sollten. Es fehlte zum Theil an dem, was zur Vertheidigung einer Vestung gehört, an Kanonen, an Munition, an Pallisaden, an Besatzung. Man träumte

ſich kaum, daß es möglich ſey, die Franzoſen würden je an die Oder kommen. Jetzt ſtehen ſie jenſeits der Weichſel. — Dennoch konnte Cüſtrin ſich Monate lang halten, wie im ſiebenjährigen Kriege; es hielt ſich weder Tage noch Stunden. Dir darüber Spezialien mitzutheilen, halte ich für überflüſſig, man kennt ſie bereits, ſie ſind in eines jedem Munde. Beſſer iſt's, ich erzähle Dir die weniger bekannte Geſchichte der Gefangennehmung des C. R. Lombards in Stettin und ſeine Befreyung.

——Lombard eilte kurz vor dem Einrücken der Franzoſen in Berlin nach Stettin, weil er ſich als Verfaſſer des Manifeſt's vor Napoleon fürchtete. Dieſes Manifeſtes, welches mit Recht ein Sündenregiſter und ein Bekenntniß aller Fehler genannt wird, die Preußen zehn Jahre lang in der Politik ſich zu Schulden kommen ließ, und was den Concipienten ſelbſt zu Boden ſchug, der dieſe Fehler begehen half!

In Stettin wurde Lombard als ein Landesverräther empfangen, und auf Befehl der Königin, die hierher geflohen war, arretirt. Man ſagte: Er habe die Depeſchen, welche Cruſemark nach Petersburg bringen ſollen, zwölf Tage liegen laſſen, ſo daß der ruſſiſche Kaiſer um ſo viel ſpäter von dem Ausbruch der Feindſeligkeiten benachrichtigt worden ſey. — Dies mag nun wahr ſeyn, oder nicht, ſo war doch die Art und Weiſe höchſt unanſtändig, wie man Herrn Lombard behandelte, und bewies die Dummheit des Commandanten: Der gefangene Cabinetsrath wurde zu Fuße nach der Hauptwache geſchleppt, unterwegs vom Pöbel wörtlich und faſt thätlich gemißhandelt, auf der Wache ausgekleidet und wie ein Inquiſit viſitirt. — Hätte dieſe Behandlung der Menſch verdient, ſo mußte doch der Cabinetsrath geſchont werden.

Die Freude des Volks über dieſen Arreſt währte nicht lange, denn es erſchien eine Cabinetsordre aus

Cüstrin an den Commandanten, worin es hieß: „D
habt sofort den Cabinetsrath Lombard, der auf B
fehl unserer Gemahlin Lbd. arretirt ist, um ihn d
ungerechten Wuth des Pöbels zu entziehen, aus sein
Arrest ohne Aufsehn zu entlassen.“ — Wahrscheinl
hatte der Busenfreund Lombards, der C. R. Bey
der von Magdeburg wieder zum König geeilt w
diese letztere Verfügung bewirkt, wie denn auch, re
lich genommen, nichts anders verfügt werden konnt

Sechs und dreyßigster Brief.

Berlin.

Freund R. hat mir aus Halle Nachrichten über
dort theils in der Stadt, theils vor den Thoren v
gefallene Action mitgetheilt, mit denen ich Dich
bekannt machen will.

Man hörte in Halle die fürchterliche Canon
bei Jena und Auerstädt, und weil sie sich entfernte,
hielt man es für ein Zeichen des Sieges, indem
nicht wußte, daß die Franzosen das rechte Saal
besetzt hatten. Die Studenten jubelten und bezei
öffentlich ihre Freude, um so mehr als Nachric
vom Gewinn der Schlacht ankamen; doch die F
de währte nicht lange, da der Rittmeister Dorv
mit der Nachricht vom Verlust der Bataille nach
lin durch die Stadt eilte.

Unterdessen war das Eugensche Corps in Anma
und ließ sich durch nichts stören. Statt daß der
zog eine Recognoscirung gegen Naumburg hätte
nehmen lassen sollen, bezog er ein Lager vor
Galgenthor, und ließ die Moritzburg und die S
brücken unbesetzt und unbewacht.

Auf die erste Nachricht vom Verlust der Schlacht mußte der ohne Ordre gelassene Herzog in Eilmärschen sich hinter die Elbe ziehen und alle Brücken zerstören lassen; er konnte hier eine feste Stellung nehmen, und die retirirende von Magdeburg kommende Armee ergänzen, alsdann könnte man wenigstens noch die Havel vertheidigen und Berlin schützen.

Der Herzog blieb aber ruhig bei Halle stehen, ließ Front nach Dieskau machen, unterdessen die Feinde von Passendorf in seinem Rücken ankamen, wo sie das im Marsch begriffene schöne Regiment Treskow aufrollten. Nun ließ der Feldherr die Saalbrücke durch das Bataillon Heinrich besetzen, welches solche tapfer vertheidigte; da die Franzosen aber eine Furth durch die Saale gefunden hatten, so mußte dies Bataillon abziehen. Der Feind rückte endlich in die Stadt und nahm solche weg. — Es fiel dem Feldherrn ein, die Stadt wieder zu erobern, wozu das Regiment Natzmer kommandirt wurde. Diese Truppen schlugen sich durch alle Straßen, die zum Markt führten, tapfer durch, um sich hier gefangen nehmen zu lassen; denn einen andern Zweck konnte dieser Angriff wohl nicht haben.

Endlich wurde der Rückzug über Dessau angetreten, den die Usedomschen Husaren und die Herzbergschen Dragoner tapfer deckten. Die hier fechtenden Truppen hätten einen klügern Feldherrn, und daß ihre Tapferkeit durch den Sieg gekrönt worden wäre, verdient.

Die Studenten wurden vom Kaiser exilirt, weil, wie man sagt, sie sich unnütz gemacht hatten, und er diese wilde Brut nicht hinter sich lassen wollte. Dies mag nun seyn, wie ihm will, so ist Halle dadurch jetzt der Aufenthalt von Bettlern geworden, da es alle Nahrung verloren hat.

Es ist eine für alle Preußen traurige Wahrheit, daß in diesem unglücklichen Feldzuge kein General an

seiner rechten Stelle stand. Der General Kalkreuth commandirte die Reserve der Hauptarmee; warum stand er nicht an der Stelle des Prinzen von Würtemberg? Nachdem das Corps die Elbe passirt war, konnte es füglich früher, wie die Franzosen, nach Cüstrin kommen; statt dessen marschirte es links ab, und vereinigte sich mit der Armee des General Blüchers, die bei Lübeck gefangen genommen wurde, und das Hohenlohische Corps, viel weiter von der Oder entfernt, wie jenes, versuchte diesen Marsch. Dies sind Widersprüche und Inconsequenzen, die kein Sterblicher zu lösen vermag, und die Friedrich mit der Todesstrafe vergolten haben würde. — Für seine Equipage hatte der Prinz von Würtemberg übrigens gesorgt; sie kam wohlbehalten mitten durch die feindliche Armee in Glogau an. — Der alte Sinn des preußischen Militairs sprach sich in einem Fahnjunker ganz rein aus, der vom Feinde umringt, sich bei Halle in die Saale stürzte, um seine Fahne zu retten, hier aber ertrank.

Sieben und dreyßigster Brief.

Berlin.

Bekanntlich wurde ein Armeecorps von 6000 Mann, mit dem alten Feldmarschall Möllendorf an der Spitze, in Erfurt gefangen, und nachher durch den kühnen Streich des Lieutnant Helwigs wieder befreyt, worüber die Zeitungen und die Minerva bereits das Nähere angezeigt haben. — Hier will ich Dir nur anzeigen, wie übel es dem alten Greis, dem Feldmarschall Möllendorf, erging.

Der alte Mann hatte mit allen Kräften für eine rasche Offensive, für eine bessere Stellung im Kriegsrathe zu Erfurt gekämpft; wie nun der Herzog fiel, wurde auch er am Fuße blessirt, und mußte sich entfernen. Seine Wunden warfen ihn aufs Krankenlager; es fehlte ihm an Gelde, ihm, dem reichsten Privatmann im Lande. Der französische Marschall Ney war so edelmüthig, ihn damit auszuhelfen, so daß er im Stande war, Berlin zu erreichen.

Wie Möllendorf Berlin verließ, schwebte ihm der Gedanke vor: Daß nach einer verlornen Schlacht die Franzosen wohl nach Berlin kommen könnten, oder daß er gefangen genommen werden würde; er übergab also seinem Regimentsquartiermeister, dessen Rechtschaffenheit erprobt war, 6000 Thlr. baar, einen goldenen mit Juwelen besetzten Degen, sein Silber und sonstige Kostbarkeiten, um alle diese Effekten an einem ihm bekannten Orte zu vergraben; er theilte 3000 Thlr. unter seine 16 Leute aus, damit man ihn in einem unglücklichen Falle unterstützen könnte. — Niemand aber kam den verwundeten kranken Alten in Erfurt zu Hülfe. In Berlin fand er weder seine Leute, noch den Regimentsquartiermeister. Dieser hatte es nämlich für sicherer gehalten, mit den ihm anvertrauten Schätzen nach Königsberg zu fliehen. Jetzt war Möllendorf also wieder ohne Geld.

* * *

Auch Magdeburg, der Centralpunct des preußischen Staates, ist, ohne regelmäßig belagert worden zu seyn, in die Hände des Feindes gefallen.

Ist es wohl möglich, daß jemand auftreten und den General Kleist, der Gouverneur dieser Festung war, noch vertheidigen könnte? Man ist zweifelhaft, ob man ihn für einen Verräther, oder für einen Feigen halten soll. — Das Erstere ist wohl nicht denkbar, da er nur noch einen Fußtritt vom Grabe entfernt ist;

dem Letztern widersprechen alle diejenigen, welche seine frühere Handlungsweise gekannt haben.

Was hat ihn denn aber zu dieser übereilten Uebergabe bewogen, frägst Du? — Das weiß ich nicht! Wenn es aber Perioden im Leben eines Mannes giebt, wo er seinen Charakter verleugnet; wenn ich selbst schon oft die Bemerkung gemacht habe, daß der hochherzigste Mann auf Momente zum Poltron herabsank, jener stundenlang zum Braven emporstieg, so muß dies wohl auch bei Kleist der Fall gewesen seyn.

Bedenkt man alle die Unfälle, die vom 14ten October bis zum November den preußischen Staat schnell hinter einander betrafen, so scheint es, als wenn eine erzürnte Gottheit ihre Blitze ohne Aufhören auf ihn herabgeschleudert und beschlossen hätte, er soll untergehen.

Sämmtliche subalterne Officiere in Magdeburg hatten ein Complot gemacht, sich der Uebergabe zu widersetzen, und waren ihrer Soldaten gewiß; sie konnten diese voraussehen, da man gleich anfangs alles Schießen von den Wällen auf den Feind untersagt hatte. Sie gingen in Masse zu den Generallieutenant Wartensleben, (der im Frieden stets von Bravour sprach, in diesem Kriege aber keine Heldenthaten verrichtet hat,) um ihn zu bitten, sich an ihre Spitze zu stellen. Er verwies sie auf das Reglement und zuckte die Achseln; sie gingen darauf zum General Alvensleben, versuchten ihn zu bewegen, um sich der Capitulation zu widersetzen; er versprachs und bewog Wartensleben, mit ihm zum Gouverneur zu gehen und Protest einzulegen. Dieser verwies die Herren auch auf das Reglement und sie schwiegen.

Endlich erschien Herr v. Kleist auf der Parade und sprach: Meine Herren, ich capitulire. Wissen Sie es besser, so reden Sie. Alles schwieg. Man murrte, aber that nichts. Wäre nur ein Kopf, ein hochherzi-

r Mann aus der Maſſe herausgetreten, hätte dem ouverneur den Degen abgefordert, und ihm geſagt: Im Namen meiner Cammeraden nehme ich Sie, Ge- ral, gefangen;“ und Magdeburg ging nicht über. lle wollten es, keiner wagte es, die alte Form zu zer- chen, und ſo ließ man den günſtigen Augenblick ver- reichen; denn es rührte ſich keine Hand zum Schutz s Gouverneurs.

Ich habe nichts dagegen, daß es gefährlich iſt, ſo gen die Subordination zu handeln, und daß eine lche Handlung durch eine Kugel vor den Kopf beſtraft erden muß. Wenn aber alles auf dem Spiele ſteht, enn der Staat zu Grunde gehen ſoll, und eine ſo hne Handlung ihn retten kann, da darf der Mann, r zu retten vermag, nicht ſchwanken; er muß die alte orm zerbrechen, und wenn es ihm auch den Kopf ko- en ſollte. — Obiges erzählte mir ein Capitain von r Garniſon in Magdeburg.

Acht und dreyßigſter Brief.

Berlin.

ch habe Dir noch nichts geſchrieben über die öffent- he Stimmung in Berlin kurz vor und nach der chlacht bei Auerſtädt. Sie iſt für den Beobachter chſt merkwürdig, und liefert einen Beleg zu der chwäche der Menſchen; ganz beſonders aber documen- t ſie die Charakterloſigkeit des hieſigen Publikums.

Im vorigen Jahre ſchilderte ich Dir ſchon die arteywuth, die hier herrſchte, und nach Alexanders, s Selbſtherrſchers aller Reuſſen, Ankunft allgemein rde. War ſie nun damals ſchon ſehr groß, ſo war es in dieſem Jahre noch weit mehr.

Wenige kannten die eigentliche politische La
Continents gegen den Ozean, in dessen Besitz de
länder ist; wenige kannten die wahre Stärke
Schwäche des preußischen Staats; die mehrsten
ten, die preußischen Heere dürften sich nur in S
ordnung aufstellen, so würden die Franzosen,
Roßbach, davon laufen.

Ich selbst, der ich nie das Interesse und den
ergründen konnte, weshalb die Continentalmäch
für Englands Interesse erklärten, Schlachten li
und ihren Nationalreichthum aufopferten, wa
auch der Meinung, daß Preußen, wenn es von
reich angegriffen und ihm Maaßregeln (wären s
vernünftig) aufgedrungen würden, seine Selbstst
keit durch einen kurzen Feldzug retten, und einen
deutschen Bund errichten müssen, um auch die d
Nationalität zu erhalten. — Ich dachte mir zu
Armee als verdorben, jedoch nicht in dem Maaß
es sich nachher gezeigt hat. Ich baute noch etw
das in dem Officiercorps vorhandene militairisch
gefühl, was Friedrich so gut zu gebrauchen
richten verstand. Ich traute zwar nicht recht
Feldherren, glaubte aber, daß, wenn es zu einer
mäßigen Schlacht im freyen Felde käme, die Arm
der noch Reste des alten kühnen Geistes vorhand
ren, sich selbst retten würde. Ich glaubte: d
größte Theil der Officiere wissen müßte, daß, we
erste Schlacht verloren würde, sie dann alle ihre
rogativen eines ersten Standes verlieren, mit S
überhaupt, es kaum wagen dürften, in ihre Frie
nisonen zurückzukehren, um nicht vom Pöbel gem
delt zu werden; daß dadurch selbst der Muthlos
munterr werden müßte, nur zu siegen oder zu st

Ich rechnete selbst etwas auf den Zufall u
das Glück, indem ich in der Geschichte oft gelesi
te, daß dadurch die wichtigsten Schlachten gew

Hätte z. B. Manstein nicht in der Schlacht
, seiner Ordre entgegen, Fronte gemacht, hätte
r Zeit der sächsische General Benkendorf
Cavallerie auf die preußische Infanterie, ohne
s Feldmarschalls Daun, nicht eingehauen, so
Friedrich die Schlacht, und stand bald dar
Wien. — Warum sollte nicht auch in diesem
lüsterte mir der Patriotismus ein, ein Zufall
r begünstigen können?

war überzeugt, daß, wenn unsre Armee auch
acht verlöre, der Feind höchstens bis an die
ücken und sich vorläufig mit dem Besitz von
begnügen, die unsrigen aber das rechte Elbufer
vertheidigen würden, bis die Russen zu Hülfe
- Ich rechnete endlich viel auf die Hülfe der
chen Fürsten, besonders auf Hessen und Sachsen.
vernahm, daß man drey Armeen aufstellen
ie bei Freyburg unter Hohenlohe, die an
Erfurt unter dem Könige, die dritte zwischen
nd Melsungen in Hessen unter Rüchel. War
ationsplan, der aus diesen Stellungen folgte,
nach meinem Sinn, da ich eine Offensive
phalen aus für zweckmäßiger hielt, so leuch
doch ein, daß jene Stellung ein rasches Vor
es Feindes unmöglich machen würde. Wie ich
r, daß die ganze Armee bei Weimar und
Cantonirungen zusammengedrängt sey, und
Zusammenziehung sich nicht von der Stelle
die Hessen aber gar nicht ins Feld rückten, da
r der Muth, und ich sah schon im Geiste
on am Grabe Friedrichs seinen großen
uldigen; ich sah mich nach einigen Jahren
, wie in den Ruinen von Palmira umher
und die ganze funfzig Jahr bestandene glän
ße Preußens wie ein Meteor verschwinden.
cht konnte ich schlafen, furchtbar weckten mich

stets die ängstlichsten Traumbilder. Ich sah das u
glückliche Königliche Ehepaar, was ich so sehr in me
nem Herzen hochschätze, von einem Ort zum ande
unstät und fliehend davon eilen; ich sah Berlin sein
Monumente ehemaliger Größe beraubt; ich sah de
großen Churfürsten von der langen Brücke wegbringe
ich sah Berlin in ein Lager verwandeln.

Einst trieb mich ängstliche Unruhe und Bangigke
um Mitternacht von meinem Lager ans Fenster (e
war eine schöne Herbstnacht), als plötzlich der Horizon
sich in ein Feuermeer verwandelte, welches sich über de
Leipziger Straße theilte, und dessen Strahlen sich bal
zu einander hinüber neigten, bald sich abstießen. Auch
der Himmel ist im Kampfe, dachte ich, und konnte kein
Auge mehr schließen. — Viele Berliner haben diese
Lufterscheinung gesehen, und die Abergläubigen unter
ihnen fanden darin eine unglückliche Schlacht. Sie hat
ten es errathen. Vom 1sten bis zum 17ten Octobe
war die Residenz in der gespanntesten Erwartung der
Dinge, die da kommen sollten. Die Weinhäuser und
Tabagieen waren voll von Politikern aller Art; kein
anderes Gespräch konnte Platz gewinnen, der Krieg
verdrängte alles andere Interesse; die Parteyen be
kämpften sich wüthend, und es kam selbst unter gebil
deten Menschen zu Faustkämpfen; zuletzt wagten es
aber die Französischgesinnten nicht mehr, laut zu wer
den. Sie schwiegen und zuckten die Achseln. Unter
ihnen zeichnete sich im Volke ein Schwerdtfeger, Na
mens Sauerbrey, aus, dem man den Spottnamen
Obergeneral gegeben hatte. Er ist ein Mann von
70 Jahren. Dieser war seit 1792 ein erklärter fran
zösischer Patriot gewesen, und wie Napoleon als
Oberconsul das französische Staatsruder ergriff, so pro
phezeihte dieser Alte schon instinktmäßig: er würde Kai
ser von Frankreich und Deutschland werden und die
ganze Welt erobern.

Im Theater äußerte ſich die Stimmung des Pu-
kums am lauteſten, und man konnte es gar nicht er-
rten, bis die erſten Siegesnachrichten ankamen. Man
chtete, der König werde Frieden ſchließen und gar
ht losſchlagen; und wahrlich, ich glaube, man hätte
n guten König öffentlich inſultirt, wenn er, wie im
rigen Jahre, ohne eine Schlacht geliefert zu haben,
rückgekommen, und uns der goldene Frieden geblieben
äre. Im Theater war Wallenſteins Lager und der
ltiſche Zinngießer ſtets an der Tagesordnung; beide
ben der Theatercaſſe ſchweres Geld eingetragen. Das
ſtere Stück war deshalb ſo beliebt, weil es Gelegen-
t darbot, das bekannte Kriegslied zu ſingen:

Die Trommel ruft, die Fahne weht ꝛc.

Das zweyte wurde durch einen Zuſatz des Herrn
nzelmanns wichtig. Denn wenn er von der Charte
n Pohlen ſprechen ſollte, worin ſich ein Loch befin-
t, ſo ſagte er: „Die Charte von Deutſchland hat
nen Riß bekommen, aber es wird ſich ein braver
ann finden, der ihn wieder zumacht.“ Das veran-
ßte dann ein gewaltiges Applaudiren.

Nachdem nun dieſer Zinngießer wohl zehnmal ge-
ben war, benutzte U. die Stimmung, erhob ſich aus
m Zirkel ſeiner ihn beſuchenden Bierbrüder, und de-
amirte einen Aufruf an den Patriotismus der Preu-
n, welcher mit dem Liede:

Heil Dir im Siegerkranz ꝛc.

ſloß, welches das Parterre mitbrüllte. Er that dies
i Coſtume des Zinngießers im grünen Schlafrock und
der Nachtmütze. Hätte man wohl je beſſer den
atriotismus der Berliner perſifliren können? — Er
rdiente es aber auch wirklich und zwar deshalb: Der
agiſtrat hatte auf einen ihm vom C. R. Beym ge-
benen Wink eine Collecte in der Stadt veranlaßt,
n in den Stand geſetzt zu werden, der Berliniſchen

Garniſon Mäntel machen laſſen zu können. Das M
niſterium, der Staatsrath, das Generaldirectorium,
churmärkſche Kammer, beleidigt, daß dieſe Maaßr
nicht durch ſie entſtanden war, goutirten dies ni
und das hieſige Publikum, das ſtets vom Patriotism
ſprach, hinter dem Weinglaſe den Feind zu Paa
trieb, im Schauſpielhauſe im Zinngießer ſich die Hä
wund klatſchte (wenn es aber aufs Handeln, a
Geldgeben ankommt, nicht zu Hauſe iſt), brachte n
elende 6000 ſtatt 70000 Thlr. zuſammen, die erfor
lich waren. —

Der Miniſter, Graf Schulenburg, gab unt
andern nur 25 Thlr. Dieſer Mann ſcheint jetzt ſeine
ſonſtigen Charakter zu verleugnen, ſich durch den Ge
ganz hinreißen zu laſſen, und ſich mit ſeinem militair
ſchen Titel zu amüſiren.

Der zweyte Beweis von mangelndem Patriotis
mus, der ſich nur im Handeln zeigt, war der: da
wie die Bürgerſchaft aufgefordert wurde, die Wach
zu beziehen, ſie einen erſchrecklichen Lärm erhob, un
alle Bettler, die nur zu haben waren, im elendeſt
Anzuge miethete, um für ſie dieſe Wachen zu verri
ten, wodurch alle innere Polizey vernichtet wurde.

Die Berliner Journaliſten fingen alle in einm
Ton, der jetzt Mode geworden war, an, den Patriotis
mus anzufeuern und mit den pariſer Blättern den F
derkrieg zu eröffnen, der Freymüthige, der Hausfreund
der Staatsanzeiger, der wiederauferſtandene Telegra
und ſogar der Beobachter an der Spree. Der Doct
Merkel, der übrigens nie einen tiefen Blick in d
Weltbegebenheiten gethan hat, als Lette aber ſich b
rufen fühlte, ſich für ſeinen Monarchen zu verwende
und beiläufig den König von Preußen in Schutz
nehmen (da er hier ſein Brod fand), warf ſich vo
züglich in die Bruſt, um den Publiciſten niederzudo

ern, der den Untergang des preußischen Staats vor-
usgesagt hatte.

Unter den Dichtern versuchte es aber Müchler,
leich einem zweyten Gleim, den kriegerischen Muth
er Armee anzuflammen; er schrieb einen Band Kriegs-
ieder, die die gemeinen Soldaten bei allen Vorfällen
m Kriege absingen sollten: als vor der Schlacht, nach
er Schlacht, auf dem Marsche u. s. w.

Unterdessen man noch nicht bestimmt vom Aus-
ruch des Kriegs unterrichtet war, sandte Fürst Ho-
enlohe dem Gouverneur von Berlin, Grafen Schu-
enburg, die erste Nachricht vom Rückzuge des Ge-
eral Tauenzien, und zwey Tage später, am 12ten
der 15ten October, erschien die Todesnachricht des
Prinzen Louis, die alles in Schrecken und Trauer
ersetzte, da man so viel von seiner Bravour sich ver-
rochen hatte.

Der Prinz Louis war schon zu sehr durch sein
ppiges Leben verdorben, und hatte schon so sehr auf
inen Körper losgestürmt, daß die Wirkungen sich auch
uf den Geist extendirten. In seinen Ideen war keine
eihenfolge mehr; hin und wieder sprühten wohl noch
unken hervor, aber sie erlöschten auch bald wieder.
er Champagner kam nicht mehr aus seiner Gesell-
haft, und soll auch sein treuer Gefährte in der Action
i Saalfeld gewesen seyn. Er wäre noch zum Com-
andeur einer Reserve zu gebrauchen gewesen, wenn
les verloren war, durch einen kühnen Streich vielleicht
les wieder zu retten.

Von dem Augenblick an, wo die Nachricht von
m Tode dieses Prinzen anlangte, vom 13ten bis
m 17ten October, kam nun eine Siegesnachricht nach
r andern über Leipzig und Dresden ein. Es hieß:
Erst Hohenloh habe ein Corps bei Zeitz unter Soult
schlagen und zersprengt; man dachte sich das Hohen-
h'sche Corps von dem Königlichen getrennt, dieses

am linken, jenes am rechten Ufer der Saale. In sofern nun die Franzosen in Naumburg waren, welche Nachricht der von Weimar am 15ten October in Berlin angekommene C. R. Lombard mitbrachte, so glaubte man, die Franzosen wären zwischen zwey Feuer gerathen, und würden, wenn das Eugensche Corps noch hinzukäme, aufgerieben werden. — Ein jeder, der irgend militairische Kenntnisse hatte, kann auch nichts anders vermuthen, und nicht erwarten: daß die Preußen am linken Saalufer sich würden bis Naumburg umgehen lassen.

Graf Schulenburg ließ an seinem Hause in der Behrenstraße Bülletins anschlagen, worin diese Siegesnachrichten bestätigt wurden; alles wartete nun mit Schmerzen und bangem Herzklopfen auf den Courier, der die Siegesnachricht bringen sollte. Man horchte jeden Augenblick auf den Donner der Kanonen; ja man täuschte sich durch jedes Thürzuschlagen, und lief eiligst ans Fenster. Die Behrenstraße war stets voll von Menschen, die das Gouvernementshaus bestürmten, um Nachrichten zu hören. Endlich erschien am 17ten October früh der Unglücksbothe (Herr v. Donville), und brachte die Nachricht einer totalen Niederlage. Sogleich versammelte sich der Staatsrath und beschloß die Entfernung aller Cassenbestände und Königlichen Effekten, so wie seiner selbst. Fürs Publikum ließ man einen rothen Zettel an die Straßen-Ecken anschlagen, des Inhalts:

Der König hat eine Bataille verloren; jetzt ist Ruhe Bürger-Pflicht; ich bitte darum.

Schulenburg.

Alles wurde nun von Furcht und Angst so eingenommen, wie kurz vorher von Freude; alles rennt mit den Köpfen gegeneinander; alles wollte fliehen. Berlin sah einem Bienenkorbe ähnlich, der im Schwärmen begriffen ist. Alles, was reich und vornehm war, die

ohen Officianten, Capitaliſten, der Adel, eilten mit
ren Schätzen über Hals und Kopf nach Stettin, Cü-
rin oder Schleſien. Vom Lande flüchteten aber die
auern mit ihren Betten und Kiſten nach Berlin her-
n; niemand war am 18. Oct. vor dem Rädern geſichert.
eſonders nahmen die patriotiſchen Schriftſteller Reiß-
s, und der Freymüthige, den die Berliner nun den
leinmüthigen nennen, eilte nach dem Norden und er-
nete das Wettrennen; der Verleger deſſelben, ferner
r Dichter Mückler und andre folgten nach. Einige
rſteckten ſich bei dem erſten Einmarſch der Franzoſen
Berlin, und kamen dann wieder zum Vorſchein. —
ie Palmſche Hinrichtung hatte ſie und die Buch-
ndler alle in Schrecken geſetzt.

Zuletzt war kein Pferd und kein Eſel mehr in Ber-
zu haben, um fortzukommen, und die Zurückgeblie-
nen waren in der feſten Ueberzeugung, die Franzo-
n, die am 17ten October noch bei Halle bataillirten,
ürden am 18ten in Berlin eintreffen. Man erwar-
te alle Greuel des Krieges, Plünderung, Brand und
othzucht. Beſonders wehklagten die Berliner ehrba-
n Damen und beſeufzten im Voraus den Verluſt ih-
r ſo lange conſervirten Unſchuld. Es war aber eine
lgemeine Stimme unter den Männern, daß, wenn
es das einzige Uebel ſey, was der Krieg mit ſich
hre, ſo möchte es wohl ſehr leicht zu tragen ſeyn.
hrlicher waren die Freudenmädchen letzter und erſter
laſſe; ſie erwarteten von den einrückenden Franzoſen
r ſich das goldene Zeitalter, was aber nicht erſchie-
n ſeyn mag.

Es wurde nun eine Municipalität errichtet und
r Fürſt Hatzfeld zum Gouverneur ernannt. Sein
chwiegervater, Graf Schulenburg, entfernte ſich
ld ſagte den ihn begleitenden Pöbel: „Beruhigt euch,
) laſſe euch meine Kinder hier.“

Die Maaßregeln, welche das neue Gouvern
mit Hülfe der Municipalität traf, waren: Die
tung der Bürgergarde; da man aber für Geld
Mann stellen konnte, so blieb der Pöbel im Be
Schutzes der Residenz. Eine zweyte Maaßreg
die, daß man eine Million für die Franzosen zu
biß auftrieb, wobei die Berliner sagten: „N
Reichen fort sind, nun sollen wir bezahlen.“

Eine dritte Maaßregel gründete sich auf ei
binetsordre an den Staatsrath, die bald nach d
lornen Schlacht eingetroffen war, worinn es
„Meine Armee ist auf allen Punkten geschlagen;
aber sogleich in Friedensunterhandlungen mich
lassen habe, und hoffentlich damit bald zu End
men werde, so wird der Feind wohl nicht nach
kommen.“

Man sandte nämlich eine Deputation an de
ser Napoleon, um über eine Brandschatzung
terhandeln, wenn die französische Armee auch nich
Berlin käme. Man kann daher nicht in Abre
len, daß die Machthaber dem Feinde alle nur m
Beweise von Zuvorkommenheit gaben.

Den darauf von neuem dem Kaiser entgeg
sandten Abgeordneten sagte Napoleon, wie
Schonung für die Stadt baten: „Sie haben der
gewollt, nun haben Sie ihn; in meinem Plan l
ser Krieg nicht; versichern Sie aber der Stadt
meinen Schutz: das Privateigenthum und die
nen sollen gesichert seyn.“

Man hatte den Schatz und das Beste an
lichen Effecten, sämmtliche Cassen, die Bank un
handlungsfonds nach Stettin und Cüstrin einge
sie kamen hier noch kaum an, und wurden weit
dirt, wie der Feind vor den Thoren war. In S
fielen aber doch noch die von Berlin dahin ge
Gewehre ihm in die Hände, da das Kriegscol

rey Tage conferirt hatte: Ob es pro Hundert einige Groschen Fracht mehr wie gewöhnlich bezahlen solle, der nicht?

Das ist recht charakteristisch und der schönste Beweis von der auf bloße Form reducirten preußischen Verfassung. Man lebte und webte nur in der Form, man diente nur für sie; wer sie begriffen hatte, mochte sonst Ideen haben oder nicht, der hieß ein vollendeter Geschäftsmann, und war gewöhnlich ein Pedant, ist auch der größte Einfaltspinsel.

Es hatte nicht an Vorschlägen gefehlt, selbst nach dem Verlust einer Schlacht an der Saale, Berlin vor einem schleunigen Ueberfall zu schützen. Vor der Schlacht dachten aber die Berliner über eine solche Idee, indem sie meynten: daß es wohl nicht möglich sey, daß die Franzosen nach Berlin kommen würden. Nach der Schlacht hielt man es für zu spät, an Vertheidigung zu denken, und für besser, davon zu eilen. — Lies darüber nach: „Was war nach der Schlacht bei Jena für Rettung des preußischen Staats zu thun? von Julius v. Voß, bei Schmidt in Berlin.

Ich will Dir daraus nur folgendes extrahiren: Anfangs October besuchte mich der Kriegsrath von Bülln. „Welche Hoffnungen nähren Sie von diesem Kriege?“ fragte er mich. Ich zuckte die Achseln.

Wir nahmen eine Karte, sahen die Stellungen nach und sprachen über das Höchstgefährliche derselben, wenn man das Unglück haben sollte, geschlagen zu werden. Bülln hielt zwar bei dem Geist der Armee, ich aber (wir sprachen vertraulich) bewies ihm, daß gerade für den eigentlichen Geist der Armee, den Kriegsgeist, man es versäumt sey; daß man in einem Zeitalter, wo Philosophie jede Kunst, mithin auch die der Kriegsführung, beleuchtet hat, Generale und Feldherren unterscheiden müsse; elegante junge Officiers, und wenn sie ihre Ahnen zu den Sennonen hinauf zählten, nicht mit

abgehärteten, erfahrnen Männern zu vergleichen
und der Stock kein Surrogat der Ehre, Hoffnun
des Wohllebens seyn könnte, um den gemeinen
ten anzufeuern.

Ich sagte, daß ich mich nicht genug wunder
ne, nicht einmal bei Dessau, Wittenberg, Torgau
kenköpfe angelegt, und Dresden in Wehrstand ge
sehn. Die Folge davon würde wenigstens seyn
bei nächster Gelegenheit ein Streifkorps Berlin
suchte. Ich hätte schon dem gegenwärtigen G
neur, Grafen v. d. Schulenburg, rathen
sämmtliche Fahrzeuge auf der Spree und Havel
obachtung nehmen zu lassen, und Vorkehrungen
einer Inundation der Moräste im Teltowschen
zu treffen; allein ich glaubte: der Minister wo
stolz seyn, den Rath eines unbedeutenden Part
zu hören. Zudem glaubte ich: er wäre persönlich
mich eingenommen, da er mir 5000 Thlr. streitig
te, die mir in gewissen Familiensachen, nach dem
Versprechen des Königs, zukamen, auch mir an
tig durch Uebelwollen einen Schaden von 8000
zugefügt hätte. Natürlich gehöre aber die Priv
gar nicht hierher; sie schrecke mich aber um som
rück, als ich schon so oft die Erfahrung gesamme
te, daß ein denkender Mann, der nicht zugleich
namhaften Rang bekleide, für einen aus Vater
liebe eingereichten Plan nichts als kühle Gerin
zung zu erwarten hätte.

Cölln meynte, der Herzog Eugen von W
berg würde wohl die Elbe besetzen. Ich erwi
wie man höre, sey seine Bestimmung das nicht;
müsse indessen hoffen, daß er im unglücklichen
gleich dahin werde beordert werden *). Da a

*) Daß es nicht geschah, wird in der Geschichte als e
unverzeihlichsten Fehler aufgestellt werden müssen. —
gens wurden die Elbbrücken besetzt, aber mit einem

unglücklichen Fällen bisweilen etwas vergessen wür-
so dürfte der Graf v. der Schulenburg immer
hlich thun, es in Erinnerung zu bringen, und einst-
llen an seine eigne Sicherstellung zu denken.

Cölln, dem ich auf einer Karte der Mittelmark
ine Ideen näher auseinander setzte, erbot sich, den
heimen Rath Tismar darüber zu sprechen. Nach
igen Tagen besuchte er mich wieder und sagte mir:
: Geheime Rath habe dem Minister meinen Plan
rgetragen, letzterer aber erwiedert: das Corps bei Ha-
berg sey zur Deckung der Residenz bestimmt. Dies
ngt denn wohl wie ein Mißverstand.

Ganz unerwartet trat aber Herr von Cölln am
ten October mit der Nachricht in mein Zimmer, der
raf v. d. Schulenberg verlange mich zu sprechen.
er Grund davon leuchtete mir vollkommen ein; es
ren die Nachrichten vom Tode des Prinzen Lud-
ig Ferdinand, und den Gefechten bei Schlaitz und
aalfeld eingetroffen.

Ich eilte sogleich hin. Der Graf urtheilte höchst
arfsinnig über die Lage der Dinge. Man vernahm
r nicht den gewöhnlich preußischen Generalston, der
ne Voraussetzungen: es müsse alles verwünscht gehen,
cht unterbrechen läßt; vielmehr hörte er mich auf-
erksam an, und deutete die Freymüthigkeit, mit der
den Glauben äußerte: wir dürften bald französische
ruppen in Berlin sehen, keineswegs übel. Er ver-
ngte von mir, eine Disposition zur Vertheidigung
erlins gegen ein fliegendes Corps, mittelst der Mo-
ste und Pässe, zu Papier zu bringen, bemerkte aber
bei, daß er nur sechs Bataillons besitze, die für den
veck nicht würden hinreichend seyn. Ich antwortete:

und 30 Mann. — Wie bitter ward hier nicht im vorigen Jahre der Fürst Auersberg getadelt, und man machte es hernach noch ärger.

Vor der Hand vollkommen, Ew. Excellenz werden selb
noch eine Reserve behalten.

Uebel, daß der Minister nicht lange zu sprech
war, seine Geschäfte drängten zu sehr, sonst würde
ihm noch gerathen haben, sogleich eine Depesche an d
Herzog von Würtemberg, der damals noch nicht w
von Berlin entfernt seyn konnte, nachzufertigen, u
dabei den Commandanten von Magdeburg und Spa
dau Nachricht zu geben, wie er nöthigenfalls Berl
zu vertheidigen gedenke. Ein allerdings wesentlich
Umstand.

Ich hatte nun die Gegenden, von denen die Re
war, selbst, unter der Leitung des Ingenieur-Majors
Müller, aufnehmen helfen; doch wollte ich aber g
wiß seyn, ob mich meine Erinnerungen nicht betrügen,
und deshalb geschwind den Halbzirkel von Nowawes
bis Königs-Wüsterhausen noch einmal bereisen. Doch
war die Zeit zu kurz, ich begnügte mich also mit einer
Tour nach den Morästen hinter Ragow, wo mich denn
der Wasserstand der Flüsse bald überzeugte, das Pro
jekt werde der Ausführung vollkommen entsprechen.

Am 14ten October kam ich mit meinem Aufsatze
zum Grafen. Es begegnete mir aber damit einer der
sonderbarsten Zufälle meines Lebens. Wie schon gesagt
waren die Nachrichten der ersten unglücklichen Gefechte
des 8ten und 9ten October eingelaufen, und gestatte
ten keinen Zweifel mehr. Diejenigen, die bis dahin
den Glauben an die preußische Unfehlbarkeit genährt
hatten, fanden ihn nun freylich erschüttert. Doch un
mittelbar darauf hörte man die beruhigsten, günstigsten
anderweitigen Gerüchte. Da sollte der Prinz von Ho
henlohe alles hergestellt, den Marschall Soult aufs
Haupt geschlagen, den Großherzog von Berg mit, der
Himmel weiß, wie viel tausend Mann, eingeschlossen
haben, das französische Hauptkorps durch den König zu
rückgedrängt seyn, u. s. w. Von dem allen aber war

se officielle Anzeige geschehen, woran es auch in
rlin seit einigen Tagen durchaus fehlte. Dagegen
r berichtete man aus Leipzig, daß eine französische
trouille in der Stadt gewesen sey.

Die Verbreiter der günstigen Zeitungen hatten et-
s für sich, das einige Wahrscheinlichkeit lieh, näm-
eine Stafette, mit der von Dresden berichtet wur-
die Churfürstliche Familie, die schon im Begriff ge-
en sey, ihre Residenz zu verlassen, habe diese Reise
glich eingestellt. Später hat dies Ereigniß in der
ndung des Kaisers Napoleon seine Erklärung ge-
den; anfangs aber gabs zu Vermuthung glücklicher
ftritte Anlaß.

Wenn man nun diejenigen, die schon bedeutende
atsachen nannten, den Umstand der Leipziger Pa-
uille und den so bedenklichen, daß seit mehreren Ta-
vom Heere keine direkte Nachricht einlief, entgeg-
e, so suchten sie das Widersprüchliche dadurch zu lö-
, daß sie von einem französischen abgeschnittenen
mmando redeten, das in Churſachsen umherschweife,
die Verbindung abschnitt, aber von einem Deta-
ment des Prinzen von Hohenlohe aufgesucht
rde. Es müßte, hieß es weiter, um so gewisser bald
gerieben seyn, da das Corps des Herzogs von Wür-
nberg von der andern Seite anrücke.

So tröstlich das alles klang, so froh die Patrio-
wurden, da unter Autorität des Gouvernements
e frohe Nachricht zu lesen war, so leuchtete doch
n, der darüber reiflich nachdachte, wenig davon ein.
Erstlich bewiesen die authentisch angekündigten That-
jen: daß die Armee große Terrainvortheile eingebüßt
e. Ferner: daß sie von dem beschloßnen Angriffs-
g in den Vertheidigungskrieg geworfen sey.

Letzteren nun auf eine Art zu führen, daß das
rz der Staaten Schutz empfing, war es nöthig, eine
rellung zu nehmen, wodurch dem Feinde das Umge-

hen der linken Flanke unmöglich gemacht ward. W
wußten nun, wie gesagt, in Berlin die neueste S
lung der Armee nicht; es war zwar bekannt, daß W
mar zum Hauptquartiere gewählt sey, wir vermuthe
doch eine hinlängliche Abtheilung rechts der Saa
und nun, nach den Unfällen von Schlaitz und Se
feld eine Bewegung mit hinlänglicher Kraft längs
Basis spitzwinklichten Triangels, auf dessen einem Sch
tel der gefährliche Marsch der rechten französischen C
lonnen geführt ward. Eine solche Bewegung hä
Aehnlichkeit mit jener gehabt, durch welche einst d
Sieg bey Roßbach vorbereitet wurde, ob man sich fr
lich hier keines so günstigen Terrains erfreuen durf
— Die Anzeigen deuteten aber darauf hin, daß nich
dergleichen geschehen war, und ich suchte mir das Rä
selhafte anders zu erklären.

Ueber den Vertheidigungsplan, den ich nun de
Grafen v. d. Schulenburg einreichte, hatte ich ei
Rubrik gesetzt: Suppositionen.

Hier nahm ich (es war der 14. October) an, d
König sey im linken Flügel umgangen, gerathe in ü
unglückliches Gefecht, finde sich vom rechten Saalu
völlig abgeschnitten, und der Feind auf die Elbe u
Spree losgehend, vernichte durch Uebermacht, was s
sonst in Churſachsen ihm noch entgegenstelle.

Indem mir der Minister das Papier aus de
Hand nahm, und oben zu lesen anfing, sagte ich: Ew
Excellenz, die Suppositionen sind gewagt. — Sehr
gewagt! versetzte er. —

Und am 16ten October langte der Rittmeister von
Dorville als Courier an. Gerade in dem Augen
blick also, als ich jene Suppositionen niedergeschrieben
hatte, waren sie meistens buchstäblich in Erfüllung ge
gangen, und was noch fehlte, späterhin bey Halle.

Der Graf stand mir übrigens nicht Rede, er fer
tigte mich mit den Worten ab: er sey zu sehr in Un

je, um sogleich über meinen Plan zu entscheiden; konnte mich also nicht weiter mündlich über das Nä- e auslassen. Er war aber, wie man wohl denken m, in seinen vielseitigen Verhältnissen zu sehr von er Seite bestürmt. Das war ein großes Unglück. ir mit dem Gouvernement beschäftigt, hätte er sicher ıstliche Anstalten der Vertheidigung vorgekehrt. So r war er nicht mehr als noch einmal zu sprechen, ich mich gleich täglich in der Antichambre einfand. is Letztemal meinte er, kein Streifcorps, sondern Heer würde vor Berlin erscheinen. Es sey alles spät!

Neun und dreyßigster Brief.

Berlin.

ich sende Dir in der Anlage, was mir meine Freun- S. und G. während meiner Abwesenheit aus Ber- bey Anwesenheit der Franzosen daselbst gemeldet ben. Beyde haben einen Gegenstand bearbeitet; da ser aber verschiedene Ansichten gewährt, so muß es r Vergnügen machen zu sehn, aus welchem Gesichts- kt ein jeder unsrer Freunde die Sache angesehen d mit welchem Maaß er gemessen hat. — Ich wer- Dir hiernächst auch meine Ansicht der Dinge, so ich sie hier nach meiner Zurückkunft gefunden habe, rsenden, und denn bist Du in den Stand gesetzt, tiger wie jeder anderer, darüber zu urtheilen.

Die Franzosen in Berlin.

Hiermit, mein Freund, erfülle ich das Dir gelei- e Versprechen: Dir über das, was hier nach

Deiner Abreise vorging oder anschaulich war, etwas zu sagen.

Du verließest die Residenz, als sie in der großen Crisis lag. Jene dumpfe Spannung, das Fürchten vor den Dingen, die da kommen sollten, setzte sich auch nach Deiner Trennung von der Residenz noch in derselben fort, und jeder Berliner war, mehr oder minder, in der Lage eines Kaufmannes, dessen Schiff auf hohem Meere vom Sturm zertrümmert wurde, und der nun unter Beben den daherziehenden furchtbargrauen Donnerwolken entgegen schaut, aus deren dunklem Schooß der furchtbare Blitzstrahl auf seine Wohnung, auf den Rest seines Besitzes, niederschmettern wird. — In der That, jenes Bild ist hier an seiner Stelle: Der Weise trauert stille im Ungewitter, der Narr heult und bebt.

„Wir werden leiden und geben müssen, aber die Franzosen sind keine Vandalen. Wir sehen das Heer in Feindes Gebiet menschlich handeln. Wien hat vor einem Jahre, außer den gewöhnlichen Kriegsübeln, nicht so schrecklich von ihnen gelitten.“ Das waren die Ideen der Verständigen; aber ein anderer Theil, der auf unsern Caffeehäusern so laut und unartig über ein siegendes Volk absprach, als über eine schlechte Aktrice, oder unverschämt genug im Nationaltheater, bey der Anwesenheit französischer Individuen, den Franzosen ein Pereat brachte. Dieser ahndete, die Ankömmlinge würden hier eine Ausnahme von der Regel machen, weil sie selbst die Regeln von Klugheit und Sittlichkeit verletzten; sie fürchteten Repressalien, Plünderung, Mord und Todtschlag, und wurden jetzt von einem gelinden Zähnklappern und Fieberfrost befallen.

Zu allen Thoren hinein flüchteten noch immer Landleute mit ihrer Haabe, während aus den nördlichen, die nach Stettin, Cüstrin, Frankfurt a. d. Oder oder nach Niedersachsen führen, Reiche und Furchtsame so

illig hinausjagten, als die entsetzlich theuerbezahlten Pferde nur immer laufen konnten. Nichts fruchteten die Bekanntmachungen des Magistrats und des interimistischen Civilgouverneurs (Fürst Hatzfeld), welche die französische Armee noch sehr entfernt wußten und allgemeine Sicherheit gelobten. Die Flucht dauerte fort bis zum 23sten October, da denn endlich dies Drängen und Treiben aufhörte, und eine totale Stille, wie die Windstille vor dem Orkan, eintrat.

Nun erschien der 24. Oktober, einer der merkwürdigsten Tage in den Annalen der Residenz. Um 11 Uhr ging ich zum Frühstück in ein Weinhaus in der Friedrichsstraße, nahe den Linden. Kaum war ich hier eingetreten, als plötzlich ein Geräusch auf der Straße entstand. Ein Bürger stürzte mit dem Ausruf: Sie kommen, sie sind da! herein. Wo? fragte Alles. Zum Brandenburger Thore ziehen sie herein! war die Antwort. Alles eilte nun des Weges; ich mit der Menge.

Russen sind es, Russen! schrie das Volk, welches in der grünen Montur der Ankömmlinge und bey dem ausgesprengten Gerücht, es wären Russen bey Stettin gelandet, irre ward. Aber es waren Franzosen, ein melirter Trupp von reitenden Jägern, Husaren, reitenden Artilleristen und Gendarmen, ungefähr hundert Mann, die unter den Linden herauf, durch eine zahlreiche Menge Volks, dem Rathhause zu ritten. Als ich von hier zu Hause eilte, kam mir auch schon, vom Potsdammer Thore her, das 9te Husarenregiment mit klingendem Spiel entgegen; Nachmittags rückte das 1ste, 2te und 12te Regiment Chasseur à Cheval ein, und zu derselben Zeit langte das Davoustische Corps vor dem Hallschen Thore an und lagerte sich dort im Freien. Merkwürdig erscheint hier die Charakterlosigkeit der gewöhnlichen Berliner. Die Neugier hatte die Furcht in ihnen überwunden und strommeise wälzten sie sich gegen Abend aus dem Thore, das fran-

zösische Lager zu beschauen, wo ihnen dann auch nichts Aergeres wiederfuhr, als daß die Mädchen und Weiber von den fremden Soldaten hin und wieder ergriffen, und, kurz und gut, geküßt wurden.

So waren sie endlich da, die gefürchteten Sieger von Auerstädt; aber da sie sich ziemlich artig benahmen, so war nun schon die allgemeine Stimmung weniger traurig; die erträgliche Gegenwart spottete der bangen Vergangenheit. Zwar erschienen die Folgen der Verwirrung, der Stockung, welche in allem Verkehr gelegen; die Folge der Furcht, welche dem Landmann untersagt hatte, in der letzten Zeit die Hauptstadt mit den nothwendigsten Bedürfnissen zu versehen; der Mangel an Erwerb und das eingetretene Verschwinden des baaren Geldes, überall sehr bemerkbar, und die beginnende Last der Einquartierung und Verpflegung war drückend; aber das eingetretene Uebel hat immer eine freundlichere Gestalt, als das noch entfernte. Unglück preßt, aber die Furcht zermalmt. Dazu das lustige Völkchen von Berlin, das gerne eine Last trägt, wenn sie nur den Reitz der Neuheit hat; es fand die Lage der Dinge jetzt nicht unerträglich, denn sie sahen einen Theil des berühmten französischen Heeres und sollten es ganz sehen. Fremde Menschen, fremde Uniformen: Ist das nicht für den Reitzbaren ein Ersatz?

Im Ganzen kann man ihnen dieses Mal ihre Passion nicht als Fehler geradezu anrechnen, denn auch der Bessere freute sich des, das sein Auge sehen sollte. Zum Beispiel: In diesen Tagen sollte der Kaiser Napoleon hier eintreffen: Der Held des Jahrhunderts, der Besitzer einer halben Welt, der Wunderbare, welcher in eigener Kraft empor stieg zum ersten Throne des jetzigen Europa's. Ihn sollten sie sehen, den großen, den Bewunderten. Diese Neugier ist verzeihlich.

Der General Hülin trat am ersten Tage des französischen Einmarsches in sein Amt als Commandant

ant des Platzes. Strenge Gerechtigkeit paarte sich
r ihm mit menschenfreundlicher Güte. So haben wir
m kennen und achten gelernt. Zum Schmeichler fin-
e ich keinen Beruf, aber die Wahrheit ist mir achtbar.

Am 25. Oct. marschirte das Davoustsche Corps
rch die Stadt, der Marschall an der Spitze. Der
Magistrat und eine Deputation aus den ersten Bür-
rn erwartete ihn am Potsdamer Thor, und über-
ichte ihm die Stadtschlüssel bey einer Anrede, die er
hr artig erwiederte, indem er die Schlüssel mit dem
edeuten zurückgab, man solle sie dem Kaiser, welcher
e den nächsten Tagen ankommen würde, übergeben.
Ohne die Treue für ihren Oberherrn zu verleugnen"
setzte er hinzu — „beweisen Sie den Franzosen Ach-
ng und Ergebenheit!"

Er gedachte zuerst der Errichtung einer Bürger-
rde für Berlin, bestehend aus dem Adel und Hausei-
nthümern, die zur Erhaltung der öffentlichen Ord-
ung, Ruhe und Sicherheit mitwirken sollte, und meinte,
e übelaussehende Bürgerwache (die zum Theil aus
mpenhaften Handwerksgesellen und Tagelöhnern, wel-
e gegen Bezahlung für die Begüterten figurirten)
üsse bald entlassen werden. Und das war gut! denn
se Bürgerwache war ein Gräuel in Jedermanns
ugen. Schilda hat nie eine buntscheckigere producirt.

Der Durchzug des französischen Heer's dauerte
rt, und die allgemeine Aufmerksamkeit folgte jedem
rps, jedem Trupp, bis sie den großen Augenblick er-
hnt hatte, da sie Napoleon den Großen sich na-
e sah, den Nachfolger unsers Friedrichs II.

Es war am 27sten October Nachmittags um 4
hr, da der Kaiser von Charlottenburg her, umgeben
m Prinzen von Neufschatel, den Marschällen Da-
oust, Augerau, Lefevre und Bessieres, dem
roßmarschall des Pallastes, dem Großstallmeister, be-
eitet von seinen Adjutanten und seinen Garden, un-

ter dem Donner der Kanonen seinen Einzug
Residenz hielt. Mit welchen Empfindungen die
heit auf ihn sah, das offenbarte sich sichtbar in
Zügen.

Wenn ein Mann seit Jahren her, beleuchte
Glanz seines Thuns, auf imponirender Höhe v
dermanns Blick stand, dann ist es begreiflich, wi
diesen Mann jetzt — nicht betrachtete, nein anf
fast verschlang. Wenn die Erinnerung in die V
genheit zurücktritt, und nun, der Spur seiner
folgend, ihn nach Italien, Egypten, Oestreich, T
land, Preußen, bis in die ehemalige Königstadt
schau begleitet, ihn alle Hindernisse überwinden
ihn überall als Sieger, mit Lorbern bekränzt,
— — dann ist die Feder zu schwach, den Eind
schildern, den die Erscheinung des Helden auf di
nende Volksmenge macht.

Späterhin hafteten die Blicke erst an seiner
ßern. Auch hierüber etwas: Seine Figur ist kl
hat ein embonpoint, das er, nach den Gemälde
ihn früher darstellten, erst seit kurzem erhalten
muß. Sein Teint ist olivenfarbig, und die M
seines Gesichts sind trocken; beides giebt ihm e
steres Ansehen. Das bräunliche Auge ist zwa
feurig zu nennen, doch ist sein Blick durchdringe
forschende Anmuth mangelt diesem Blick zwar,
nicht Haltung und Festigkeit; ja, wenn der plötzl
ihm Angesehene nicht erschrickt, so ist er ein mut
Mann. Seine Gesichtszüge zusammengenomme
harmonisch, imponirend. Sein Auge ist in ewig
wegung und spricht die immer rege glühende T
keit seines eigentlichen Ichs aus. Nur selten wi
Ernst seines Gesichts von einem Lächeln verwischt
es ist ein eignes höchstseltsames wunderbares L
das dem Nächststehenden untersagt, ein Gleiches zu
Dies Lächeln ist wie der Blitz, man kann s

Strahles nicht freuen. So habe ich ihn damals lächeln
ehen, als bei seinem Einzuge in den Ruf seiner Sol-
aten: Vive l'Empereur! auch ein Häufchen Berliner
— wie man sagte, ein Theil der lieben Jugend —
instimmte. Seine Außenseite ist auszeichnend, so daß
er gute bildende Künstler ihn durchaus treffen muß;
uch sind alle die Kupferstiche und Gemälde, welche
nan hier von ihm nahm, mehr oder minder getroffen
n nennen. Doch zurück zur Erzählung.

Am Brandenburger Thor empfingen den hohen
Fremdling die wenigen Königlichen Minister, welche ihr
Amt hier zurückgehalten, die ersten Stadtbeamten, ein
Corps junger Freywilliger zu Pferde (größtentheils
Referendairs, die sich in ihren neuen, zu diesem Zweck
verfertigten Civiluniformen ein hochachtbarliches Air ga-
ben) und eine gewählte Anzahl der vornehmsten Bür-
ger, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Der Zug ging
durch die in Reihen aufgestellte Garnison, von welcher
ein tausendstimmiges: Es lebe der Kaiser! erscholl, bis
zum Schlosse hin, wo sich schon wieder (schneller als
gewöhnlich) die Deputation vom Thore versammelt
hatte. Napoleon dankte ihnen blos durch einen
Blick, von einer leichten Verbeugung begleitet, und
ging durch sie hin in die für ihn bereiteten Zimmer.

Am folgenden Morgen stellten die Minister des
theologischen Fachs dem Monarchen die hiesigen Geist-
lichen, und die Justizminister die Mitglieder des Ju-
stizdepartements vor. Mit den ersteren unterhielt sich
der Kaiser eine halbe Stunde, und gelobte ihnen den
erbetenen Schutz; doch konnte dieser ihnen wohl nicht
in dem gewünschten Maaße ertheilt werden, weil die
Umstände es bald darauf nöthig machten, in Erman-
gelung von hinreichenden Ställen, die Cavalleriepferde
in einigen Kirchen zu placiren, und in andre Militair
zu logieren; auch wurden späterhin einige Kirchen zu
Magazinen verwendet.

Uebrigens zeichnete sich dieser Tag (der 28ste
1806) als ein merkwürdiger in Napoleons
aus, und sein einstiger Biograph wird Gelegenhe
ben, von diesem Tage aus ein helles erfreuendes
über das Gemüth seines Helden ausgehen zu lass
An diesem Tage ereignete sich ein Vorfall, den
liche Blätter also erzählten: — „Heute ward der
von Hatzfeld arretirt, weil er dem Fürsten vo
henlohe von den Bewegungen und von der
lung der französischen Armee schriftliche Nachrichte
te zukommen lassen. Der Brief, welcher diese
richten enthielt, war von des Fürsten eigner Ha
schrieben, aber aufgefangen und Sr. Majestä
Kaiser und Könige vorgelegt worden. Die Ge
des Fürsten von Hatzfeld eilte deshalb an
Schloß, und flehte bei Sr. Majestät fußfällig um
de für ihren Gemahl. Der Kaiser war so gütig
das Schreiben ihres Gemahls vorzuzeigen; sie
nicht umhin, die Handschrift des Fürsten anzuerk
„Nun lesen Sie, Madam, und urtheilen Sie sel
Ihr Gemahl strafbar ist.“ Da jedoch der Kai
mer, selbst gegen seine Feinde, gütig und groß
ist, so gab er der Prinzessin das Schreiben ihre
mahls zurück und begnadigte ihn.“

Am 29sten ging die Nachricht ein, daß der
von Hohenlohe mit seinem Corps bei Pre
capitulirt habe; daß die Colonne des Herzog
Weimar eingeschlossen und der brave Prinz A
mit seinem Bataillon gefangen sey. Der Prin
(setzte man hinzu), so lange brav und rühmi
kämpft, bis die feindliche Uebermacht ihn um
und mit den Waffen in der Hand arretirt habe,
der Kaiser bewilligte, daß der Brave, falls
Ehrenwort gäbe, sich alles Briefwechsels mit den
den Frankreichs zu enthalten, zu seinem achtun

igen Vater, dem Prinzen Ferdinand, zurückkehren
ürfe. Das geschah. Der Prinz traf in Berlin ein.

Die Tage darauf, während der Kaiser täglich seine Garden manövriren ließ, und die durchmarschirenden Armeecorps musterte — (wobei er jedesmal Beförderungen vornahm, die ein Adjutant mit lauter Stimme bekannt machte, dann, den Degen schwenkend, rief: Es lebe der Kaiser! und die gegenwärtigen Militairs den Ruf wiederholten, und Napoleon an Benehmen und Haltung dem verstorbenen großen Friedrich ähnlich schien) — kamen fast stündlich die Nachrichten von der Capitulation eines preußischen Corps oder von der Uebergabe einer Festung an, und dieser Botschaften wurden so viele, daß man sagte: Napoleon habe kaum seinen Augen und Ohren trauen wollen, dann gelächelt und ausgerufen: „Wahrhaftig, ich weiß nicht, ob ich mich der Vortheile freuen oder schämen soll!“ — Ein Corps bei Pasewalk, ein anderes bei Prenzlau, ein drittes bei Anklam, hatte die Waffen gestreckt. Stettin und Cüstrin waren ihm hingegeben wie Haselnüsse. Sollte er nicht lächelnd zweifeln?

Das Königliche Zeughaus ward unterdessen geöffnet, und wie staunte man, den leergeglaubten Raum noch ziemlich mit Geschütz, Waffen und Kriegsvorräthen jeder Art gefüllt zu sehen. Nein wahrlich, die Auerstädter Schlacht hatte doch auch in der Entfernung gar zu viel Köpfe hinweggenommen. Vom 16ten bis 24sten October waren mit den vorhandenen Pferden, auf den gegenwärtigen Schiffen, Privatpersonen geflüchtet, die ganz ruhig bleiben durften; alte Meubles fortgeschafft worden, die auch der habsüchtigste Marodeur nicht angerührt hätte, und die wichtigsten Kriegsbedürfnisse, das nothwendigste Eigenthum des Staates, gerade das, womit man den erlittenen Verlust eines Theils ersetzen und die Totalvernichtung aufhalten konnte,

das eben ließ man in der Hand des schon gewaltigen Siegers.

Ein bei dem Zeughause angestellter Officiant, der man früher an die Fortschaffung der Effecten im Jahre erinnerte, antwortete: Man lasse mich in Ruhe, weiß ich doch ohnehin nicht, wo mir der Kopf steht! Freilich, er stand ihm längst einige Dutzend Meilen weiter nach Norden, wo Schußsicherheit war. Was kümmerte ihn der Waffenvorrath? Der eigne Kopf, sey er auch noch so leer, hat immer mehr Werth, als das leere Zeughaus, das nur dem Staate gehört. Es hatte man auch die Trophäen Friedrichs II. aus dem siebenjährigen Kampfe, die Fahnen und Estandarten in der Garnisonkirche, zurückgelassen, die schönen Erinnerungspunkte an Preußens Kraft und Glanz, die Proclamationen an Bürger und Krieger: Werdet auf's wieder, was eure Väter waren! Ja, man sagt sogar, die Aufkömmlinge hätten im Archiv eines entfernten Ministers die Grundrisse aller preußischen Vestungen und die besten Specialcharten von allen Provinzen gefunden. Welche Unvorsichtigkeit! Zwar hat die Feigheit oder — Feilheit der Commandanten fester Plätze die Zeichnungen entbehrlich gemacht, doch bezeichnet dies Zurücklassen eine — gelinde ausgedrückt — beispiellose Nachlässigkeit.

Die sämmtlichen Vorräthe in den Pulvermagazinen gehören in dieselbe Rubrik. Das Hinwegschaffen unterblieb, dann wollte man sie in die Spree versenken; aber beliebter Kürze der Bequemlichkeit, aus wohl ein wenig der Furcht wegen, ließ man sie liegen und die französische Armee fand sie. Ingleichen die militairischen Kleiderkammern; sie waren zwar nicht Jedermann bekannt, aber als die französischen Obern dem Denuncianten, der Königliches Eigenthum ausspüre, den vierten Theil des Fundwerthes gelohnt, da erfuhr das Publikum erst, was man zurückließ.

Hier einen Seitenblick auf die Anzeiger Königlicher Effecten. Es ging damit so weit, daß die, die dem Könige den höchsten Dank für ihre bisherige Existenz schuldig waren, die Treue der Habsucht opferten, und daß die französischen Oberbeamten, edel genug, die Verworfenheit zu verabscheuen, empört wurden. Da — erzählt man — zeigte ein vom Könige ehedem genährter Mensch Königliches Holz an, das irgendwo verborgen war. Gut, — sagte der französische Beamte — aber der König von Preußen muß doch auch Holz behalten, um alle die undankbaren Schurken, welche ihn verrathen, hängen zu lassen!" Genug davon. Solche Erinnerungen dieser Art eilt man gern so schnell als möglich vorüber.

Im Anfang des Novembers traf der Divisionsgeneral Clarke hier ein. Er war zum Generalgouverneur der Residenz und der Alt-, Mittel-, Neu- und Ukermark, auch Pommern ernannt, wie er es vor einem Jahre in Wien und Oestreich war. Die erst von ihm erlassene Bekanntmachung war die Eintheilung der von der französischen Armee bis dahin eroberten Provinzen in 4 Departements nach dem Willen Napoleons, als 1) das Dep. von Berlin; 2) von Cüstrin; 3) von Stettin und 4) von Magdeburg (das leider! auch am 8ten November capitulirt hatte); ferner, daß alle bisherigen öffentlichen Beamten in ihrem Officio bleiben sollten, und die hiesigen hatten darum am 9ten November ein eidliches Gelübde thun, auch ferner ihre Pflicht zu erfüllen, gegenwärtig den Befehlen der Sieger Folge zu leisten, und keine Verbindung oder Briefwechsel mit den Feinden derselben zu unterhalten.

Daß bei den starken Durchmärschen die Einwohner durch der zahlreichen Einquartierung bedrückt waren, kannst Du denken, da nicht nur die Hauseigenthümer, sondern auch die Miether gehalten waren, die Ankom-

meuden bei ſich aufzunehmen, und mit der Einq
rung auch Verpflegung verbunden war. Alles
mierhen war unterſagt, und ſo mußte Jeder,
Ausnahme, ſeine Gäſte aufnehmen, verſorgen,
ihnen obendrein ein gutes Logis, (vorne im
ein anſtändiges Zimmer) anweiſen. Das genirte
Leutchen ſchrecklich, die gewohnt waren, die preu
Kriegsknechte unter das Dach zu ſtopfen, oder
ihren Billets zu Tagelöhnern in Keller und
kammern zu ſpediren. Rechneſt Du nun dazu
die franzöſiſchen Krieger, in ihrem ſchönen Vat
an Wein, Weißbrod und ſtärkende Fleiſchbrüh
wöhnt, deſſen ſoviel als möglich begehrten, und
an Extrabedürfniſſen, als Wäſche, Taback
manches heiſchten, ſo iſt es begreiflich, wie viel
ſeufzer hier augenblicklich die Luft durchziſchten
wie viel Klagen bei den Platzcommandanten ei

Nun freilich wurden mitunter auch Artike
langt, die ein Wirth ſchwerlich freywillig da
So forderten zwei bei einem Handwerker in
Nachbarſchaft einquartirten Voltigeurs, nachd
ſich bei Tiſche mit der lieben Gottesgabe reichl
ſättigt hatten, noch etwas ganz beſonders zum
ein Mädchen. Sie requirirten das Dienſtmädch
— die Hausfrau. Das ſagten ſie unverhohle
der Wirth des Mädchens quaestionis wegen
Kopf ſchüttelte (dieſe war nämlich jung und h
Geſtalt). Daß er jetzt noch energiſcher kopfſch
iſt erklärlich. Ein Glück, daß nicht alle Fre
ſolche Gelüſte äußerten; denn es leben hier do
immer Eigenſinnige, welche trotz dem Beiſp
Feingebildeten, ihre Frauen nicht als ein Bonum
mune betrachten. Auch ſey es zur Ehre der
ſamkeit unſerer Beſucher geſagt: nicht Aller Fo
gen waren ſo überſpannt; ein guter Tiſch, el
Wein ſchien in ihren Quartieren wenigſtens das

ium ihres Begehrens zu seyn. Wer dies, nebst gu-
en reinlichen Betten, allenfalls auch etwas Rauchta-
ak, lieferte, kam in der Regel gut durch, und es wä-
en wohl wenige Klagen gehört worden, wäre Berlin
icht eine der ärmsten Hauptstädte unter denen von
uropa. Dieses Umstandes und einiger Mißbräuche
egen befahl der Platzcommandant unter dem 8ten
ovember: „Daß jede Militair- und jede zur Armee
gehörige Person, welche bei einem Bürger im Quar-
ier liegt, verbunden ist, die gewöhnliche Mahlzeit,
welche dieser nach seinem Stande und Vermögen hal-
en kann, mit ihm zu theilen, und unter keinerley
Vorwand mehr verlangen darf.“ —

Noch immer war eine gewisse Verwirrung in den
Köpfen bemerkbar, wie sie früher existirt hatte. Wer
rinnert sich nicht des Cirkulars von dem Aeltesten der
Kaufmannsgilden an die Mitglieder derselben vor der
Ankunft der Franzosen, worin sie ganz ungescheut sag-
en: Man müsse Geldsummen zusammen bringen, um
em einrückenden commandirenden Generale ein kleines
Geschenk von einer Million zu machen; doch sey diese
Summe nicht etwa als Contributionsbeitrag anzusehen,
ondern nichts mehr als ein kleines Cadeau für den
ranzösischen Befehlshaber. Der Fürst Hatzfeld,
elcher ihnen diese Maaßregel befohlen haben sollte,
ie sie sagten, widersprach öffentlich der Wahrheit ih-
er Behauptung, und reprochirte sie eben so öffentlich.
etzt trat der nämliche Fall ein:

Der General Hülin befahl die Ablieferung der
Waffen von Unbefugten und Privatpersonen, um Miß-
räuche zu verhindern; aber der Magistrat proclamirte:
jeder Bürger sollte seine Gewehre, bei Strafe
rschossen zu werden, abliefern. Davon hatte
ine Verfügung kein Wort enthalten, und nun las
an in unsern Zeitungen vom General Hülin ge-
chrieben: „ wie er erstaunt sey, eine so strenge Ver-

ordnung in öffentlichen Blättern zu finden. I
solle in Zukunft mit der Androhung solcher Z
maaßregeln harren, bis er (der Commandant)
Magistrat vorschreiben würde, und nichts mehr
miren, ohne es ihm vorher mitgetheilt zu haben.
wirkte noch immer die Furcht, in welche der
tismus jetzt verfallen war; man wollte lieber
als zu wenig thun, um sich dem Sieger recht v
haft zu präsentiren.

Das fremde Heer zog Corps vor Corps
Pohlen, und ein Tagesbefehl des Kaisers vom
Nov. wieß den Alliirten der Franzosen ihre
mungen (die verschiedenen festen Punkte des
an; die Holländischen Truppen sollten sich dem
tierschen Corps anschließen. Napoleon
seine fernern Operationspläne und erklärte die
schen Inseln in Blokadestand. Auch ward auf
Befehl mit der Errichtung preußischer Regimen
den französischen Dienst angefangen, und der
Carl von Hessenburg erließ am 18ten Nov.
den Aufruf:

„Nachdem Seine Majestät, der Kaiser von F
„reich und König von Italien, mir die Errichtung
„Infanterieregiments von vier Bataillons, so au
„ter Individuen, die in preußischen Diensten gest
„zusammengesetzt werden soll, gnädigst zu übert
„geruhet haben; so wird hiermit allen denjenigen
„ren Officiers der preußischen Armee, so mit Cap
„tion in französische Kriegsgefangenschaft gerathen
„und welche den Wunsch hegen, aus dieser unang
„men Lage herauszutreten, indem Sie ihre bisher
„Dienste quittiren, um ihre Thätigkeit und mili
„schen Talente dem Dienst unsers unüberwindl
„Kaisers zu widmen, eine Anstellung in ihrem v
„in der Armee bekleideten Rang in diesem Regi
„angeboten. Diese ehrenvolle Anstellung sichert d

n, so dieselbe zu erlangen wünschen, den Schutz
die väterliche Sorge des angebeteten Helden, der
ne Krieger wie Seine Kinder liebt, im vollsten
aße zu, und Dieselben werden in allem den Offi-
n der französischen Armee gleich gehalten werden,
ebenfalls alle die Vortheile des französischen Sol-
n genießen. Welcher Soldat ist glücklicher als
er? Sold, Kleidung und Verpflegung im reich-
Maaße übertreffen die jeder andern Armee; der
zösische Soldat lebt besser, als der Unterofficier
reuß, und genießt eines Ueberflusses, der ihm die
des Dienstes zum leichten Geschäfte macht. Eilt
u, tapfre Krieger! tretet unter die Fahnen Na-
leons des Großen, und gehet mit ihm dem Sie-
und unsterblichen Ruhme entgegen. Der Sam-
platz dieses Regiments wird Leipzig seyn."

Während jedes Rad in der großen Uhr den zweck-
gen Gang nahm, hatte der Kaiser auch ein sor-
des Auge auf die gegenwärtige Verfassung der Re-
, ihrer Obrigkeit und Bürger, und auf den Ge-
ichtszustand derselben geworfen. Auf seinen Befehl
eine neue Municipalität organisirt, ein Rath der
iger eingesetzt, und — wozu schon ehedem der
schall Davoust gerathen — das Etablissement
Bürgergarde begonnen. Ein jedes von den zwan-
Stadtvierteln stellte 60 der wohlhabendsten Bürger,
aß das Totum 1200 Mann betrug. Diese sollten
tig, vereint mit der Garnison, die Stadt bewachen
die Polizeybeamten in ihren Geschäften, Ruhe,
nung und Sicherheit zu erhalten, unterstützen. Er
hte neues Leben in die sehr zerrütteten Finanzen.
Cassen und Baarschaften waren fort. Die Staats-
Privatpapiere waren, bei dem Mangel des baaren
des, der Entfernung der Cassen und dem Stoß,
chen der Staatscredit gelitten, sehr im Werthe ge-
n. Napoleon befahl, daß diese Papiere (beson-

ders die Tresorscheine, hinfort bei allen Cassen acceptirt werden sollten; die Municipalität nahm die Obligationen an, bei der Entrichtung einer Anleihe zur Bezahlung der für die französische Armee requirirten Bedürfnisse; aus den im Münzhause vorgefundenen Materialien ließ er Groschenstücke prägen, und so kam mehr Geld in Circulation. Er gedachte der Preise der unentbehrlichsten Nahrungsmitteln, des Brodes u. a. m. Die Landleute waren gehalten, Korn in die Magazine zu liefern, aus denen die Bäcker das nöthige erhielten. Die Residenz war von nun an immer auf drey Monate mit Brod versehen, und bei der bedeutenden Provinzzufuhr war es sehr natürlich, daß das Korn jetzt wohlfeiler als in Friedenszeiten, da die Gutherbesitzer ihr Getraide exportirten, wurde, das man jetzt 2 Thlr. 14 Gr. bis 3 Thlr. für den Scheffel Roggen gab, der sonst 3½ bis 4 Thlr. gekostet hatte. Nach des Kaisers Willen sollte der Arme nicht mehr als einen Groschen für das Pfund Brod bezahlen. Alle und jede Officianten, Pensionairs und Invaliden sollten auch ferner ihre Besoldung und Pensionen, wie vor dem Eintritt des Krieges, erhalten. So wollte es der Kaiser. Daß dies Letztere in dem gewünschten Maaße nicht geschehen konnte, hinderte die frühere Entführung der gefüllten Cassen: die jetzige Einnahme reichte, bei der noch immer fortwährenden Stockung einträglicher Gewerbe und Geschäfte, nicht dazu hin.

Der bisher unterbrochene Postengang ward, außer den über die Linie der französischen Armee hinaus, wieder hergestellt, und so verdankte fast jedes Individuum dem großen Sieger, wie das Ganze, mehr oder weniger, irgend eine Wohlthat.

Endlich in der Nacht vom 24sten zum 25sten Nov. verließ Napoleon die Hauptstadt und ging nach Cüstrin; seine Garden folgten ihm, und die merkwürdigste Periode für die Residenz, was die Gegenwart der Fran-

sen betrifft, schließt sich mit der Abreise des Monar-
en. Doch muß ich noch einen Blick zurückwerfen auf
nchen Gegenstand, welcher sich noch in der drängen-
n Fluth der Ereignisse zur Ansicht darbietet.

Unter allen Kunstwerken, welche das Eroberungs-
ht den Ueberwindern zum Eigenthum hingab, und
sie uns entführten, schmerzte den Berlinern die auf
m Brandenburger Thor befindlich gewesene Friedens-
ttin, deren Wagen vier Rosse flügelten. Es war ei-
Zierde der Stadt; das Auge hatte sich daran ge-
hnt, und die Franzosen nahmen sie hinweg. Das
t weh, und es wäre wirklich Schade, wenn nicht einst
r zurückkehrende Monarch dem Verfertiger (Kupfer-
midt Jury in Potsdam), welcher noch die Formen,
er welche die Kupferplatten geschlagen waren, besitzt,
e anderweitige Bearbeitung desselben Kunstwerkes auf-
ge, das den Fremden imponirte und die Einwohner
freute.

Wenn fast jede Gattung von Handel und Wandel
rnieder lag, so erhob sich eine Branche desselben ganz
rzüglich. Man kaufte nämlich zur Zeit des franzö-
chen Einmarsches ein Pferd, das zu einer andern
it 100 bis 300 Thaler werth war, für 1 bis 5 Tha-
, und den besten Ochsen für 3 bis 15 Thaler. Der
lexanderplatz war zum Pferdemarktplatz verwan-
t, und Jedermann, den der Zufall in dieser Art be-
rstigte, war zum Roßkamm geworden. (An anderm
werb mangelte es gänzlich.) — Tücher, Leinewand,
eider von seidenen und andern Stoffen, Uhren, Sil-
rzeug und Gold (die Beute der Einmarschirenden)
nnte man für ein Spottgeld erstehen. Allenthalben,
f allen Straßen, auf allen Plätzen fand man große
ruppen von Käufern und Verkäufern. Brod, Fleisch
d Wein, das dem Fremdling von der Municipalität
liefert werden mußte, kaufte man überall und zu sehr
ligen Preisen. Der Handel mit diesen Artikeln war

so bedeutend, daß das Gouvernement ihn endlich bei strenger Ahndung untersagte. Und dennoch continuirte er, dennoch kaufte ein hiesiger bekannter Weinhändler, welcher den Wein selbst zu hohen Preisen geliefert hatte, ganze Orthofte davon von französischen Commissairs zu sehr niedrigen Preisen zurück. Die ihm zuerkannte Gefängnißstrafe wurde, auf Fürbitte, in Geldbuße verwandelt. Noch jetzt sitzen drey wohlhabende Bürger wegen Ankauf von Getraide gefangen, welche sich schwerlich werden von der Strafe loskaufen können. Besonders und vor allen florirte das Wechselgeschäft; die Kaufleute, die dies betrieben, und Privatpersonen, welche in diesem Augenblick sich damit beschäftigten, hatten alle Hände voll zu thun. Das Haus Marpurg und Schulze allein hat innerhalb drey Monaten, nach dem allgemeinen Dafürhalten, mindestens 60000 Thaler gewonnen. Oestreichisches, Sächsisches, Reichsgeld, Sächsische Münze, Courant, alle Arten von Species, Zwey-drittelstücke und Gold aus allen Münzen: alles dies circulirte bunt durch einander. So kaufte z. B. ein Jude 450 Thlr. preußische Tresorscheine für 8 Friedrichsd'or. Ich habe den französischen Carolin mit 11 Thalern in Oestreichischen Zwanzigkreuzerstücken (zu 5 Gr. die Piece gerechnet) bezahlen sehn, und im Gasthofe zum goldenen Adler am Dönhofschen Platz wurden 100 Pfund Niedersächsische Münz- und Courantsorten für 100 Friedrichsd'or veräußert.

Die Wein-, Bier-, Caffee- und andere öffentliche Häuser waren ewig überfüllt, besonders gewisse, wozu das lustige Völkchen sich am häufigsten begab. Die bekannte Madam Bernhard durfte nie (besonders Abends) das Fenster schließen, aus dem es stets den Suchenden und Klopfenden entgegen hallte: Kein Platz, meine Herren, auch nicht für einen Einzigen! Andre Häuser dieser Gattung von etwas geringerem Range waren gezwungen, eine Weile zu cessiren, weil sie zu

iel Besuch empfingen, und mancher der Gäste für die ichte Waare gar nichts bezahlen wollte. Dafür aber ählten die Käufer nicht zu strenge, sahen nicht im- er auf Jugend und Schönheit; ja, ich selbst habe n 70jähriges Mütterchen klagen hören, daß ein lu- iger Franzmann ihr Gewalt thun wollen.

Daß Excesse vorgefallen, ist wohl außer allem Zwei- l; jedoch sind ihrer, im Verhältniß zu der Anzahl der Durchmarschirenden, die bis jetzt wenigstens auf 200000 Mann zu setzen ist, sehr wenige. Die Krieger forder- en in ihren Quartieren in der Regel viel, aber sie ahmen auch mit wenigerem vorlieb; von der Wohlha- enheit glaubten sie nehmen zu dürfen. Vergaß sich inmal einer und ward von einem seiner Cameraden der einem Corporal an sein Unrecht erinnert, so schien r beschämt und stand von seinem Begehren oder Vor- aben zurück. Das Andenken an die Gutmüthigkeit ehrerer französischer Soldaten lebt hier in einigen Fa- ilien. Ein Soldat kommt zu einem armen Weber, Vater on vier kleinen halbnackenden Kindern, ins Quartier; er Mangel der Familie ist sichtbar; der Krieger be- auert sie, beschenkt jedes Kind mit einer Kleinigkeit n Gelde und verläßt das Haus, um sich einen wohl- abenderen Wirth zu suchen. Gerade so ging es mit wey andern Franzosen bei einer armen Wittwe, sie ntfernten sich, brachten aber ein paar Stunden später er Frau Brod und Fleisch, das sie empfangen hatten.

Daß dem Generalgouverneur Clarke und dem Commandanten Gen. Hülin manche der uns gewor- enen Erleichterungen zu verdanken sind, ist sicher. Die- er führte die polizeyliche Oberaufsicht mit so viel Fleiß, Ernst und Wachsamkeit, daß unsre Polizeybeamten erst etzt den Umfang ihrer Pflichten begreifen und erfüllen elernt haben. Nie ist ein Bedrückter ohne Hülfe, nie iner, der mit guter Sache zu ihm trat, unzufrieden on ihm gegangen. — „Es komme“ — sagte er bei

einer solchen Gelegenheit — „zu mir, wem Unrecht ge„schieht; aber die Furcht der Berliner, ihr Unglaube „an die Gerechtigkeitsliebe der Obern, vermehrt ihre „Last. Der Soldat begehrt gerne viel: giebt der Wirth „alles, so ist es seine eigene Schuld. Leben muß der „Krieger auf Kosten des Bürgers aber nicht schweigen; „er muß ernährt werden, doch nicht sich bereichern!“

Der Gouverneur hat während seines Amtes dem hiesigen Polizeydirektorio rechtswidrige Handlungen der Einwohner angezeigt, die so sehr ins Detail gingen, daß auch der geringste Polizeydiener keine Ahndung davon hatte. Möchten einige Mitglieder des Polizeydepartements sich das merken, und ihre schwerfällige Sorglosigkeit mit der sorgfältigen Aufmerksamkeit dieses Mannes vertauschen.

Zum Schluß noch ein Wort über die neuorganisirte Bürgergarde: Wer wird den Zweck derselben nicht gut und die Mittel diesem nicht angemessen finden? Aber leider tritt auch hier die so gewöhnliche Erscheinung in ähnlichen Fällen ein, und die Ausführung bleibt, aus mehrern Gründen, weit hinter dem Entwurf zurück. Und die Gründe? Ei nun, wer eine Bürgergarde-Uniform trägt, ist Gardist. Das scheint der allgemeine Begriff vieler dieser Herren, wie man sagt: Ein Ding von Schaalen ist eine Nuß! Ganz recht, aber eine taube. Man lege den Kern hinein, um sie zu einer completten Nuß zu machen. So auch hier. Ein großer Theil der Mitglieder jenes Instituts sieht das neue Verhältniß als ein ganz neues Spiel — und sonst nichts an, und amüsirt sich damit, statt nützlich werden zu wollen. Ein zweyter findet den Zwangstand unangenehm, trägt murrend die kleine Last, und erfüllt kaum halb die ihm schwerdrückende Pflicht. Von dieser Gattung sind jene, welche brummend die Wachen beziehen; die kleinen militairischen Uebungen so schwerfällig und schläfrig ausführen, daß neulich einer ihrer

Officiere

Officiers seinen Trupp zuzurufen gezwungen war! Meine Herren, marschiren Sie doch nicht wie die Schuhknechte!“ Sie halten den leichten Dienst für den Stein des Sysiphus, den sie nie auf die Höhe zu bringen glauben. — Die Leutchen der ersten Classe (in der Regel junge Herren) sehen über die Pflicht hin nach der eleganten Uniform, dem hohen (theuern) Federbusch, dem schimmernden Säbelriemen, der Gelegenheit sich brillant zu produciren, und der Würde, die ihnen Raubt, Leute, ja sogar französische Soldaten, gefangen zu nehmen. Diese Herren bemühen sich mit Anstrengung aller Kräfte, jenen brüsquen Ton unserer ehemaligen Gendarmen-Officiere zu treffen (der ein Vater manches Uebels war, und der diese Leutchen und ihre Angehörigen einst so sehr genirte), und jeder, der Gelegenheit hätte, diese Menschen in Gesellschaften zu begegnen, giebt ihnen das Zeugniß, daß sie es schon ziemlich weit darinn gebracht haben. Ist das der Zweck? Dächte denn Napoleon nur an die Befriedigung der belachenswerthen Eitelkeit der Jünglinge, so einst — wenn nämlich diese Garde permanent seyn sollte — dadurch ihren nicht uniformirten Mitbürgern sehr zur Last fallen werden? — Die zweyte Classe gähnt und seufzt: Ach, wäre der Spaß doch vorbey! und diese ist am wenigsten schädlich.

Uebrigens führt die Organisation dieser Garde den großen Beweis, daß man hiesigen Ortes den strengen Ernst mehr liebt als sanfte Gelindigkeit, daß man lieber handelt, wenn man muß, als wenn man nur ersucht wird. Als der König vor dem Ausmarsche der Garnison wünschte, daß die Bürger selbst, und nicht durch Lohnwächter, den Dienst versehen möchten, da ging es durchaus nicht, da wandte der angesehene Bürger ein: er könne nicht am Tage arbeiten und des Nachts Schildwacht stehn; als aber der Kaiser Napoleon befahl, da ward die Unmöglichkeit

schnell zum leichten Spiel. So sind die Mensch
— Kehre bald zurück, und bringe uns den Frie
mit! ꝛc. ꝛc.

Vierzigster Brief.

Berli

In meinem vorigen Briefe suchte ich Dir
Schilderung Berlins zu geben, in den Tagen, wo
Freude über die eingelaufenen Siegesnachrichten
belebte und in freudige Bewegung setzte. Du wills
Geiste wenigstens Berlin auch da sehen, als diese Fr
vor der diesmal sehr bittern Wahrheit wich, und
die Verwegenheit zu glauben, schon ungesehen,
hört, könntest Du Dir eine Idee davon machen.
guter Freund! so leichten Kaufes versäumt man
was nicht, und ob ich gleich alle Hochachtung für
Phantasie habe, so zwingt mich dennoch mein
borner Fehler: Freymuth, Dir zu sagen, daß
Zeuge seyn mußte, um es sich wahr versinnliche
können. Ferner verlangst Du zu wissen: Ob die
Laune der Berliner, von so vielen Lasten niederged
auf der Fluth des Lebens noch immer Bord hält?
Frage wirst Du Dir am Ende meiner Schilder
selbst beantworten können.

Am 16ten October, am Geburtstage des Kro
zen, umgaukelte der leuchtende Schimmer der
nung ganz Berlin, die Straßen waren voll lä
den Jubels. Alt und Jung bis zu den erst
henden Politikern, den acht- bis neunjährigen K
herab, alles rief sich jauchzend zu: Die Franzose
geschlagen. Am Abend traten zwar hier und da
Köpfe näher zusammen; ein nichts Gutes bedeu
Ziscbeln, als laste schweres Geheimniß auf ihren

l, war indeß das ganze hörbare Resultat solcher
ionen; und ich glaubte, es sey ein Theil der Nicht-
rioten, welche aus gewohnter Anhänglichkeit an die
anzosen, Zweifel zu verbreiten suchten. Ich durch-
ch die Straßen, und fing an, bei so viel Freude,
d da alles von der Regierung selbst bestätigt war,
inen Unglauben, der sich, du weißt auf welche Grün-
stützt, nach und nach zu verlieren. Nach dem Thea-
lenkte ich meine Schritte, weil ich mir einbildete,
i in dieser heut gewiß durchaus fröhlichen Menschen-
sse. Vergnügen zu erhaschen sey. Indem ich die
ppe hinanstieg, sprach eben eine Stimme zu dem
horchenden Nachbar: Ich versichere Sie, Preußen
auch im Fall des Sieges ein verlorner Staat, wenn
nicht augenblicklich Friede macht. Ich sah schnell
, um den Mann, der das Wohl Preußens mit sich
am trug, den verdorbenen Staatsminister näher
beachten. Es war eine abschreckende Physiognomie,
Zeiger des Antlitzes deuteten auf einige vierzig, die
gebung und Kleidung auf zwanzig. Er und sein
ruch glich mir in dem Augenblick einer alten Pro-
zethung, die den neuern Ereignissen angepaßt wer-
soll, und deren alten Kern man so lange zerrt, und
s man nicht brauchen kann, zu verbergen sucht, bis
n am Ende daraus machen kann, was man will.
) trat, lächelnd über die Schiffernachricht, welche der
ekulant in seinem Kopfe gefischt hatte, in das Par-
:e. Das Schauspiel sollte eben angehen, und dem
h war von der Königlichen Familie noch kein Glied
; dies war mir, und, wie es schien, der ganzen sehr
lreichen Versammlung verdächtig. Man hatte das
tige Schauspiel, da gerade an diesem Tage die erste
egesnachricht sich bestätigt hatte, zu einem Volksfeste
chen wollen, und nun fehlte die Hauptperson. Die
ude schien daher verblichen, und da die Gewißheit
Nachrichten in Zweifel gezogen wurden, so usur-

pirte gespannte Erwartung die Interimsregierung an allen Gesichtern. Das Schauspiel endete ruhig, und ich ging nach einem politischen Versammlungsorte, um hier vielleicht meine Ungewißheiten abschütteln zu können. Umsonst, fast alles zweifelte, ohne dennoch Gründe zu haben, und nur einige Officiere von den dritten Bataillons beeiferten sich, jeden Zweifel niederzudonnern, brüsteten sich auch schon mit den Lorbeern, welche sie mit ihren Kammeraden im Felde recht brüderlich zu theilen gesonnen waren. Wenn wir nun zurückkommen: sprach der Eine, mit Ehre und Ruhm bedeckt, in welchen Schatten wird und muß alles neben uns treten, auch wird es uns gewiß niemand verdenken, wenn wir auf unsere Thaten stolz seyn werden, jeder wird vielmehr den Siegern des Weltenbezwingers Achtung und Ehrfurcht bezeigen. So radottirte er noch ein Weilchen fort, ohne Unterbrechung, bis endlich ein bejahrter Mann im Hintergrunde ihn erwiederte: Sie haben vollkommen recht, auch wird keiner von uns eine Gelegenheit unbenutzt lassen, wo es darauf ankömmt, einen im Felde, nicht in der Garnison gebliebenen, seine Ehrfurcht zu bezeugen. Alles lachte, nur Mavors jüngster Sohn nicht, dem dennoch der Muth fehlte, die ihm so trocken gegebene Replique übel zu nehmen. Mein Stubenterritorium betrat ich indessen für heute, ohne in mir auch nur eine Ahndung von Authenticität begründen zu können. Aber, hilf Himmel, am andern Tage, welch ein Getöse! welch ein Lärm und Durcheinanderrennen! verursacht durch die neuangekommenen sehr untröstlich lautenden Nachrichten, und der Bestätigung des Ministers Schulenburg in folgenden Worten: „Der König hat eine Schlacht verloren. Ruhe ist die erste Pflicht des Bürgers; ich bitte darum. Der König und seine Brüder leben noch.“

ichts vereinigt im Leben mehr, als ein Unglück, le trifft, und so riefen sich Bekannte und Unbe- auf den Straßen zu: Wissen Sie's schon? und Gott! ja! war fast jedesmal die Antwort, die em vom Andrang der Gefühle bestürmten Her- . Aber alles dieses, sich auf allen Straßen nzende Wehklagen war nichts gegen das Tosen ulenburgs Hause, wo Tausende von Men- on innerer Angst getrieben, ab- und zugingen, ch der Thür desselben sahen, wo leider die Un- rkündenden Buchstaben aus dem weißen Papier lotzten, und den Muth für immer darnieder gen schienen. Auf jedem Gesichte las man die den Bewegungen des innern Menschen, und nsch der Verzweiflung, daß bald, bald doch, stendere Nachricht kund werden möchte. Ein Gemurmel durchschlich die Menge. Es schien enschenverbrüderung, eine einzige unglückliche zu seyn, deren Glieder sich kaum ansehen, weil lich Kummer, nicht Trost spricht. Nur hier etwas entfernt vom Gedränge in einzelnen , wurde über das Vorgefallene gesprochen. es anders kommen? sprach hier ein Staats- : Der gebietende intellektuelle Theil des Staa- te wissen, daß nur die magnetische Kraft von chs Interesse Preußen anziehen könnte, und ätte es sich nicht zur Individualität des Nor- gen, viemehr seine eigene Individualität des gegen die Gesammtmasse der Unterthanen, wel- mal in sich selbst hineintritt, und aus dieser nichts beurtheilen kann, schützen sollen. Gegen s merkantilische Universalmonarchie, gegen der papiernen, die Geld- und Handelsfreyheit der verschlingenden Tirannenkoloß, rußten und wir uns mit Glück wenden. Als aber das Ge- e Geistesschranken durchbrach, als die unhige

Besinnung in der Gluth der Leidenschaft unterging, und Preußen gegen die höchste Intelligenz mit Potenz gepaart anstreben wollte, da konnte die Tendenz des Krieges für die Gesammtmasse nur verderblich seyn. Er endete der Staatsphilosoph, und gab meinen in Thätigkeit gewesenen Ohren die Erlaubniß, auch auf die etwas kürzer gefaßte Ansicht eines Bürgers zu merken. Nein, Gevatter, sprach dieser zu dem ihn Nebenstehenden, ich bleibe darbei, wie die Preußen gegen die Franzosen marschirten, da hab ich gesagt: es heißt, fünf Thaler in die Lotterie setzen, um einen zu gewinnen.

Preußen, sprach ich zu einem Bekannten, der sich neben mir eingefunden hatte, Preußen ist ein durch künstliche schnell zusammengebrachte Lebensluft getriebener kolossaler Körper, dessen einzelne Theile, eben durch die Schnelligkeit, mit welcher er heranwuchs, nicht mit dem Ganzen harmonisch sind, und der nur durch richtige Behandlung, und ein sich stets gleichbleibendes System zusammengehalten werden kann. Seit dem Tode des großen Königs, des allumfassenden Kopfes, hat Preußen mit dessen Siegen und seinen Ruhm gewuchert, ohne den nöthigen Mitteln zu gleichem Sieg und Ruhm gründlich nachzuspüren. Der ererbte Schein von Größe, welcher, wie nicht zu läugnen ist, selbst von großen Mächten gefürchtet wurde, hat dem Staat noch immer Vortheile gebracht, und es wäre nöthig gewesen, daß man diesen Schein mühsam zu erhalten gesucht, sich zuvor mit der Organisation des Staates überhaupt, mit der Vertheidigung desselben insbesondere, beschäftigt hätte, ehe man seinen Kräften soviel vertraute, und einen ungleichen Kampf wagte. Ob Preußen in moralischer Hinsicht Recht hatte, sich gegen Frankreich zu erklären, will ich nicht entscheiden, aber aus der steten Weigerung unsers guten Königs, und einem großen Theile des Cabinets läßt es sich rechtfer-

zen, wenn ich behaupte: in politiſcher Hinſicht war es cht ſo. Die Franzoſen machen faſt an alle Reiche rätenſionen, und wahr iſt, was Schiller ſagt:

Bald muß ihnen jede Landſchaft wägen,
Und wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke ſeinen ehr'nen Degen
In die Waage der Gerechtigkeit.

Sie haben Deutſchlands Rechte ſehr angegriffen, ber wozu, und weſſen Schuld iſt es? Daß England iderrechtlicher Weiſe um ſich gegriffen hat, und Deutſch- nd, Frankreich indeſſen noch mehr, deſſen ſchwere iſenhand fühlt, iſt nicht zu läugnen. England iſt in inſicht Deutſchlands mit Frankreich in einem glei- n Fall; Frankreich kann den Deutſchen mehr ſchä- n, und dennoch machen ſie immer Diverſionen zu unſten Englands. Frankreich hätte in Deutſchland cht ſo weit um ſich greifen ſollen! Aber daran iſt : Spaltung der deutſchen hohen Häupter ſchuld, von jeder ein eigenes Intereſſe hat und niemals das anze berückſichtigt. Als im Jahr 1805 Oeſtreich in ayern einfiel, da war es Preußens durch den Schluß d die Traktaten des Erbfolgekriegs geheiligte Pflicht, ſagen: Bayern gegen Oeſtreichs Angriff zu verthei- gen und dadurch die Rechte eines deutſchen Fürſten frecht zu erhalten, liegt mir ob, und es bedarf dazu ner franzöſiſchen Truppen, um mich und die befreun- ten Fürſten gegen gewaltſame Angriffe zu ſchützen. o hätte Preußen bei Freunden und Feinden ſein An- n geltend machen und zugleich den Zweck Frank- chs zu ergründen ſuchen ſollen. Aber ſeit dieſer Zeit Ich war eben im beſten Reden, und Du weißt, ß ich dann alles um mich her vergeſſe, mich ch ſchwer ſtören laſſe als ich ſeit einiger Zeit merkte, daß meine Figur zuweilen das Gleichgewicht rlor; aber dasmal wurde ich auch zu gewaltſam un- brochen, denn ich war nahe daran, den Boden zu ſſen, auf den ich ſtand; und dadurch, aus meiner Rhe-

toriksübung aufgeschreckt, gewahrte ich, das der Stumpfsinn der jetzt viel zahlreichern Versammlung sich in Freuden und Erwarten aufzulösen schien. — Um das Warum? zu erspähen, drägte ich mich unter die dichtesten Haufen und hörte: Daß so eben mit der Burgschen Post die Nachricht angelangt sey: Der ehrwürdige Möllendorf habe die Preußen gesammelt, die Franzosen geschlagen und wieder zurückgetrieben. Die Hoffnung griff um sich, verschaffte einer rührenden Freude Eingang, die aber nicht lange währte, weil sich die Nachricht durchaus nicht bestätigen wollte.

Unglückselige Tage für Berlin folgten diesem, denn jeder brachte die Gewißheit näher: daß die Franzosen bald hier seyn würden. Daran zu glauben, war mir vorerst unmöglich. Doch nicht so die Berliner, sie waren heut davon überzeugt, morgen bezweifelten sie es, und übermorgen war es wieder gewiß, sie müßten in wenig Stunden eintreffen. Die sämmtlichen Einwohner waren wie zermalmt, Greise wankten mit Angstgeschrey über die Straße, Mütter umklammerten bei der Erzählung ihre Kinder fester, ganze Familien, in denen sich die unglückselige Idee der Plünderung festgesetzt hatte, rangen die Hände, und nur das fröhlich unbefangene Knabenvolk jauchzte zuweilen laut auf: Die Franzosen kommen. Auf einem andern Flecke sah man indessen eine Knabenrepublik in wilde Anarchie übergehen, aus dem Grunde, weil Krieg gespielt wurde, und die preußische Partey durchaus schon im voraus ausgemacht wissen wollte, daß die Franzosen Schläge bekämen, welches einzugehen die französische Partey für ehrenwidrig hielt. An Schulenburgs Hause, meinem steten Ziel, waren nur Unglückliche, hin und wieder ein resignirter Mensch zu sehn. Die königl. Cassen und Effecten wurden weggeschafft. Die Familie selbst, die Minister, die Collegien, alles reisete ab, und die Pferde wurden executorisch zusammengetrieben, die

n Ende ganz fehlten, weil auch eine Menge reicher rivatperſonen das Weite ſuchte. In dieſer für die ürger ſo unglücklichen Zeit zeigte ſich dennoch der atriotismus, der ſchon vor dem Ausbruch des Krie- s ſehr laut geworden war, in vollem Glanze. Man ar heftiger als je auf die Franzoſen erbittert, und bſt die Furcht, ſie bald als Herren in dieſen Mauern ſehen, that dem Ausbruch deſſelben nicht Einhalt. on der Zeit an, da die Nachricht der verlornen chlacht ankam, war die fixe Idee: Nur Verrätherey an die mit ſo viel Muth ausgezogene unbeſiegbare rmee geſchlagen haben. Ueberall glaubte man Ver- ther, Spione zu ſehen, und jeder, der ſich nur im ringſten verdächtig machte, wurde unfehlbar dafür an- ſehen, und ſetzte ſich Mißhandlungen aus. Die Bür- r arretirten am Thore einen ganz rechtlichen Men- en, weil er einen franzöſiſchen Paß hatte. Ein De- teur, von, Gott weiß, welchen Truppen, der undeut- h ſprach, wurde ſogleich für einen Spion erkannt, retirt, zum Miniſter Schulenburg gebracht, und f unterwegens mehrmal Gefahr, das Haus deſſelben r als Leichnam zu erreichen. Alle obrigkeitliche Ge- alt ſchien unter dieſen Umſtänden aufhören zu wollen, zumal die Häupter der Stadt in der Angſt ihres erzens zuweilen ſelbſt nicht wußten, was ſie thaten. ie Gewerbe lagen, die Fabrikanten verabſchiedeten ihre ute Trotz einer obrigkeitlichen Bekanntmachung, wel- e es unterſagte. Die Unordnung war allgemein, wo- noch der Umſtand kam, daß jetzt überall geſagt wur- : die Ruſſen näherten ſich der Stadt, und alſo zu eſer Angſt noch die Furcht vor einer Schlacht und ren Schrecken hinzutrat. Selbſt in dieſem gräßlichen itraum gab es einzelne Züge, wobei man den Total- mmer auf einige Augenblicke vergeſſen mußte. So h ich unter den Linden einen Königlichen Domeſtiken s Volk mit folgenden Worten tröſten: „Lieben

Leutkens, globt doch nicht, dat die Franzoſen kommen, der König het jo gliek nach der verlornen Schlacht ene Kabinetsordre gegeben, dat die Franzoſen nicht über de Elbe dörfen.“ — Es wurde gelacht, und da es immer gewiſſer wurde, daß die Franzoſen ſich der Stadt näherten, ſo wurden Pläne, Vorſchläge zum Abhalten derſelben gemacht, die ſich durchaus Hirngeſpinſte waren. So ſah ich vor Schlabrendorfs Hauſe das prophetiſche Männlein wieder, welches mir am 16ten am Schauſpielhauſe aufgeſtoßen war, und zwar in voller Thätigkeit, indem es der wenige Muth einſprach, welche angſtvoll rief: Ach, wenn ſie nur erſt wieder fort wären.

Pfuy, rief er, lamentirt nicht ſo,
Rollt ſich die Haare, zupft am Jabot,
Und mit langſam bedeutendem Schritte
Tritt er in der Verſammelten Mitte,
Treibt die horchende, ſtaunende Menge
Durch den Fluß ſeiner Red' in die Enge,
Indem er mit höherm Pathos ſpricht:
Nein, glaubt es mir: Sie kommen nicht.

Um des Orakels Warum? zu vernehmen,
Drängt' ich mich dichter zu ihm heran,
Seine Zunge war nicht zu lähmen;
Eben ſorach er der Feigheit den Bann.

Schwache Menſchen, feichte Köpfe,
Alte Weiber, feige Tröpfe
Fürchten ſich vor der Gefahr,
Die uns oft noch näher war.
Kraft müßt ihr zuſammenraffen,
Um euch Achtung zu verſchaffen
Bei dem allgewalt'gen Feind,
Der euch zu vernichten meint.

Habt ihr den ſiebenjähr'gen Kampf und ſeinen Ruhm,
Der ſechzig Jahre währte, ſchon vergeſſen?
Auf Männer, ſchützt ihr euer Eigenthum!
Wer will vereint ſich mit euch meſſen?

Setzen die ehrgeiz'gen Franken
Ihrer Habſucht keine Schranken,
In der tapfern Preußen Land
Und an unſrer Havel Strand,

Geht's mit ihrem Ruhm zu Ende;
Nehmt nur Waffen in die Hände.
Habt ihr diese erst beisammen,
Sollen euch Worte zu Thaten entflammen;
Von fern her sollen Lieder euch erschallen,
Und siegt ihr nicht, kann ich auch mit euch fallen.

Einige im Volke fanden den Vorschlag, die Havel zu vertheidigen, ganz practicabel, dagegen ihm mehrere Umstehende die Unausführbarkeit seines Plans anschaulich machten, ihn aber wie ich, seines patriotischen Sinnes halber, trotz der nicht viel versprechenden Physiognomie, loben mußten. Da rief er abermals pathetisch:

Es knüpft ein heilig schönes Band
Den Menschen an sein Vaterland,
Und fällt es jetzt vor Frankreichs wildem Drohn,
Ich wollt' es retten, das Bewußtseyn ist mein Lohn;
Ja, könnt' ich Ruhm mir dort, Tod hier erwerben,
Es kann nicht schmerzen, für sein Vaterland zu sterben.

Der Mensch war mir aufgefallen, und so erkundigte ich mich bei allen Umstehenden: ob ihn vielleicht einer darunter kenne. Nach vielem Fragen erfuhr ich dann, daß es ein bekannter Journalist sey, dem schon einmal wegen zu starker Sprache gegen Frankreich und seinen Regenten die Herausgabe seines Journals untersagt wurde.

In den folgenden Tagen kamen nun Blessirte und Zerstreute von Auerstädt, welche behaupteten, die Franzosen müßten ihnen bald folgen. Mit ihnen kamen einige Details über die Schlacht bei Auerstädt, die Vorfälle nachher, die Niederlage des Prinzen Eugen bei Halle an, und das Publikum verbreitete seine Kenntnisse im Raisonniren darüber. Die Verwundeten, größtentheils Gemeine, erzählten viel und mancherley über das üble Verfahren der preußischen Officiere, wodurch das Publikum gegen diese Herren so erbittert wurde, daß ich in diesen Tagen keinen derselben Berlin zum Aufenthaltsorte vorgeschlagen hätte.

Ein Invalidenunteroffizier ließ sich von einem einarmigen Husaren die Position der Franzosen, so viel dieser selbst wissen wollte, erklären, und hielt ihm nach dieser Erklärung eine kriegskünstlerische Vorlesung über dies Thema, in welcher er am Schluß erklärte, daß nur die wenigen Kenntnisse der Generale uns dies Unglück bereitet hätte. Er focht mit seinem Haselstock wacker in die Luft, zog das Centrum der Preußen aus der Schußweite, drang mit den beiden Flügeln derselben vor, brachte die Franzosen in Unordnung, zum Weichen, warf nun eines ihrer Corps nach dem andern über den Haufen, und commandirte dann die Kavallerie zum Nachsetzen. Bis hierher hatte der Husar ruhig zugehört, als aber der Invalide ein mißbilligendes Wort über die Husaren fallen ließ, da strömte auch von seiner Zunge die Macht der Beredsamkeit; der Gegner vermochte nicht Meister derselben zu werden, und stieß daher seinen Stock in den Boden, indem er hastig rief: So hätte es der alte Fritze gemacht, und damit halt' ers Maul, drehte sich stolz um, und ging seines Weges.

Auch der Minister Schulenburg verließ die Stadt, nachdem der Fürst von Hatzfeld zuvor zum Gouverneur der Stadt ernannt war. Die noch zurückgebliebenen 3ten Bataillons, das letzte Militair, marschirte, die Wachen wurden nun von Bürgern besetzt, dennoch herrschte in dieser tumultuarischen Zeit bewundernswürdige Ordnung. — In steter Erwartung vergingen noch einige Tage, die Franzosen kamen nicht; in mehreren Vierteln der Stadt und auf dem flachen Lande sollten Russen angesagt seyn; niemand wußte, waran er war, als endlich die Post erscholl: Eben sind 200 Mann zum Thor hereingekommen. Hastig trat ich aus meinem Hause, und fragte ein altes Weib, welches eben mit der Nachbarin die neue Mähr besprach: ob die Franzosen da wären. Es können auch Russen seyn, versicherte sie, wer kann dat wis-

ſen. Es waren aber Franzoſen, 16000 Mann hatten ſich vor der Stadt gelagert, und dies kleine Corps war herein gekommen, um bei dem Magiſtrat die Verpflegung u. dgl. zu beſprechen.

Da waren ſie nun alſo, und mit ihnen ſchien auch das Publikum wieder in das vorige Gleis zu kommen, da ſich die Sachen nicht ändern ließen. Die folgenden Tage kamen mehrere Truppenabtheilungen, welche bei den Bürgern einquartirt und ſehr gut gehalten wurden, weil der Magiſtrat deshalb eine Bekanntmachung hatte ergehen laſſen. Auch noch in dieſer Periode trug man ſich mit dem Gerüchte von der baldigen Ankunft der Ruſſen, und ein ehrlicher Bürger klagte dem andern ſeine Noth, daß er nämlich mehrere Franzoſen im Quartier hätte; in dem Stadtviertel, wo er wohnte, wären nun auch Ruſſen angeſagt, er wollte darauf wetten, daß er auch welche bekäme; wo ſollte er nun mit all den Leuten hin?

Napoleon ſelbſt war in Potsdam angekommen, bewohnte Sans-souci, wohin eine Deputation von dem Magiſtrat und der Bürgerſchaft reiſte, um ſich demſelben vorſtellen zu laſſen, und ihm das Wohl der Stadt zu empfehlen. Der Kaiſer zeigte ſich hier über die Vorfälle in Berlin vor dem Kriege ſehr unterrichtet, und ſoll unter andern, welches dies beſtätigt, geſagt haben: „Berlin hat ja ſehnlich den Krieg gewünſcht, ſelbſt auf dem Theater ſang man: Der Krieg iſt gut. Jetzt naht er mit ſeinen ſteten Umgebungen, und man wird einſehen, daß er nur in der Einbildung gut iſt.“ Die Deputation entgegnete ihm: daß nur ein Theil der Bürgerſchaft — „Ich weiß,“ ſprach er, „daß es die Officiers der Gendarmerie und exaltirte junge Leute waren.“ Er entließ ſie mit der Bemerkung: daß er Berlin nach Möglichkeit ſchonen würde.

Am 26. Oct. Vormittag, ſprach man, würde der Kaiſer ſeinen Einzug halten. Die Truppen zogen vom

Brandenburger und Potsdamer Thor Chainen, standen mehrere Stunden da; aber er kam nicht. Am Nachmittage desselben Tages brachen 80 Gefangene der Stadtvogtey aus, und suchten aus ihrem Gefängnisse zu entkommen, weil sie von dem Meere der Freyheit, welches die Franzosen nach ihrer Ansicht mitgebracht haben mußten, rechtmäßiger Weise einige Tropfen für sich fordern zu dürfen glaubten. Die Bürgerwache wurde von ihnen überwältigt, sie würden auch ihren Zweck erreicht haben, wenn nicht französische Cavallerie herbei geeilt, und ihnen, wie auch ihrer Ansicht die Ausdehnung verweigert hätte. Dennoch hatten 16, bis 18 ihr einstweiliges Absteigequartier auf unbestimmte Zeit verlassen.

Eine sehr ansehnliche Zahl von Truppen zog durch die Stadt, mehrere gingen auch neben derselben weg, die aber alle ein auch zwey Tage in derselben ernährt und verpflegt werden mußten.

Der 27ste Oct. war der Tag, welchen der Kaiser gewählt hatte, um seinen feyerlichen Einzug in die Stadt zu halten. — Der Kanonendonner verkündete seine Ankunft und trieb alles nach den Linden, wohin auch ich mich begab. Der wirklich prachtvolle Zug von 10000 Garde, Mammelucken u. s. w. war schon zum Theil vorüber; doch ich hatte den Anblick des Kaisers, meinen einzigen Zweck, nicht versäumt, der erst in der Mitte desselben ankam. Unterdessen spähete ich unter den Umstehenden, sonderte sie nach dem Ausdruck ihres Antlitzes, um den Antheil, welchen sie an der Tagesbegebenheit nahmen, zu würdigen.

Ein Heer von Gaffern, die der Neugier fröhnen,
Hatte sich hier aufgestellt;
Zu fühlen, können sie sich nicht gewöhnen,
Sie schätzen nach der Pracht sogar den Held;
Mit ihrem Unglück wissen sie sich auszusöhnen,
Wenn ihnen die Umgebung nur gefällt.

Doch ſah' ich auch, gepreßt von innerm Grimme,
Des kräftgen Jünglings Auge blitzen;
Hoch athmet er, die Wuth iſt Meiſter ſeiner Stimme,
Doch die Kraft, dem Vaterland zu nützen,
Wird in jeder Muskel offenbar,
Spiegelt ſich im Auge ſonnenklar.

Mühſam in den ſtarren Zügen
Prägt der Mann ſich Duldung ein.
Ach! er will ſich ſelbſt betrügen,
Die Empfindung iſt nicht ſein.
Sie vermag es nicht, zu lügen;
Schmerz bricht durch der Ruhe Schein.

Den greiſen Krieger ſah ich hier,
Geſtützt auf ſeinen Stab;
Und leiſe Töne ſagten mir,
Er wünſchte ſich ein Grab.
Seinen Schmerz vermocht' er nicht zu wehren,
Denn er ſtand in hellen Zähren
Auf dem blaſſen Angeſicht:
Alter, ſprach ich, weinet nicht!

Und die morſchen wankenden Glieder
Hielten und ſtützten ihn plötzlich nicht mehr;
Auf den Boden ſank er danieder,
Friedrichs Schatten, laut er, ſteh' nicht her,
Oder wirf den ſtarren Blick
Von dieſer Scene ſchnell zurück.

Aus der ſchwirrenden Menſchenmaſſe
Brachr' ich den Greis in die nächſte Gaſſe,
Zu beſchwichtigen das tobende Gefühl,
Drang ich nochmals unter das Gewühl.

Eben kam der ſchönſte Theil der Garde,
Mitten unter ihr der große Kaiſer an,
Da erblickt' ich mit der Nationalkokarde
Neben mir den wohlbekannten Mann,
Der noch erſt vor wenig Tagen
Seine Kraft dem Volke angetragen,
Deſſen thätiges Bemühn,
Alles zur Vertheidigung zu entglühn,
Ich dort patriotiſch nannte,
Weil ich ſeinen Zweck: zu imponiren, noch nicht kannte.

Seht, rief er, wie dort, gewichtig:
Der Großen Stolz, des Volkes Wuth iſt nichtig!

Wie alles gleich zusammenfällt,
Kaum berührt vom Sieger der Welt!
Hier, ihr Menschen, tretet her!
Er naht, der Held ist nicht mehr weit,
Macht zum Jubel euch bereit!
Rufet: Vive l'Empereur
Cest celui, en habit verd.

Plötzlich trat ich vor ihm hin,
Brachte ihm die Stunde in den Sinn,
Wo er noch so patriotisch sprach,
Intonirte ihm dieselben Worte nach.
Er erkannt' mich, gesunken war sein Muth,
Sein Gefühl ließ ihn erblassen,
Da sah' ich doch, wie ihn das höchste Gut,
Die eigne Schaam, noch nicht verlassen.

Ein oft wiederholtes Vive l'Empereur erf
doch, gewiß zur Freude des Helden, meistentei
den französischen Soldaten, welche an beiden
Linien gezogen hatten; selten von Bürgern, obgl
auch unter diesen einige gab, welche es thaten u
andern um Gotteswillen baten, es mitzurufe
könne ja der Stadt Vortheil bringen. Ich
mich nicht enthalten, denen versammelten Bürge
mich herum zu erklären, daß dies unmöglich de
zwinger mehrerer Armeen gefallen könnte, welch
wiß die so eigennützigen Beweggründe eines solch
bels leicht entdecken würde, da er schon oft Gele
gehabt, den Sinn des Volkes zu studiren und
kennen. Still ging ich neben dem Zuge her, um
die Physiognomie des Kaisers nach Möglichkei
welcher seine kalten ruhigen Blicke überall umher
fen ließ. Bei seinem Anblick ergriff mich die
rung an unsern lieben König, den ich so oft
nur von seiner einz'gen Wache, die Liebe seiner
thanen, umgeben, hier hatte reiten sehen, und
Brust entströmten leise, indem ich den Kaiser
die Worte:

Silberzwinger, bring' den Frieden wieder,
Gieb den besten König uns zurück,
Dann drückt Kummer nicht die Menge nieder,
Freude strahlt Dir dann aus jedem Blick.

Nicht für einzelne, nicht für die Armen,
Die Dein hehrer Geist so schnell besiegt,
Für die Menschheit steh' ich um Erbarmen,
Die gebeugt zu Deinen Füßen liegt.

Großer Kaiser, steh' in Deinen Händen
Liegt der Millionen Hoffnung-Schein,
Friedlich kannst als Sieger Du vollenden,
Und Du wirst nicht ohn' Erbarmen seyn.

Nicht vertraun will ich der Menschen Wähnen,
Jeder glaubt, er habe Dich durchschaut,
Doch Du hast in Deinen großen Plänen
Menschenwohl auf Menschenschmerz gebaut.

Dürft ich meinen Wunsch Dir laut verkünden,
Fürchten würd' ich nicht den kalten Blick;
Einen Weg müßt ich zum Herzen finden
Für gebeugter guter Menschen Glück.

Die mit ihm gekommenen Garden wurden theils den Bürgern einquartirt, theils lagerten sie sich Freyen in dem Lustgarten vor dem Schlosse, welches durch die bei der Dunkelheit und Kälte nöthigen Wachtfeuer einen schönen Anblick gewährte. Am ersten Abend nach der Ankunft des Kaisers war die Stadt erleuchtet, in den Gegenden des Schlosses, dem Wohnsitze des Kaisers, brillant, in den übrigen nur sehr ansehnlich.

Die Franzosen haben hier, wie überall, das Lob einer sehr guten Mannszucht, und der vom Kaiser ernannte Commandant Hülin, so wie auch der Generalgouverneur Clarke, gaben ausgezeichnete Proben ihrer Gerechtigkeit. Folgende, unter mehreren gewählte, Anekdote mag hier als Beispiel stehen: — „Ein bei Berstädt versprengter Officier hielt sich in Berlin auf,

wo er einem Schneider schon vor dem Ausma
Thlr. schuldig geworden war. Dieser hört,
Officier wieder angekommen ist, und da er ih
als einen sehr guten Mann gekannt hatte, so
zu ihm, um sich wenigstens nach seinem Be
erkundigen. Der Officier sagt ihm: daß seine
erbärmlich sey, daß er an Bezahlung der Sc
nicht denken könne, indem er für seine drin
Bedürfnisse nicht Rath und überhaupt kein
wisse, als sich zu erschießen. Der ehrliche S
entgegnete: So weit würde es doch nicht se
komme auch nicht der Schuld wegen her; und
er lange auf eine schickliche Art gesonnen hatt
er ihn ohne Umstände, mit ihm und seiner Fa
zur bessern Zeit vorlieb zu nehmen. Der üb
Officier nimmt das Anerbieten freundlich
kömmt täglich zu mehreren Malen in des S
Haus.

Nach ungefähr vierzehn Tagen bleibt er
lang weg, und kömmt als Officier in französisch
burgschen Diensten zurück. Der Schneider
sich darüber, bittet ihn jedoch, nach wie vor,
zu seyn. Es verstrichen wiederum einige Ta
der Officier bringt nun ein Einquartirungsb
diesen Schneider. Dieser findet den Ausweg,
verbindlich seyn zu wollen, natürlich, und de
leicht doch Einquartirung bekommen hätte; se
dieser der Liebste."

„Aber welch eine Veränderung war mit de
Lieutenant vorgegangen? Das Essen war ihm
nicht gut genug, er sagt dies seinen jetzigen
sehr unhöflichen Worten, verlangt auch Wei
arme Mann wundert sich, da er doch sonst
den gewesen sey. Da dies aber nichts hilft,
er ihm Wein. Am andern Tage wirft er ihm
sen auf die Diele, und nun, dadurch empört, e

ſich der Schneider, zu Hüllin zu gehen. Dieſer war nicht zu Hauſe, und er trägt die Sache deſſen Adjutanten vor, welcher darüber erſtaunt und ſagt: er müſſe die Sache dem Herrn Commandanten ſelbſt erzählen.“

„Als Hüllin kam, geſchah dieſes, und das erſte, was dieſer that, war, daß er den Schneider anfuhr und ſagte: Es könnte nicht wahr ſeyn; doch da dieſer es hoch betheuert, läßt er den Officier rufen, zuvor aber den Schneider abtreten. Der Officier kömmt. Hüllin frägt: ob er einen Schneider N. N. kenne? Ja, erwiedert dieſer: ich bin ihm 130 Thlr. ſchuldig, kann ihn aber jetzt nicht bezahlen. Das verlangt der Mann nicht. Hier iſt nur davon die Rede: ob Sie ihn kennen und vor ihrer Dienſtnehmung unter Iſenburg bei ihm gewohnt haben? Der Officier läugnet dies nicht, und da er auch alles übrige nicht läugnen kann, ſo wird Hüllin über ſo viel Undankbarkeit erbittert, reißt ihm die Uniform in Stücken, zerbricht den Degen, und nachdem er ihn zur Thüre hinaus und die Stücken des Degens nachgeworfen hat, ruft er voll Ingrimm: Sie ſind infam caſſirt; ich rathe ihnen, ſich nicht wieder ſehen zu laſſen.“

Der Brief, guter Freund, iſt ſchon ſo lang, daß ich für das Beſte halte, mich in aller Kürze Deinem Andenken zu empfehlen.

Ein und vierzigſter Brief.

Berlin.

Ich ſende Dir nun meine Bemerkungen über die Franzoſen in Berlin. — Ich war die erſte Zeit nach dem Einrücken des Feindes in Berlin nicht gegenwärtig, ſobald aber der Poſtenlauf frey wurde, fuhr ich

auf der Diligenze dahin zurück. In der Provin
ich über die Berliner Folgendes: „Das sind
Patrioten, die Berliner, sie haben die Franzos
offenen Armen empfangen, sie haben große Fest
wegen gefeyert, sie haben vive l'Empereur g
wo Napoleon sich nur sehen ließ, so daß
selbst zum Ekel war; sie haben eine große Ill
tion veranstaltet; die reichsten Berliner Bürger
ferten darum, den Dienst als Garden beym K
verrichten. Auf dem Wege nach Berlin (von
furt aus) werden Sie abgebrannte und leere
nichts zu essen und zu trinken, und die Straß
fahrbar finden; selbst die Post ist vor dem An
Marodeurs nicht gesichert."

Ich kam nach Frankfurt und sah hier die
Franzosen. Der General-Commandant La pla
rificirte meinen Paß, und war gegen mich seh
Ich sah Uniformen von sechs oder sieben Regim
— Wie wir auf die Chaussee nach Berlin kame
de die Straße bis an den Abend nicht leer,
um acht oder neun Uhr begegneten uns einzeln
neurs. Kein Soldat redete uns an. Es wa
Passagiere auf dem Haupt- und Beywagen
unter acht Frauenzimmer, von welchen zwey v
sehr gern sich auf eine Unterhaltung eingelass
ten; denn es waren Töchter der Freude. Man
daher wohl erwarten, daß wenigstens einer
Plaisanterie erlaubt hätte, wie es bey unsern
der Fall gewesen wäre. — Ich erwartete nun
abgebrannte oder menschenleere Dörfer zu finde
keinesweges. Es war alles grade noch so wie e

Zwischen Frankfurt und Müncheberg hielt d
an, niemand wagte es in die Schenke zu gehe
voll von Franzosen war. Ich konnte meiner N
de nicht widerstehen, und ging mit meinem P
unter dem Arm hinein. Ich fand an einem

Tisch Dragoner, Chasseurs zu Fuße und zu Pferde, am andern sechs Bauern aus dem Dorfe, die ruhig, wie im tiefsten Frieden, ihre Karte spielten. Die Soldaten aßen pommes de terre avec un peu de sel, und baten mich sehr artig zu Gaste. Ja sie rückten sogar zusammen, um mir Platz zu machen; ich nahm es an. Dies Betragen nahm mich für sie ein, und ich theilte meinen Proviant aus, Schinken, Wurst, Braten, Rum, Ungerwein. Nun wurden die Franzosen gesprächig, schilderten mir ihren angenehmen Aufenthalt in Berlin, und was sie in Pohlen zu erwarten hätten: Nicks als Pommes de terre, viel Dreck, nicks Wein, und von die kleine Thier, die sick beiß comme le diable.

Auf dem Wege nach Berlin fand ich zu essen und zu trinken, sah keine eingeschlagene Fensterscheiben, und das einzige von Zerstörung, was ich bemerken konnte, waren die Bäume an den Chausseen und die Zäune; an den ersten hatte man die Säbel probirt, die letzten verbrannt. — Ich kam in Berlin in meinem Quartier an, fand alles, wie ich es verlassen hatte, und solche gute Polizey, Sicherheit auf den Straßen, wohlfeile Lebensmittel und allgemeine Ruhe, wie ich sie nicht erwartet hatte. Der Druck, der gefühlt wurde, bestand in der Naturaleinquartierung, die auch den Miether nicht verschont; in dem großen Geldmangel und der daraus entstandenen Stockung in den Geschäften. Dies sind nothwendige Folgen des Krieges. Ich schränkte mich bis auf ein Drittheil meiner Ausgaben ein, und lebe jetzt so ruhig, wie es nur im Frieden möglich ist. — Die von dem Gouverneur von Berlin, General Hülsen, eingeführte polizeyliche Ordnung ist so zweckmäßig als möglich. Die errichteten Nationalgarden verrichten den Dienst mit den fremden Truppen gemeinschaftlich. Um 7 Uhr darf kein Soldat mehr auf der Straße sich sehen lassen, und die Nacht gehen Patrouillen

durch die ganze Stadt. Man hält mit Streng richtige Polizeytaxen der Lebensmittel, und die S müssen von den Hausbesitzern rein gehalten wer

Die erste große Parade, welche ich im Lus sah, wo unter den Augen des Fürsten Leopol Dessau an 10000 Mann italienische, französische rische, würzburgische, nassauische Truppen, und die Bürgergarden aufmarschirt waren, lockte mir nen in die Augen; ich läugne es nicht, und sel poleon kann es mir nicht übel nehmen. Wer nes Gefühls mächtig, um gleichgültig zuzusehen, feindliche Truppen den Platz besetzen, den Fri zu den kleinen Manövers seiner Haustruppen ge te, und wo er die Parole ausgab. Ich stell dem Fürsten Leopold gegenüber, und sprach selbst: Wach auf, stolzer Mann, und sieh, w gänglich auch Deine Schöpfung war! Nicht die ßen, die Du zuerst in Soldaten umwandeltest, ren hier, sondern deutsche Kreistruppen, die Du nig achtetest.

Sic transit Gloria Mundi.

Die Berliner Schützengilde (der Gouvern ihrer Mitte,) sprengte eben vorbei, mit Gold un ber beblecht. Ein altes Mütterchen staunte sie a sagte halblaut: Ach, welche Menschen! — Sehr erwiederte ich, ging in mein Kämmerlein, und Friedrichs hinterlassenen Werken; meine einz holung.

Die Nationalgarde und die Schützengilde, a perschaft genommen, ist zur Aufrechthaltung der Ruhe für Berlin sehr wichtig, und ihre Errichtu Benutzung trägt den Stempel der Weisheit dess der stets die nächsten Mittel zum Zweck gebrau Das ist wahr! Napoleon kannte die Berlin gab ihnen Uniform, Degen, Federbüsche u. s. w sie leben so ganz in diesen Dingen, daß sie alle

dere darüber vergessen. Der weichlichste Bürgerssohn, a sogar der furchtsame Jude, verrichtet im schlechtesten Wetter bei Nacht und bei Tage den beschwerlichsten Wachtdienst ohne Murren, weil er sich zu etwas ge- macht sieht, Degen und Federbusch trägt. — Ehemals ah manchen Judenjungen der Nachtwächter nicht über ste Schulter an; jetzt ist er ein Theil der executiven Gewalt, brüllt jeden an: Wer da! entgegen, und geht niemanden aus dem Wege. Die nämlichen Menschen, die ehedem sich über unsere Gendarmerie scandalisirten, nehmen jetzt ganz ihr Wesen an. Du hörst jetzt an allen öffentlichen Orten von nichts als Federbüschen, Achselbändern u. s. w. sprechen.

Im Ganzen kann man von den Berlinern nicht sagen: daß sie so ganz ihre alte Regierung vergessen hätten, und der neuen Sonne huldigten, wie man mir in den Provinzen versicherte. Sie tragen blos ihr Schicksal mit Geduld, und wenn der König zurück- kommt, werden sie ihm eben so entgegenlaufen, wie Napoleon. Das Vive l'Empereur haben sie gerufen, weil sie glaubten, es könne ihnen nützlich seyn. Wie Napoleon dies aufnahm, kannst Du denken: Er, der 17 Jahr den Pöbel in Paris handeln sah, mußte mit tiefer Verachtung auf diese Schreyer herab- sehen! Das Volk ist wie ein Kothhaufen, der sich aus einander dehnt, wenn man darauf tritt.

Du weißt doch, daß Napoleon den Degen Fried- richs, den er in Potsdam fand, nach Paris sandte. Wo dieser Degen lag, fand sich auch die Krücke, ohne welche der Alte nie erschien. Man sagt: diese habe Napoleon Friedrich Wilhelm nachgeschickt mit der Bemerkung: „Wenn er zurückkäme, würde er sie wohl gebrauchen.“ Dies könnte zweydeutig scheinen, wenn uns Preußen diese Krücke nicht ein bekanntes Symbol wäre.

Napoleon zeigte sich fast täglich in Berl
Umgebung, ohne auf den Pöbel zu achten; er ri
Schimmel. Mit den Händen auf dem Rücken
vor der Parade sinnend, langsam auf und nied
sprach mit den Mitgliedern der Justizcollegien
sonders mit dem Kammergerichts-Präsidenten,
von Kircheisen, einem stattlichen Mann,
preußische Justizverfassung. Wie er von drey
zen hörte, meynte er: das sey zu canonisch,
weilig. Er ließ sich über das Hypothekenwese
Gespräch ein, und fragte: wie denn das Mitg
der Ehefrauen gesichert sey? Er erkundigte
nach: Wie in Criminalibus das Begnadigu
ausgeübt würde. Kurz er bewies, daß er über
ganischen Gesetze der Justizverfassung eines
nachgedacht habe.

Auch in Berlin fehlte es nicht an Elenden,
jeder Staatsrevolution Nutzen zu ziehen strebt
um ihre augenblickliche Bedürfnisse zu befriedig
jedem hingeben, der sie bezahlen will. Sie
Raubthieren gleich, die ihre eigene Gattung au
Man braucht solche schmutzige Seelen, und we
sie gebraucht hat, tritt man sie in den Koth,
sie gehören.

Von groben Excessen hört man in Berlin
nig, und die Nationalgarde wacht mit solchem
den Diensteifer für die Ruhe in der Stadt,
selbst in der Ausübung der ihr übertragenen
gewalt oft zu weit geht. Z. B. auf einem öff
Tanzboden fanden zwey italienische Officiere
backrauchen unschicklich und untersagten es. We
der Berliner Bürger nicht seine Pfeife rauch
so ist ihm jede andere Freude gleichgültig: di
senden nahmen daher ihre Pfeifen in Schutz,
wirkte, daß die Officiere solche sämmtlich entzw
gen. Man schickte nach der Wache, die Natio

chen; die Officiere ſetzten ſich zur Wehre; es kam
n Kampf, und dieſe unterlagen und wurden arretirt;
a ſie auf der Straße noch ſich ſperrten, begegnete der
jutant des Commandanten General Hülin dem Zu-
. Er fragte auf franzöſiſch nach der Urſache des
rms. Der commandirende Unterofficier verſtand ihn
ht, glaubte, er wolle ihm in ſein Amt fallen, und
rirte auch ihn. Wie die Wache bei Hülin ankam,
cher abweſend war, und ſich nun ſein arretirter Ad-
ant als ſolcher manifeſtirte, half dies auch zu nichts,
d man hielt ihn feſt, bis der General erſchien, wel-
r darüber ſehr aufgebracht war, daß man ohne
und ſeinen Adjutanten arretirt habe, bis das Miß-
ſtändniß ſich aufklärte.

Die Exceſſe des franzöſiſchen Militairs werden mit
größten Strenge von dem braven Hülin beſtraft,
d Berlin hätte Veranlaſſung zu wünſchen, daß die-
Rechtſchaffene für immer Commandant in der Stadt
iben möchte.

Ich habe Dir in früheren Zeiten die große Ver-
hheit, Frechheit, und den Uebermuth des Officiers-
ps geſchildert, und es iſt wahr, daß ſolches beſon-
s in der letzten Zeit gewaltig auf den dritten Stand
ckte, und daß dieſer, wenn er nicht auf die Ver-
ng wandern wollte, ſelbſt ſich einer Nothwehr gegen
en Officier enthalten mußte, wenn dieſer ihn mißhandelte.
emungeachtet glaube ich doch, daß der größere Theil,
ch das militairiſche Ehrgefühl gehalten, den Sieg
rde haben erkämpfen helfen, wenn die Armee beſſer
re angeführt worden. — Was man von dem Ent-
nen der Officiere in der Schlacht geſagt hat, kann
nicht glauben, und einige Regimenter, wie Möl-
ndorf und Winnig, haben ſelbſt viele Officiere
loren, die auf dem Platze blieben. Bey Lübek und
alle haben ſie ſich durch Bravour ausgezeichnet, und
n dem Hohenloh'ſchen Corps haben ſich einzelne

Officiere mit ihren Leuten bis zum König durchgeg
gen. Vielleicht ist als Ausnahme hier und da
Officier davon gelaufen; dieses begegnet aber
Armee, und Feige giebt es in allen Ständen.

Eine bis ins Kindische gehende Muthlosigkeit
Berliner, ihre große Furcht vor den Franzosen,
manchen bewogen, nicht blos seine besten Sachen,
sogar sein altes Meublement auf dem Boden un
Keller zu verpacken, war noch verzeihlich. Daß
diejenigen, denen die Fortschaffung der königlichen
fekten oblag, so sehr den Kopf verloren, daß ma
Nothhardschen Gewehre und die silbernen T
peten im Zeughause zurückließ; daß man die Kan
so wenig wie den Pulvervorrath zerstörte; daß
die Garderobe des Königlichen Ehepaars und ihre
vatcorrespondenz liegen ließ, und sogar den T
Friedrichs in Potsdam nicht bei Seite brachte,
verdiente wohl harte Züchtigung, besonders der H
Castellane.

Nachdem die Berliner endlich ihre große F
überwunden hatten, da brach ihre Wuth über das
litair aus, dem man nun alle Schuld beimaß: „
deshalb haben wir die Halunken gefüttert und
Schmarotzerpflanzen gehegt und gepflegt, daß sie
wo sie hätten zu unserm Schutz etwas leisten
davon laufen?“ hieß es in allen Caffeehäusern
Tabagieen. — Diese Herzenserleichterung war (
auch nicht ganz gerecht) doch sehr natürlich.
große Haufe urtheilt aber immer nach dem Erfolg
fragt nicht nach den bewegenden Ursachen. —
Napoleon, Friedrich, Eugen, oder Türe
die Preußen angeführt, so würde man jeden Fähn
als einen Helden nachher angegafft haben, wen
auch in der Angst seines Herzens in der Schlacht
Hosen verunreinigt hätte.

Selbst die Generale wurden nicht geschont: Da war der alte würdige rechtschaffene Köckeritz ein Verräther; er sollte sich erschossen, und man wollte in französisches Marschalspatent in seinen Taschen gefunden haben. Da hatte der Major Chapui die Armee verrathen, und wurde an eine Kanone geschlossen, statt daß er sich ehrenvoll mit dem Rest des Bataillons, bei dem er diente, bis zum Könige durchgeschlagen hat. Rüchel hieß man einen Großsprecher — noch, was soll ich die Absurditäten des Berliner vornehmen und gemeinen Pöbels wiederkäuen? es ekelt mir dafür. — Rüchel unter andern gewann höchstwahrscheinlich die Schlacht bei Jena, (obzwar das Nichts entschied, wenn die Hauptarmee bei Auerstädt geschlagen wurde), weil er entschlossener, wie Hohenlohe, Marsch, commandirt hatte; er siegte vielleicht auch noch dann, wenn er eine Stunde früher ankommen konnte, und wenn er nicht fiel. — Das Unglück setzte sich mit der Unentschlossenheit des Herzogs gepaart, um am 14ten October die Preußen zu vernichten. Das Fatum beschloß ihren Untergang noch weit mehr dadurch, daß man nach der verlornen Schlacht gar keine vernünftige Disposition machte, und der Gouverneur von Magdeburg entweder ein Schurke oder ein Feigherziger war.

Die ersten und empfindlichsten Folgen, welche der Einmarsch der siegenden Feinde hatte, war eine gänzliche Stockung in allen Geschäften und der Mangel alles baaren Geldes. Die Wechsler und Banquiers schlossen ihre Laden und Comtoirs; niemand zahlte, der zahlen sollte; alle Staatspapiere galten gar nichts und hatten keinen Cours, und wer noch Münze hatte, suchte sie in Gold umzusetzen. Dies stieg daher im Preise, besonders wie die Feinde ankamen, und ihre in Silber gemachte Beute in Friedrichsd'ore umsetzen

wollten. Dies waren natürliche Folgen von der Entfernung aller Königlichen Cassen und aller reichen Privatleute, die in Berlin viel Geld ausgegeben hatten.

Zwey und vierzigster Brief.

Berlin.

Daß ich in meinen Schilderungen der Verdorbenheit unsers Militairs nicht Unrecht gehabt habe, beweist das nachfolgende Publikandum. — Dem Himmel sey Dank, daß unserm guten König durch eigene Erfahrung die Augen geöffnet sind, und daß er nun solche nothwendige Radicalcuren in der Armee vornimmt. Lieber hätte ich es gesehen, wenn auch im Frieden den Bürgerlichen das Avancement nachgegeben worden wäre. Indeß ist doch dadurch noch etwas gewonnen, daß man es im Kriege zuläßt.

Danziger Zeitung Nro. 150.
Im Verlag der Müllerschen Buchdruckerey.
Montag, den 15ten Decemb. 1806.

Publicandum.

Wegen Abstellung verschiedener Mißbräuche bei der Armee erlassen.

Bei der leider fast gänzlichen Auflösung der verschiedenen gegen Frankreich ins Feld gerückten Armeecorps ist es S. K. M. von Preußen bei dem gänzlichen Mangel an bewährten Nachrichten bis jetzt unmöglich geblieben, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, oder nach Verdienst belohnen oder bestrafen zu können. Sie müssen daher Ihre hierüber zu nehmenden Beschlüsse bis dahin aussetzen, wenn Sie solches mit mehrerer Gewißheit und Bestimmtheit zu thun im Stande seyn werden. S. M. sind weit entfernt, Ihrer braven

rmee alle Drangsale und Unglücksfälle zuzuschreiben, elche sowohl ihr selbst, als dem Lande begegnet sind, elmehr gereichte es Ihnen zur größten Beruhigung, ıß sich viele Theile derselben vom Ersten bis zum Gengsten durch ausdauernden Muth, Beharrlichkeit und ahres Ehrgefühl ausgezeichnet haben. Eben so haben h aber leider auch Thatsachen ergeben, die für sich lbst sprechen, und keiner näheren Aufklärung bedürfen, ıd die von der Art sind, daß solche nicht länger mit Stillschweigen übergangen, vielmehr zum warnenden eispiel für die Zukunft auf das allerstrengste und öfntlich geahndet werden müssen.

Hierunter sind zu rechnen: — 1) Alle diejenigen, an der beispiellosen Art, wie die Vestungen Stetn, Cüstrin, Spandau und Magdeburg sich dem Feinde ergeben haben, mehr oder weniger Antheil haben. —) Ferner alle diejenigen Officiere, welche nicht bei den pitulirenden Corps zugegen gewesen, sich aber freywillig s hierzu gehörig angesehen, oder wohl gar ihren Kameraden oder selbst ihren Untergebenen zugeredet haben, nen gleichen nichtswürdigen Entschluß zu fassen. —) Endlich alle diejenigen, welche, ohne Urlaub erhaln zu haben, oder gefangen zu seyn, sich von der Aree weg, und etwa nach Hause u. s. w. begeben haen. — Dem zu Folge haben Seine Königliche Majeät vorläufig

Ad 1. In Erfurt den Commandanten Major ruschoeck ohne Abschied entlassen; denn wenn sich ıch Erfurt ergab, so brauchte deswegen nicht der etersberg und die Cyriacburg mit übergeben zu wern, wenn der Commandant die gehörigen Anordnunn getroffen hätte. — In Stettin den Gen. Lieut. d Command. Gouverneur v. Romberg cassirt, den en. Maj. v. Knobelsdorf cassirt, den Gen. Maj. Rauch als Vicecommand. ohne Abschied entlassen, n Major und Ing. de la place v. Harenberg ssirt. — In Cüstrin den Obrist und Commandant Ingersleben zum Arquebusiren condemnirt. — n Spandau den Major und Command. v. Benendorf ohne Abschied entlassen. — In Magdeurg den Gen. der Infanterie v. Kleist, imgleichen n Commandant du Trossel ohne Abschied entlassen. ämmtliche in Magdeburg befindlich gewesene Generale,

die bei dem versammelten Kriegsrath für die Ue
der Stadt gestimmt haben, sind ebenfalls ohne
entlassen; desgleichen alle diejenigen Officiere,
mehr erwähnte Capitulation mit unterschrieben

Ad 2. Alle Officiere beim Hohenlo
Corps, welche bei Prenzlau oder Pasewalk zu
Corps gehörten, allein vor, während oder n
bei Prenzlau abgeschlossenen Capitulation in
angekommen waren, ohne in jener Capitulation
begriffen gewesen zu seyn; die aber in Stettin
den nämlichen Bedingungen, wie die in mehrg
Capitulation wirklich begriffen und übergebene
gefangen worden, sind ohne Abschied ihres
entlassen. Alle Officiere, welche vor der in
abgeschlossenen Capitulation diese Stadt schon
ken hatten, aber zurückritten, um sich zu ergeb
gleichfalls ohne Abschied entlassen.

Ad 3. Alle Officiere, welche während de
zuges ihre Corps verlassen haben, und ohne
und ohne gefangen zu werden, in ihre Heimath
gekehrt; ferner alle diejenigen, welche ohne ei
einem durch Capitulation übergebenen Corps ge
haben, zum Feinde geritten seyn sollen, um sic
geben zu lassen, damit sie ungehindert nach H
hen konnten, sind ohne Abschied entlassen.

Außerdem behalten Sr. Maj. sich vor,
sonders alle diejenigen Generale, hohe und nied
ficiers, auch Verpflegungsbeamte zur Verantw
zu ziehen, deren Benehmen zweifelhaft geblie
oder die sich sonst in den Augen der Armee
Pflichtwidriges haben zu Schulden kommen
Sollten unter den eben specificirten Fällen bei
Untersuchung sich noch besonders gravirende U
ergeben, so wird dieses vorläufige Urtheil demn
schärft werden. Um aber ähnlicher Pflichtverge
für die Folge vorzubeugen, haben Sr. Maj.
Beschlüsse gemacht:

1) Alle Gouverneurs und Commandante
künftig aus bloßer Besorgniß für ein Bombar
oder unter dem Vorwande, daß ihnen die zur
digung nöthigen Mittel mangelten, oder aus
nem andern nichtigen Grunde, er sey welcher e
die Vestung nicht mit den angestrengtesten Kräf

das Aeußerste behaupten, werden ohne Gnade er-
ssen. Derjenige commandirende Gouverneur und
mmandant, der zu seinem eigenen oder zum Besten
r Untergebenen Bequemlichkeitsartikel in der mit
Feinde abgeschlossenen Capitulation hinzufügt,
solches namentlich in Magdeburg der Fall gewesen,
in Zukunft cassirt. — 2) Jedes Regiment, wel-
den erhaltenen Befehl, anzugreifen, nicht vollzieht,
wohl gar ohne Befehl das Treffen verläßt, wird,
n es zuvor Sr. Maj. gemeldet worden, cassirt und
rgesteckt. — 3) Jeder Officier, der sich künftig die
2 und 3 erwähnte Pflichtvergessenheit zu Schul-
kommen läßt, oder das Schlachtfeld, ohne dienstirt
eyn, einzeln verläßt, ist infam cassirt. — 4) Je-
Soldat, der auf der Flucht seine Waffen wegwirft,
erschossen. Jeder Officier, welcher Versprengte
ifft, hat die Verbindlichkeit, solche zu sammeln und
eine sichere Weise zu ihrem Corps oder dem bestimm-
Versammlungsorte zu befördern. — 5) Die Regi-
s- und Corpschirurgi müssen sich am Tage des
chts in der Nähe ihrer Corps halten, und mit
n Nöthigen versehen seyn. Thun sie ersteres nicht,
den sie fortgejagt. — 6) Bei der Bagage eines
ps muß allezeit wenigstens ein Staabsofficier oder
taln commandirt seyn, der auf die Ordnung
rend des Marsches siehet. Wer von denen zur
age commandirten Officiers solche verläßt, wird
rt. Wer bei selbiger aus Muthwillen schießt, und da-
) unnöthigen Allarm erregt, wird erschossen. Der
cht, welcher seine Pferde absträngt, um davon
ngen, wird erschossen. Da eine ernsthafte Reform
er Bagage der Armee unumgänglich nothwendig
rden ist, so wird solche zu seiner Zeit, sobald es
lich ist, den verschiedenen Corps bekannt gemacht
en. — 7) Bei unerwarteten außerordentlichen
fällen, z. B. bei Märschen, Retraiten und dergl.
der Commandirende von jedem Grade, an jedem
die Gewalt, in der erforderlichen Quantität und
a Quittung für die unter ihm stehende Mannschaft
Pferde Requisition zu machen. Requirirt er mehr,
er todtgeschossen. — 8) Die Officiere des Gene-
ibes mit ihren Adjutanten theilen sich in die Füh-
der Colonnen, die sie unter keinerley Bedingung

verlassen dürfen. Die Zimmerleute der Bataillons sind an der Spitze der Colonnen, um sogleich die Wegbesserung communicaliter zu befördern. Die Officiers des Generalstabes sorgen für alles, was die Führung, Erleichterung und Beförderung des Marsches beschleunigen kann. Soll sich die Armee vor dem Feinde formiren, so suchen sie Nichtwege und recognosciren die Beschaffenheit des Terrains an Ort und Stelle. — 9) So lange der Krieg dauert, wird der Unterofficier und Gemeine, wenn er sich durch Gewandtheit und Geistesgegenwart besonders auszeichnet, so gut Officier, wie der Fürst. Nur der, welcher Verbrechen begangen hat, ist vom Officierrange ausgeschlossen. — 10) Wer sich ausgezeichnet hat und vor dem Feinde blieb, dessen Wittwe erhält eine Pension, die mit dem Grade, den ihr Mann bekleidet, im Verhältniß steht. — 11) Daß alle subordinationswidrigen Vergehungen regelmäßig und auf das allerstrengste bestraft werden müssen, sollte eigentlich bereits einem jeden hinlänglich bekannt seyn; da aber die Erfahrung in der letzten Zeit mehrmals das Gegentheil bewiesen, so wird es hiermit auf das Bestimmteste in Erinnerung gebracht, damit sich ein jeder vor Schaden hüte. — 12) Gelderpressungen, Plünderungen, Mißhandlung des Bürgers oder des Landmannes u. dgl., grobe Excessen werden mit dem Tode bestraft. — 13) Landeskinder, welche bei dem Feinde Dienste genommen haben, und, mit den Waffen in der Hand getroffen, gefangen werden, werden ohne Gnade erschossen.

Dieses Publicandum, welches zur Wissenschaft eines jeden Officiers bestimmt ist, muß bei einem jeden Corps vorgelesen werden, und hat jeder Einzelne davon Abschrift zu nehmen und sich hiernach zu richten. — Aus diesem Publicando ist ein Auszug zu machen, der diejenigen Puncte enthält, die zur Wissenschaft der Unterofficiere und Gemeinen, wie auch der sämmtlichen Armeeknechte bestimmt sind, und der ihnen in ihrer Landessprache deutlich vorgelesen werden muß. — Letzteres ist alle 8 oder 14 Tage zu wiederholen, und muß ein Gleiches mit der frühern Verordnung, wegen der Verdienstmedaillen geschehen. Ortelsburg den 1sten Dec. 1806.

Friedrich Wilhelm.

Drey und vierzigſter Brief.

Berlin.

Ueber die Erwartungen in Schleſien, über den dort allenthalben regen Patriotismus, über die Vertheidigung von Glogau und deſſen Uebergabe, endlich über die große Geldnoth und den Mangel, der in den dortigen Fabrikgegenden, beſonders im Gebirge, herrſche, hat mir Freund G. geſchrieben; ich ſende Dir daher ſeine Nachrichten. Sie gehen bis zur zweyten Belagerung Breslaus.

Aus Schleſien, vom 20. Oct. bis Ende Dec. 1806.

Durch unſern für das Wohl der Provinz thätig wirkenden Miniſter Grafen Hoym beſchäftigt, durcheilte ich den größten Theil Niederſchleſiens kurz nach der unglücklichen Schlacht bei Jena. Allenthalben war man durch Siegesnachrichten getäuſcht worden, bis man den kurzen aber alles vernichtenden Artikel der Berliner Zeitung las: „Der König hat eine Schlacht verloren ꝛc.“

Du weißt, daß die Schleſier, ſelbſt in der Grafſchaft Glatz, Proteſtanten und Catholiken, ſehr patriotiſch geſinnt ſind, da ſie in der Nachbarſchaft von Böhmen und Mähren Vergleiche anſtellen konnten, wie glücklich ſie gegen dieſe benachbarten öſtreichiſchen Unterthanen ſind. Das Unglück, welches daher Preußen am 14ten October und nachher erlitten hatte, feuerte alle Stände zur Vertheidigung an. Aber wie? das war die große Frage, welche niemand zu entſcheiden vermochte. Es erſchienen königliche Befehle, die ſchleſiſchen Veſtungen bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und ſie dazu in Stand zu ſetzen. Dies geſchah denn

auch besonders in Glogau, weil hier der Feind zuer
erwartet wurde. Es fehlte aber an Besatzung. Gl
gau erfordert 5000 Mann, und es waren nur dr
Bataillone darin, und zwar aus Pohlen bestehend: vo
Zastrow aus Posen, von Schnaze aus Fraustad
von Grevenitz aus Glogau. Die Außenwerke war
mit keiner Kanone besetzt, sondern blos der Hauptwa
und es war sogar Mangel an Kanonierern. Die Bü
gerschaft war gut gestimmt, an Proviant fehlte es nich
und der König hatte den General Reinhardt zu
Gouverneur ernannt, der die Vestung so lange m
möglich vertheidigen sollte. Breslau war eben so w
nig im Vertheidigungsstande; es sollte 20000 Ma
Besatzung haben, und hatte deren nur vier Bataillon
wovon zwey ebenfalls aus Nationalpohlen bestande
Die Vestungswerke von Schweidnitz waren etwas ve
fallen, da aber Zeit war, alles Nöthige herzustellen un
zur Befestigung anzuwenden, so geschah dies mit gr
ßer Sorgfalt; alle übrigen schlesischen Vestungen st
bis auf Brieg stets im nöthigen Vertheidigungsstand

Der Minister Hoym blieb vorläufig in Breslau
und zog sich dann nach Oberschlesien zurück, wie d
Feind näher kam, ließ aber vorher allen Officiant
einen halbjährigen Gehalt baar auszahlen, und verfü
te, daß alle zurückkommenden sogenannten Selbstranzi
nirten in den schlesischen Städten, welche sie passirte
ihren Sold aus den Kämmereycassen für Rechnung d
Kriegscasse erhalten sollten. Diese weise Anordnu
bewirkte, daß der größte Theil der schlesischen Truppe
der sich wieder in seiner Heymath einfand, und
der Besatzung der Vestungen gebraucht werden konnt
sich selbst dazu meldete. — Sehr übel empfing man ab
diese Entwichenen, besonders die Officiere, die auf i
Ehrenwort entlassen waren; sie durften sich nirgend
sehen lassen, wo sie nicht geneckt und verhöhnt wu
den. Es gab auch ganze Bataillone und Regimente

obei kein Officier fehlte. — Ich las einen Brief aus
Striegau, worin eine Dame schrieb: „Wir sind hier
berglücklich, unser Grenadierbataillon mit allen seinen
fficieren ist hier wohlbehalten und gesund wieder an-
kommen.“ — Von einem andern Regiment wurde
ur ein Officier vermißt, der auf der Flucht durch den
Sturz des Pferdes den Arm zerbrochen hatte. Es war
icht genug, daß die Officiere im Kriege ihr Leben ge-
hont hatten, sie wußten selbst auf eine höchst origi-
elle Art in ihrer Friedensgarnison ihre werthe Person,
re Familie und ihr Eigenthum zu schützen. — Man
gte: Ein gewisser Officier habe an seinem Hause eine
oße Tafel aufgehängt, worauf gestanden hätte: „Hier
ohnt N. N. Kriegsgefangener und auf sein Ehrenwort
ntlassener u. s. w.“ — Schade, daß er nicht hinzu-
fügt: Jetzt der ihm so nöthigen Ruhe Pflegender,
egen der großen auf der Flucht erlittenen Strapazen
rmüdeter u. s. w

Du kannst denken, welchen Eindruck solche Aushän-
eschilder in den Provinzialstädten auf die Bürgerschaft
achen mußten, die vielleicht der nämliche Officier im
rieden nicht über die Schultern ansah, und sie drückte,
o es nur möglich war.

Die zurückkehrenden Gemeinen schrieen alle: Wir
nd verrathen und verkauft worden, mit unsern Lad-
öcken hätten wir die Franzosen davon jagen wollen,
ie Officiere — ja, die waren alle hinter der Fronte.
Diese versicherten, wie gewöhnlich, auf Ehre: die Ge-
meinen hätten die Gewehre weggeworfen, und wären
davon gelaufen. — Ein zurückkommender Unterofficier
versicherte mir, in der Schlacht bei Jena sey einer von
en commandirenden Generalen vor der Fronte auf und
iedergesprengt, und habe geschrieen: Ich bitte euch
m Gotteswillen, Kinder, rettet euch, lauft was ihr
nnt, es ist alles verloren.

An allen obigen mag nun etwas Wahres seyn oder nicht, so blieb es psychologisch richtig: daß jeder Mensch von Natur furchtsam ist und den Tod scheut, und wenn er ihm kalt ins Auge sieht, so hat er die Todesfurcht in sich durch die Vernunft überwunden. — Alle Truppen in der ganzen Welt sind sich hierin gleich; die Geschichte lehrt es. Die Schweden, die unter Carl den XII. die Welt erobern wollten, und unter Gustav Adolph Deutschland befreyten, liefen im siebenjährigen Kriege vor einer Hand voll Preußen davon. Die Franzosen, die im siebenjährigen Kriege vor den Preußen von Roßbach bis an den Rhein liefen, haben jetzt jene Schande gerächt, und unsere ganze Armee in sieben Tagen vernichtet, aufgelöst und zerstreut, so daß sie wie Zugvögel nach Hause oder 60 Meilen weit über die Weichsel sich retteten. Der Sieg hängt von der Weisheit des Führers und dem Princip ab, welches er unter den Truppen als einen Stützpunkt hinstellt, daß sie durch dessen Hülfe vermöge ihres Geistes die Furcht vor dem Tode in ihrem Gemüthe überwinden. — Der General Blücher hat in diesem Kriege bewiesen, daß die Preußen auch jetzt noch diesen Namen verdienen, und in der Folge werde ich Dir alle Braven nennen, die als Führer einzelne Trupps bis zum Könige brachten.

Uebrigens ist der Krieg noch nicht zu Ende; die Akten sind noch nicht über den Werth oder Unwerth unserer Armee abgeschlossen, und vielleicht sind in den Schlachten an der Saale nur die räudigen Schaafe ausgemärzt worden, die jetzt zu Hause von ihrem eigenen Fett zehren. Für diese mußte wohl die Stimmung der übrigen Stände sehr beschämend seyn, deren größter Theil an Selbstvertheidigung, und an die Organisation eines Landsturms dachte. Es wurden dem Könige von allen Seiten Pläne und Projekte zu diesem Landsturm eingereicht. Ich habe einige zu Gesichte bekommen, deren Inhalt ich Dir bekannt machen will:

Ein Mann, von dem es wohl niemand erwartete, schrieb folgendes an den König: „Ihre getreuen Schle„sier haben erfahren, daß Sie und Ihre Armee ein „Unglück am 14ten Octbr. betroffen hat, welches für „Ihren Thron und für Ihre Unterthanen in seinen „Folgen gleich verderblich seyn möchte, wenn nicht „bald die zahlreichen Hülfsmittel angewendet werden, „welche die Nationalkraft darbietet, den Feind von „unsern Grenzen abzuhalten. — Ich kann Ihnen im „Namen aller meiner Landsleute, der ganzen schlesi„schen Nation, versichern, daß wir bereit sind, unser „Leben und unser Vermögen für die Erhaltung Ihres „Hauses und unserer uns so werth gewordenen Ver„fassung hinzugeben. Wir bitten blos, E. K. M. „wollen uns nur einen mit Autorisation versehenen „tüchtigen General senden, um uns alle dem Feinde „entgegen zu führen. Schlesien ist voll von braven „waffenfähigen Männern, es hat Nationalkraft genug, „seine Vertheidigung selbst übernehmen zu können. — „Erlauben E. K. M. allergnädigst nur, die nächsten „Mittel zur Organisation eines allgemeinen Landsturms „einschlagen zu dürfen. — Innerhalb der Grenzen der „schlesischen starken Vestungen muß der zum General„Gouverneur ernannte General alle diejenigen sam„meln, welche jetzt schon Heerdenweise aus der franzö„sischen Gefangenschaft entflohen sind, die er mit „Waffen aus den Vestungen zu versehen hat. Die „Landescassen zahlen ihnen den Sold, das Land liefert „ihnen Lebensmittel. Die zurückgekommenen Officiere „können nach Kriegsmanier nicht wieder angestellt wer„den; dagegen mache man die Feldwebel und Unter„officiere zu Oberofficieren, deren nicht so viele, wie „es sonst üblich war, nöthig sind. — Es befinden „sich in Schlesien an 5000 Büchsenschützen, welche bis„her die adlichen und Königlichen Jagden beschossen; „mag das Wildpret für ihnen jetzt sicher seyn, man

„bilde aus diesen Jagd- und Forstbedienten ein Jä„gercorps, welches wegen seiner Kunstfähigkeit im „Schießen dem Feinde großen Abbruch thun wird. „Schlesien hat eine große Anzahl von schönen Pferden, „die mehr als hinreichend sind, eine Reiterey zu orga„nisiren, man setze solche in Requisition, sie würden „dem Feinde doch in die Hände fallen. — Ich habe „gehört, daß 10000 Rekruten in Schlesien ausgehe„ben werden sollen, man nehme sie zur Verstärkung „der größtentheils zurückkommenden schlesischen Regi„menter. Außerdem werden sich Freywillige genug fin„den, die gern Dienste nehmen werden, und E. K. „M können in wenigen Wochen eine neue schlesische „Armee organisirt dem Feinde mächtigen Widerstand „leisten sehen. Dürfte ich von einem Operationsplan „reden, so wäre er folgender: — Die Armee hält „sich stets im Gebirge, und lehnt ihren linken Flügel „an das neutrale Böhmen, und wird auf der rechten „Seite durch die Vestungen geschützt, sie zieht sich „bis gegen die Oberlausitz und in den Plauischen Grund „hinauf, und beobacht von hier aus Dresden, die Elbe „und den Rücken des Feindes, der an die Weichsel zu „marschiren im Begriff ist.“

Dies war ungefähr der Plan, den ich las, hörte aber von keiner Entscheidung des Königs. Endlich (wie Glogau schon erobert war) erschien der Fürst von Pleß als General-Gouverneur von Schlesien, und ein Königliches Manifest, welche in der Hamburger Zeitung gestanden hat. Ob nun jener Plan (viel zu spät) in Erfüllung gehen möchte, das ist zu erwarten.

Glogau hat sich vier Wochen gehalten, obzwar weder seine Fortification, noch seine Besatzung dies hoffen ließen, und dem Commandanten gebührt desfalls alles Lob. — Der Hauptgrund, weshalb diese Stadt capitulierte, war kein anderer, als daß die Truppen zu funfzig in einer Nacht davon liefen, da sie von

iner neuen Insurrection in ihrem Vaterlande Wind ekommen hätten. Der Commandant erwartete einen Sturm, den er nicht abzuschlagen hoffen durfte, des- alb suchte er die Stadt zu conserviren. Der Ort hat hr gelitten, und die Einwohner haben in allen Clas- n sehr viel ausstehen müssen *).

Was in Schlesien gefährlich zu werden droht, ist ie Verzweiflung, welche die Weber im Gebirge er- reift, die durchaus keinen Unterhalt haben. Die Kauf- ute haben sämmtlich allen Leinewandeinkauf eingestellt, a sie kein baares Geld haben und nirgend zu bekom- en wissen. Ihr Wechselplatz (Breslau) ist gesperrt, nd die Hamburger geben keine Commission.

*) Zur Ehre des Kammercollegii zu Glogau führe ich hier noch an, daß dasselbe, den Kammerdirektor Kleckhöfen an der Spitze (der Kammerpräsident Hr. v. Massow hatte Kränklich- keits halber seine Dimission genommen), dem französischen Ge- neralgouverneur von Schlesien, Herrn Bertrand, welcher den Eid der Treue gegen seinen Monarchen von diesem Col- legio verlangte, folgendes erklärte:

„Sie werden einsehn, mein Herr, daß, da unser Souverain, der König von Preußen, uns von dem Eide der Treue nicht entlassen hat, den wir ihn gelobten, wir nicht mit gutem Gewissen einen andern jenem widersprechenden Eid leisten können. Sie würden uns selbst als schlechte Men- schen verachten und auf unsre Dienste nicht den geringsten Werth setzen können. Wir haben zwar größtentheils kein Vermögen, wir wollen aber uns unsern Unterhalt lieber auf jede andere Weise zu erwerben suchen, als einen Mein- eid begehen.“

Hr. Bertrand, gerührt durch diese Erklärung, erwiederte: „Meine Herren, Sie sind völlig in einem Mißverständniß wenn Sie glauben, daß der Kaiser, mein Herr, etwas von Ihnen verlangen könnte, was Ihrer Ehre und Ihren Pflichten zuwider liefe, welche Sie Ihrem Souverain ge- lobt haben. Ich kann und darf Sie aber nicht Ihres Am- tes entlassen, verlange aber durchaus nichts weiter von Ihnen, als daß Sie mir auf Ihre Ehre versichern, nichts vornehmen zu wollen, was zum Nachtheil der französischen Armee und ihren Operationen gereichen könnte.“

Da dieses Versprechen ohne Bedenken geleistet werden konnte, so setzte das Kammercollegium seine Amtsführung fort.

a

Ich hatte im Gebirge zu thun, und ließ hier einige Worte von Landesvertheidigung fallen, fand aber bei den Kaufleuten, einige wenige ausgenommen, keine Zustimmung. Eigentlich war es nur mein Spaß, denn du weißt, daß ich nicht für den Degen geschaffen bin. Die Kaufleute kreuzigten sich vor dem bloßen Wort: Landsturm, und meynten, das könne ja Leib und Leben, Haus und Gut, Leinewand und Bleichen kosten. — Der Kaufmann ist doch stets der schlechteste Patriot, aber der größeste Egoist; er geht nur immer von sich aus und glaubt, der Staat sey um seinetwillen da; er will recht viel Schutz und Unterstützung von der Regierung haben, jedoch blos dafür bezahlen, und zwar so wenig als möglich. Von Schlachten und vergossenem Menschenblut, wenn sie auf seinen Handel keinen Einfluß haben, liest er für sein Leben gern in der Zeitung, aber für den Staat Menschenblut vergießen, und zu dessen Vertheidigung etwas leisten, ist nichts für ihn.

Ein bayerischer Deserteur setzte einige Gebirgsstädter in Allarm, bis er auf einem Dorfe arretirt wurde. Der schlichte Gebirgsbewohner, besonders die Contrebandiers, sind voll von Muth, der Städter gehört in die Cathegorie der alten Weiber.

Vier und vierzigster Brief.

Berlin den 31. Dec. 1806.

Zum Schluß dieses für Preußen so verhängnißvollen Jahrs, in welchem die Regierung zu zwey gleich zerstörenden Maaßregeln griff, zur Fabrikation eines auf nichts begründeten Papiergeldes, und zu einem Kriege mit seinen natürlichen Alliirten, wozu keine Motiven

ſich auffinden laſſen, die nicht vorher ſchon da waren, wirſt Du mir erlauben, das künftige Schickſal dieſes mir ſo werth gewordenen Staates zu prognoſticiren.

Preußen iſt jetzt, wie es ſcheint, aufgelöſt, weil die vorige Regierung ſich von der Fundamentalverfaſſung entfernte, die vier Regenten ſeit hundert Jahren dieſem Staatsverein zur Baſis unterlegten, und weil die jetzige Regierung nicht mehr ſtark genug war, dem Strom des Verderbens einen Damm entgegenzuſetzen.

Preußens Macht war auf das Militair, dieſes auf die Finanzen, das Militair in ſich auf das Ehrgefühl begründet; die organiſchen Geſetze lagen in dem Willen des Einzigen, der an der Spitze ſtand. Friedrich Wilhelm II. ließ die Armee ausarten, und vernichtete das Finanzweſen, in ihm war weder Wille noch Kraft, mit dem Zeitalter und ſeiner Entwickelung fortwirkend organiſche Geſetze zu ſchaffen, oder die alten zu erhalten; ſeine Gewalt ging auf einen Areopagus über, der ſein Privatintereſſe dem des Staats vorzog.

Friedrich Wilhelm III. konnte dem Verderben nicht mehr Einhalt thun, weder das Alte erhalten, noch etwas neues Beſſeres erſchaffen, ſo gern er es auch wollte; die Gewalt ging auf zwey ſich entgegenwirkende Körper über, auf das Cabinet und den Staatsrath. Daher viele Berathſchlagung, keine Handlung, keine Energie, kein Erfolg. Von dem alten Staatsgebäude ſtand nur noch die ſchöne aufgeputzte glänzende Schaale, dem Unkundigen ſchien dieſer Pallaſt Wind und Wetter zu trotzen, die Mittagsſonne warf ihre brennenden Strahlen darauf, und der Pallaſt ſtürzte zum Erſtaunen der Zuſchauer zuſammen. Wer nun die Bauſtelle benutzen will, der nehme neue Gewerken an, und führe einen ganz neuen, dem Zeitalter angemeſſenen maſſiven Bau auf.

Friedrich hatte, wie ich Dir schon vor
Jahren schrieb, sein Staatsgebäude auf Princ
dirt, die dem Zeitalter angemessen waren, man
solche nicht aufgeben, sondern nur modificiren
ließ aber stehen, was geändert werden, und n
ein, was nothwendig stehen bleiben mußte. M
dem Adel immer noch ausschließend die Officiers
der Armee, und hob das Magazinwesen und d
bertsche System auf.

Wenn Friedrich etwas versah, so war es
anders, als daß er dem Staate keine Funda
oder organische Gesetze gab, und solche unter G
eines aus allen Classen der Unterthanen best
Senats setzte, wodurch seinen Nachfolgern un
Ministern die Hände gebunden worden wären
Gute einzureißen. So war die Entwickelung de
ßischen Staats von seiner Abründung im Süd
hängig, das unverständige Cabinet (1793) such
solche im Norden hervorzubringen. — Frag
warum Friedrich dies nicht that? So löst s
Problem vielleicht durch seine Ueberzeugung au
keine Fortdauer sey, und daß ihm alles glei
wär, was nach seinem Tode geschehen möchte.

Vielleicht wäre es für den preußischen no
zur Vollendung gediehenen Staatskörper am zi
ßigsten gewesen, wenn in der Regentenfolge das
tionssystem angenommen worden wäre, wod
Rom Jahrhundert lang die talentvollsten und
dersten Köpfe der Nation den Thron einnahm
Sind aber auch die preußischen Armeen geschlag
Vestungen des Landes genommen, der König v
Regierung in den entferntesten Winkel des Sta
geklemmt worden; sind auch die Manen Frie
durch Reichstruppen bewacht, denen vor 50 Jahr
Name schon ein Schrecken war; so folgt daraus
gar nicht, daß der preußische Staat aufgelöset u

richtet werden müſſe; denn der, welcher jetzt die Weltbegebenheiten lenkt, Napoleon, wird nichts anders wollen, als was dem Intereſſe Frankreichs angemeſſen iſt. — Man glaubt, der Kaiſer werde Pohlen wieder herſtellen, er werde England in Rußland erobern, in Petersburg werde er den Frieden diktiren.

Der einzige Grund zur Vernichtung des pohlniſchen Reichs war das Verhältniß der Unterthanen zu ihren Grundherren, mit einem Wort, die Feudalariſtokratie. Der Entwickelung in dieſem Lande war durch ſeine geographiſche Lage ein Riegel vorgeſchoben. — Wer dieſe Hinderniſſe nicht ſogleich entfernt, der kann den Staat nicht ſelbſtſtändig machen. Er muß einen Mittelſtand erſchaffen. – Wollte er durch ein Machtwort die Claſſe der Bauern zu Eigenthümern erheben, ſo hilft dies zu nichts, denn die Individualität des pohlniſchen Bauers ſtrebt ſelbſt dieſer Entwickelung entgegen. In weſſen Hände würde die Regierung fallen? In die des Adels! Welche Selbſtſtändigkeit dieſer hervorzubringen vermag, das können wir aus der Geſchichte aller Reiche entlehnen, wo er dominirte. — Umgeben von Rußland und Oeſtreich würde der König von Pohlen ſtets neuen Angriffen ausgeſetzt ſeyn. Pohlen kann nur langſam zur Entwickelung unter der Herrſchaft der benachbarten Staaten gedeihen, und für Preußen iſt dieſe Souveränität eine Laſt, wie ich Dir oft geſchrieben habe. Wäre es jetzt durch dieſen Krieg möglich, ihr zu entſagen, mit beyden Händen möchte es darnach greifen.

Nimm einmal die Charte von Pohlen zur Hand, und betrachte die Grenzen des ruſſiſchen Reichs. Napoleon hat ſeine Operationslinie bis hinter den Bug, bis Tykozin ausgedehnt. Jetzt noch beſetzen ſeine Truppen das Terrain von den Küſten der Oſtſee bis an die Grenze des neutralen öſtreichiſchen Weſtgalliziens. Sieh' dagegen die Breite des Gegenſtandes, auf den die fran-

zösischen Armeen wirken müssen. Es ist die Linie von Pilten in Curland bis an den Dniester, bis nach Mohilow. — Sieh die Menge von Flüssen, Seen, Morästen, Wäldern und Wüsteneyen, die diese Länder verunstalten, und Du wirst mir Recht geben, daß es hier schwer zu kämpfen ist.

Rußland und Frankreich mögen sich über der zusammengestürzten Pforte die Hände reichen, sie mögen die Dardanellen und den Canal von Constantinopel vom Peststoff befreyen, und einen lebendigen Handel zwischen den Häfen des mittägigen Frankreichs und denen des schwarzen Meeres eröffnen, so wird Englands Uebermuth besser gedemüthigt, als durch Napoleons Anwesenheit in Petersburg. Was sich nicht halten kann, mag fallen, wie das Reich der Ottomannen.

Was Preußen anlangt, so muß es Frankreich conveniren, daß hier eine Macht fundirt wird, die, zu schwach Frankreich zu schaden, Stärke genug hat, dem nach Süden eindringenden Norden zur Vormauer zu dienen, und Oestreich die Waage zu halten. — Mag immerhin Westphalen mit Holland vereinigt bleiben. Dieser Staat kann dadurch früher zu seiner ehemaligen Macht wieder emporsteigen. Mögen der Fürst von Fulda und der Herzog von Braunschweig Großherzöge von Großpohlen und Litthauen werden, so kann ganz Niedersachsen dem preußischen Staate zur Entschädigung dienen. — Die Nationalkraft wird dadurch eher steigen als fallen. Freylich werden wir nach dem wiedergekehrten Frieden nicht mehr nöthig haben, 250000 Müssiggänger zu füttern, und im Auslande Taugenichtse zu kaufen, um sie zum Spaß in bunte Lappen zu kleiden. Freylich werden wir den Erbadel vernichten müssen, wenn auch die Dominien bleiben, wie sie sind: Freylich werden wir die Impulsionskraft an der Spitze des Staats in der Einheit feststellen müssen, und neuer or-

ganischer Gesetze bedürfen. Ob dies aber ein Unglück wäre, das bezweifle ich.

Groß waren seit 10 Jahren die Pläne des großen Genies Napoleons, jetzt ist der Schleier noch nicht gelüftet, der die neuesten bedeckt. — Bisher hat er sie alle vollendet. — Als Preuße schmeichle ich mir mit der Hoffnung, daß ein so großer Kopf, wenn er Englands Handelsmonopol vernichten, und dem nordischen Riesen, der seine Hände nach dem Süden ausstreckt, auf die Finger klopfen will, sich dazu besser eines Königs von Preußen, als eines Marquis de Brandenbourg bedienen könne *).

Wer glauben kann: Napoleon wolle in Norden Eroberungen machen, der irrt sich; wollte er auf diese ausgehen, warum nahm er nicht längst Spanien und Portugal?

*) S. Note H.

Zusätze.

Erster Zusatz zu Seite 1.

Heute fiel mir der erste Brief in die Hände, den i
1786 schrieb, dies veranlaßte mich, die ganze seitd
Dir geführte Correspondenz zu sammeln, zu ordnen
Dir einige Erläuterungen darüber mitzutheilen.

Jener erste Brief enthält eine Prophezeihung
Vaters, Du würdest aber irren, wenn Du solche
die jetzige Vernichtung des preußischen Staats erfüllt
hen wähntest. Mein Vater konnte im Deutschen kei
fremden Sprachen entlehnte Worte leiden, so lange e
ein deutsches Wort gab, welches einigermaßen für d
griff paßte, den andere durch ein aus andern Sp
entlehntes Wort ausdrücken wollten *).

Störenfried hieß ihm ein Reformator, und er
wohl Friedrich Wilhelm III. damit, von de
Publikum in jener Zeit erwartete, er werde alles
herstellen, was Friedrich Wilhelm II. verderben n
da Friedrich II. von ihm gesagt hatte: Du wir
Schlesien nicht nehmen lassen.

Man muß gestehen, daß Friedrich Wilhel
alles gethan hat, was er vermochte, dieser Idee zu e
chen; das sündhafte Zeitalter war ihm aber zu m
Die jetzt erfolgte Zerstörung der preußischen Regierun
sah 1786 wohl kein Sterblicher vorher.

Zweyter Zusatz zu dem Abschnitt: Insurrec in Südpreußen. S. 61.

Der General Manstein, der in Kosten 1794
pohlnischen Insurrection, bei einem Ueberfall, in ein
Faß kroch, ist todt, und kommandirte das jetzige Reg
Holzendorf in Oppeln. Dies Factum verhielt sic
gendermaßen:

Dieser General hatte ein Corps von 1500 Man
ter seinen Befehlen, womit er nach Posen über Kosten

*) S. Note 1.

schiren sollte. Kosten war voll von Insurgenten, die, ihm unsichtbar, bei den Bürgern ohne Montirung versteckt waren. Aller Warnungen ungeachtet ließ der General, wie er hier ankam, absatteln, und setzte sich mit seinem Regiments-Chirurgus Rosenfeld im Gasthofe zu Tische. Plötzlich entstand Lärm auf der Straße, der General erschrak, entfernte sich schnell, lief in den Keller, fand hier ein grosses leeres Faß und kroch hinein; die Insurgenten stürzten in die Gaststube, und fanden Hrn. Rosenfeld mit entblößtem Degen, der sich ihnen widersetzte, und sich tapfer vertheidigte. In der Vorstadt lagen Husaren; ein Trompeter von ihnen blies Lärm, und wollte in die Stadt sprengen, der Thorsteher zog aber den Schlag herunter, der Trompeter setzte darüber weg, blies in der Stadt Lärm, die Truppen eilten herbey, vertrieben die Insurgenten, und befreyeten ihren Chef, ohne seine Ordre, aus seinem unbequemen Schlupfwinkel.

Dritter Zusatz zu S. 63 und 64.

In dem ersten französischen Kriege glaubten die Feldherren der Alliirten, die französischen Generale zu beschimpfen, wenn sie ausbreiteten, es wären Menschen aus der gemeinsten Classe — Schuhmacher und Schneider; vom General Houchard hieß es, er sey ein Stiefelwichser gewesen. Wie sie von diesen Generalen geschlagen wurden, ersann man ein anderes Mährchen, man sagte: die neuen bürgerlichen französischen Generale hätten von ihren vornehmern Vorgängern, einem Türenne, Marschall von Sachsen u. a. ganz bestimmte Vorschriften, Pläne und Dispositionen gefunden, wie man in jedem Terrain in Belgien und am Rhein eine Armee kommandiren müsse; diesen Vorschriften folgten sie blindlings. So lächerlich dies war, so wurde es doch geglaubt, denn man konnte sich nicht von dem Vorurtheil loß machen: daß ein Feldherr aus einem andern, als einem adlichen Schooß, gebohren werden könne. Jetzt weiß man aber: daß der größte Theil der französischen Generale aus Männern bestand, und noch besteht, die in ihrer Jugend eine hinreichende Bildung, und sehr viele eine militairische Erziehung erhielten; manche aber z. B. Moreau u. a. wenn sie auch, ehe sie ihre militairische Laufbahn anfingen, in einem andern Stande lebten, vermöge ihrer Genialität sich selbst zu Feldherren bildeten.

Vierter Zusatz zu S. 85.

Die Gräfin Lichtenau saß einige Jahre in G
auf der Vestung. Sie kaufte sich hier das schönste
richtete solches auf das geschmackvollste ein, gab hier
und Gesellschaft. Wer in Glogau irgend auf Wisse
und Kunst Anspruch machte, oder für einen genia
Kopf galt, den zog sie in ihre Cirkel. Der bekannte
hardt zog an ihrem Wagen, und man sagte dama
habe sie heyrathen wollen. Benkowitz, der Verf. d
talis ꝛc. die beliebtesten Mitglieder des Fallerschen
kers, Herr Nagel u. a. ließen sich den Wein der
sin schmecken. Unter ihnen befand sich ein verun
Guthsbesitzer, der, da es mit dem Gütherhandel m
hen wollte, sich mit der Poesie und den schönen K
befaßte, er nannte sich Baron Fink, und ist jetzt
ter in Knaben, einer kleinen Stadt an der Oder.
addressirte sich Herr Fantano, der beym Döbbel
Theater in Posen Lichtputzer gewesen war, ein junger
ner, feuriger Italiäner, und bat, ihn als Lautenschläg
Gräfin vorzustellen. Es geschah und er entzückte.
Gräfin ließ ihn täglich zu sich kommen, um sein rei
Spiel und seine volle Stimme zu hören; nach einige
chen nahm sie ihn ins Haus.

In ihren Vermögensangelegenheiten führte sie m
Könige einen Proceß. Er war es mude, sich noch
diese ihm ekelhafte Sache vortragen zu lassen, und
der Gräfin unter der Bedingung die Freyheit zu sch
wenn sie auf alle weitere Ansprüche Verzicht leistete.
geschah, und sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als
Fantano in Wien zum Herrn von Holbein ums
zu lassen, worauf sie ihn heirathete, und sich in B
niederließ. Sobald diese Heyrath erfolgt war, such
junge Gemahl bei jüngeren Frauen Befriedigung,
war es, der den Herrn Trojer gegen seine Frau eif
tig machte, die er erstach, und dann enthauptet
Jetzt hat Herr von Holbein die Gräfin verlassen un
sichert: „Er wolle lieber von neuem Lichter putze
die Wünsche einer alten Maitresse befriedigen.“ —
nach Wien gegangen, wo sie ihr Leben zu beschlie
denkt.

Zusatz ad voc. Requisitionen.

Insofern die Franzosen der englischen Industrie
Einfluß auf den preußischen Boden mehr verstatten, u
englischen Aufkäufer roher Producte von den deu
Märkten verscheuchen, so wäre dieser Zweck wohl für

den keine Veranlaſſung zum Kriege geweſen; im Gegentheil dürfte Frankreich und Preußen, ſo wie ganz Deutſchland, hierin ein gleiches Intereſſe haben.

In der Ausführung dieſes großen Plans erſcheinen aber große Hinderniſſe.

Deutſchland litt bisher an der engliſchen merkantiliſchen Univerſal-Despotie, wie ein Patient, an einem um ſich freſſenden Krebs; der Arzt erſcheint, und will den Leidenden durch einen Schnitt von dem Geſchwür befreyen, (es iſt das einzige noch übrige Heilmittel) er muß vorſichtige Maaßregeln nehmen, damit ſein Patient ſich nicht zu Tode blute.

Indem die Franzoſen die Küſten der Nord- und Oſtſee dem engliſchen Einfluß ſperren, braucht England Weſtphalien wegen der Ausfuhr deutſcher Producte des Kunſtfleißes. Die mit dieſem Staate in enger Verbindung geſtandenen Hanſeeſtädte, ſo wie die übrigen deutſchen Handelsplätze, verlieren einen großen Theil ihrer Capitale, welche den inländiſchen Fabriken das Leben gaben, und dieſe gehen ihrer Vernichtung entgegen *).

Der jetzt die preußiſchen Staaten verwüſtende Krieg ſoll auf Koſten derſelben geführt werden, deshalb iſt das Requiſitionsweſen eingeführt. Die Franzoſen ſetzen ſich in den Beſitz der Reſultate der Induſtrie, des baaren Geldes, durch Contributionen; es tritt nichts an deſſen Stelle. Dieſe Laſt wäre gleichmäßig zu vertheilen, die Städte und der Mittelſtand dürften ſie nicht mehr fühlen wie der Guthsbeſitzer.

Es iſt bekannt, daß nach Friedrichs Syſtem der Schatz, die Banken, Lombards und die Seehandlung bisher in der Geldcirculation das Herz waren, das Geld ſtrömte hier ab und zu. Dieſe Inſtitute waren die Geldcaſſirer für die ganze Nation; ſie ſind jetzt entfernt, mit ihnen der größte Theil des baaren Geldes, mithin iſt es um alle Circulation geſchehen; Handel und Induſtrie liegen gänzlich darnieder. — Fur die preußiſche Armee wurden 14 Millionen Thaler vom Lande contribuirt und eingenommen, aber auch eben ſo bald wieder ausgegeben. Die Armee und ihre Ausgabe exiſtirt nicht mehr, die Abgaben ſind geblieben.

Schleſien zog durch den Leinenhandel allein 5 Millionen vom Auslande. Hamburg hat einen Theil ſeiner Capitale in dieſen Handel geſteckt, was aber die inländiſchen Kaufleute vom Auslande an Wechſeln einzogen, wurde in Breslau diſcontirt; ſeit hier weder eine Bank noch Geld mehr iſt, hat aller Handel aufgehört, es wird keine Leinewand mehr eingekauft, und die Weber, welche davon ihr tägliches

*) S. Note K.

Brod hatten, werden ihre Abnehmer (die Kaufleute)
dern, von denen sie gedrückt zu seyn wähnen.

Die französischen Heere bezahlen ihre Bedürfnisse
sie nehmen solche durch Requisitionen, die Einwohn
ben ihre Bestände hin, aller Erwerb ist ihnen abgesch

Diese Darstellung der unglücklichen Lage des preu
Staats ist der Wahrheit gemäß. — Ich glaube, daß
vorhanden sind, um sowohl die Bedürfnisse der Trup
befriedigen, als auch den Wohlstand des Landes
völlig zu Grunde zu richten.

Bei der Ausführung dieser Idee stoßen dem B
ter zwey Fragen auf: 1) Was erfordert die fran
Armee zu ihrer Subsistenz, und in wie weit ist d
fische Möglichkeit vorhanden, diese Bedürfnisse au
eroberten Lande zu nehmen, ohne die Einwohner zu
zweiflung zu bringen? 2) Auf welche Art und Wei
die Last gleichmäßig vertheilt werden?

Beyde Fragen muß derjenige auflösen, der eine
Kenntniß des National-Reichthums hat. Nach Fried
System war bei uns der Grund und Boden am we
direkt belastet, die Städte waren die Quellen, aus
er schöpfte, und er legte ihnen das platte Land unt
dem solches gezwungen war, seine rohen Producte a
Märkten in den Städten zu verkaufen und hier die
stände des Luxus einzukaufen. In neueren Zeiten ha
aber dies System theilweise verlassen, die Abgabe
Städte sind zwar geblieben, keinesweges aber das a
sie günstige Verhältniß gegen das platte Land; man ha
strenge darauf gehalten: daß die Guthsbesitzer ihre
Producte zu Markte in die Städte fahren mußten
Aufkäuferey wurde nicht strenge genug bewacht, di
fuhr roher Producte war häufig erlaubt, die Bier
Branntwein-Fabrikation war sehr hoch in den St
auf dem Lande nicht versteuert. Es wurden im We
Defraudation eine Menge auswärtiger unversteuerter
sumtibilien und Waaren auf dem platten Lande
schwärzt, die man in den Städten versteuern mußte

Der Guthsbesitzer erhielt durch die Pfand-Credi
me große Capitale zu neuen Anlagen in die Hände, di
städtischen Erwerbfleiße entzogen wurden, wogegen die
ken, die für den Handel von Friedrich organisirt
zuletzt sogar Hypotheken discontirten, und ihrem erste
dations-Zweck nicht mehr entsprachen. Daher ist der
stand seit 20 Jahren verarmt, der Guthsbesitzer hat g
nen; daher ist des Geldes weniger und doch die S
theurer geworden, da jenes in zu wenige Hände fiel
der Handlungsbilanz nachtheilig wurde. — Sollen
durch den Krieg die Städte nicht völlig ruinirt, mit

r der Mittelſtand nicht zu Grunde gehen, aller Handel Induſtrie verſchwinden, und wir dadurch den Engländ indirekt in die Hände fallen, ſo muß die Requiſitions- Einquartierungslaſt gleichmäßig vertheilt werden. Bis hat man mehr die Städte als das Land bequartiert, dies die Natur der Sache begründet. Alle Bedürfniſſe fremden Truppen, ſo wie der Betrag der Contribution, alles, was die Sieger fordern, wäre zu einem baaren nto ein für allemal in den eroberten Provinzen auszu ; dies Quantum muß Verhältniß zu dem Nationalein nen und davon bisher entrichteten Staatsabgaben haben, den Einwohnern ein Surplus des Ertrags bleiben, mit ſie leben können. Die Repartition der aufzubringenden ſitionen aller Art mußte auf ſämmtliche Einwohner Staats fallen, welche den Nahrungsſtand ausmachen. Sobald im Verhältniß zu dem Nationaleinkommen der ag der Bedürfniſſe der fremden feindlichen Truppen eſetzt wäre, könnte man folgendes Princip der Haupt- eilung annehmen: Die Staatseinnahme kömmt 1) aus Domainen; 2) von der Induſtrie durch Accise; 3) von nd und Boden durch Contribution; 4) von ſämmtlichen ohnern vermöge landesherrlicher Regalien, wohin die ; Conceſſions- und andere Gefälle gehören.

Iſt nun pro Thaler des Staats-Einkommens der zu nde außerordentliche Beytrag feſtgeſetzt, ſo könnte man Einnahme sub 4. den Grund und Boden hinzurechnen, die Contribution nach einem viel zu geringen Maaß- angenommen worden iſt.

Geſetzt, das Staatseinkommen betrüge 20 Millionen, t jede der oben angegebenen Einnahmen ein Viertel 5 Millionen beitrugen, und der Feind forderte 20 Mil- n Requiſition, ſo müßten die Domainen 5 Millionen Domainen-Ertrag und ihren Beytrag zahlen, inſofern Domainen-Unterthanen contribuabel ſind. Die Städte len 5 Millionen, inſofern ſie accisbar, und ihren Bey- inſofern ſie contribuabel ſind; 10 Millionen würden nach dem Maaßſtabe der Contribution erhoben. — Jede ainz trüge aber die Laſt nach Maaßgabe ihrer Provin- innahme-Etats. In den Domainenämtern wurde von Domainenunterthanen ein Beytrag vom Amte gefordert, von ihren Dominialpräſtationen zu leiſten wäre, ein an- r vom Kreisſteueramte mit der Contribution. Das Amt t den Reſt vom Vorwerksertrage

Da auf dem platten Lande in den eroberten Provinzen Adel von ſeinen Vorwerken keine Steuern oder nur erpferde entrichtet, ſo wird derſelbe zu dieſer außeror- lichen Steuer auf den Grund ſeiner Ausſaat mit hin- zogen. In den Städten werden die neuen Abgaben

mit der Accise erhoben, dem Einwohner des platte
aber solche beim Ausgange versteuerter Waaren abge

Statt alles baaren Geldes müßte eine jede Pr
sich in solidum über ihren Beytrag Scheine
welche statt baaren Geldes anzunehmen und in
sonen wären. Der Betrag für ein jedes Dom
Commune würde in die Hypothekenbücher eingetr
jene Scheine erhielten die Rechte der Pfandbriefe
letztern jedoch auch in Zahlung anzunehmen wäre
Provinz errichtete Amortisationscassen; ein jed
buent zahlte dahin 5 Procent von seinem Beyt
in 20 Jahren das Ganze abzutragen. Es würd
alsdann von obigen 20 Millionen Requisition nur
jährlich aufgebracht. Die französische Regieru
diese Steuerscheine statt Geld, und zahlt dami
Bedürfnisse nach einem festen Preise; den Sold
yen, den der Civilofficianten und kriegsgefang
iere. — Es wird den Soldaten dann vorschriftm
tier und Kost gereicht, bestimmt, wie beides beso
soll, und der Preis festgesetzt, der dem Wirth zu
ist. Eben so wird es mit Getraide, Getränke,
Rindvieh ꝛc. gehalten. — Damit der Wechselcour
hat, werden Interimsbanken, wo deren nöthig ge
etablirt, und die Wechsel mit Steuerscheinen di

Bei dieser Methode erscheint nur eine Clas
wohnern, die leer ausgeht: die Capitalisten, d
Lande leben; denn wohnen sie in den Städten, so
die erhöhte Accise. Auch sie müssen herangezogen
Man lasse ihnen die Wahl, entweder in den Pro
ten zu wohnen, wo sie keinen direkten Abzug
Renten zu erwarten haben, da sie alsdann die Acc
indeß wenn sie auf dem Lande leben wollen, so
von jedem Thaler ihrer Einnahme an Zinsen eben
chen Beytrag geben, als der Guthsbesitzer nach
seiner Contribution zu zahlen verpflichtet wäre
Beytrag dem letztern zu Gute kommen muß.
über diesen Plan: „daß der Feind sich durch d
scheine in den Besitz der Sachen setzen würde,“
richtig; es wird aber dadurch bewirkt werden, d
mit Gleichheit getragen, und solche weniger fü
da man sie in zwanzig Theile zerlegt, und auf zwa
verschiebt, in denen man sie durch Fleiß beseitig

Jetzt werden uns sämmtliche Resultate unse
und der Industrie, Geld und Sachen, genommen
gen, welche sich im wirklichen Besitz des baar
befinden, die Capitalisten, tragen am wenigsten.
welche nur ein scheinbares Vermögen haben — d

Aber in den Städten, sollen den größten Antheil an der Last tragen.

Die reichen Inhaber des baaren Geldes, die Juden, indem sie geschont werden, wirken noch empfindlicher auf die Eigenthümer, Officianten u. a. die wenig Geldvorrath haben; man sucht bei diesen das baare Geld, sie müssen es wieder suchen, und erhalten es kaum gegen ungeheure Abzüge auf unzerstörbare Sicherheit.

Nimmt man in den preußischen Staaten einen Geldvorrath von 40 Millionen vor dem Kriege an, was sehr viel ist, so ging ein Drittel gewiß mit den Königlichen Cassen, Banken ꝛc. über die Weichsel, ein Drittel ist noch in den Händen der Juden und ein Drittel mag noch in Circulation unter den übrigen Staatsbürgern seyn, die nun zu unerschwinglichen Contributionen herangezogen werden.

Zusatz zu S. 212, bei dem Ausdruck:

Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

„Kurz nach Errichtung der Bürgergarde revidirte ein „Officier derselben seine Wachen, und fand einen Bürger „im Schildhause ruhig schlafen; er weckte ihn auf und „verwieß ihm seine Schläfrigkeit. Schlaftrunken vertheidigte er sich mit den Worten: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“

Ueber den Charakter der Berliner.

Jede Residenz eines Staats zeigt einen eigenthümlichen Charakter, dies hat seine natürlichen Ursachen: die mehrsten Menschen sind mehr für Eindrücke empfänglich, die sie empfangen, als im Stande, auf andere einzuwirken; sie haben mehr Einbildungskraft im Auffassen als Phantasie im Hervorbringen.

Jede Residenz, die oberste Staatsgewalt in ihrer Mitte, ist der Centralpunkt, aus welchem auf die Nation eingewirkt wird; die hier residirende oberste Staatsgewalt bildet ihren Charakter, sie ist für das Ganze das Herz; alles strömt aus ihr hervor, und geht dahin wieder zurück. — Ist die Residenz noch zugleich eine Stadt, wie London, die über den Welthandel gebietet, so hat auch diese Eigenschaft einen großen Einfluß auf ihren eigenthümlichen Charakter. Alle wichtige Staatsrevolutionen, alle und jede Volkserziehung ging stets von der Residenz aus. — Auf eben diese Weise bildete sich der Charakter der Berliner, und wenn die verschiedenen Provinzialhauptstädte, Breslau, Königsberg, Warschau ꝛc. eine ganz andere Ansicht gewähren wie Berlin, so liegt es darin, daß der preußische Staat ein künstliches

Machwerk, ein Produkt der Kunst, aus vielen het
Bestandtheilen zusammengesetzt ist.

Seit dem großen Churfürsten war die Tend
preußischen Staats militairisch, dies blieb bis
heutigen Tag. Bis zu dem höchsten Punkt des Rul
die preußische Armee erstieg, bis zum Jahr 178
Beendigung der holländischen Campagne, gab das
in Berlin, besonders die Haustruppen, den To
Die Söhne der Ersten des Adels ließen sich diese
einverleiben, und wirkten dann durch ihren Stand
Geld auf die Masse. Ganz den verfeinerten physis
nussen hingegeben, thaten sie das Ihrige und tr
allen Kräften dazu bei, moralische Verderbtheit (u
ten das sundhafte Zeitalter) herbeizuführen. Seit
gierung Friedrichs theilte sich dem Berliner
etwas mit, was die Folge seiner Denkart und Ha
weise war. — Unter seinem Vorfahren, Friedri
helm I. bestrebte sich alles der Frugalität, der
keit und bürgerlicher Sitten. Wenn er auf der S
schien, und sah Jemand müßig stehen, so sagte
wohl eine Sottise. Er war religiös, und die er
in Berlin versäumte keinen Gottesdienst.

Friedrich liebte die Wissenschaft, die Kunst
Denkfreyheit, er verachtete alle Bigotterie, und bek
sich um den Glauben seines Volks nicht; er wa
liebte die Freuden der Tafel, und über die Mora
Unterthanen glaubte er zu wachen sich nicht beruf
seinen Befehl liest man in Berlin Bordelle anlege
es eine nothwendige Polizeymaaßregel schien. Er lie
auf alle Weise verschönern, begünstigte die Indu
den Luxus, und erhielt die Bedurfnisse erster Not
keit immer in einem wohlfeilen Preise. — Der C
der Berliner nahm hiernach seine Richtung. Sie
sich der Literatur und der Kunst, sie übten sich
witzig zu seyn (selbst der Pöbel), sie bestrebten sich
zu wohnen, das Moderne war in ihren Augen im
Schöne, dies in ihrer Lebensweise zu erreichen,
höchstes Ziel. Die Freygeisterey, Gespört über Reli
liederliches Leben, und der üppigste höchste physisch
waren Zweck ihres Daseyns.

Friedrich II. war der Held des Jahrhundert
Armee die unüberwindliche, diese Vorzüge eigneten
Berliner an, stolz sahen sie auf alle Provinzialen he
ächtlich behandelten sie den Ausländer, unhöflich de
den, der Friedrichs Denkmahle in Berlin auf
Schlug Friedrich die Oestreicher, Russen und Fr
so sagte jeder Friseur: „Wir haben sie geschlagen.
Friedrichs Tode hat dies noch so lange fortgeda

die franzöſiſche Revolution ausbrach, wodurch alle Berliner Tonangeber in Demokraten verwandelt wurden. In den Tabagieen und in den Kaffeehäuſern ſetzten ſie damals Könige und Fürſten ab, ernannten Conventdeputirte, und reformirten alles von Grund aus. — Das nachher befolgte Neutralitätsſyſtem war ihnen zuwider, ſie ſahen vorher, Preußen werde dadurch die ſo lange in Europa behauptete Autorität verlieren, darum wollte die Maſſe den Krieg gegen Frankreich.

Das Berliner Volk iſt nur für den Genuß vorhanden, es iſt für Geld zu haben, wozu man es nur brauchen will. Es iſt brav im Wortkriege, wo die Wein- und Bierflaſchen auf dem Tiſche ſtehen; zu einem Aufruhr ſind höchſtens die Gaſſenjungen geneigt; die älteren Berliner Knaben rottiren ſich nie aus einer ernſtlichen Begierde zu einer ernſthaften Schlägerei zuſammen, ſondern bloß aus Neugierde, um zu ſehen, was es giebt. Sieht Jemand z. B. aufmerkſam auf einen Punkt, ſo ſammelt ſich ſogleich ein Haufen um ihn; die Entfernteren, die dies ſehen, eilen im Fluge herbei, um was Neues zu erfahren: bald ſind Hunderte verſammelt, und keiner weiß warum, denn der Spaßmacher, der Aufmerkſamkeit erregen wollte, hat ſich heimlich entfernt. — Auf eben dieſe Art belügt einer den andern mit Neuigkeiten, die beſonders jetzt von Mund zu Mund gehen. Der eine erdichtet eine den Wünſchen des Publikums entſprechende Mähr, der zweyte verſchönert, der dritte vergrößert ſie, und der vierte macht ein unleugbares Faktum daraus.

Nichts iſt ſchwankender wie die Weiber in der Liebe, die legen die Liebhaber an und ab, wie man Handſchuh an- und auszieht. Sie haben weiter keinen Zweck bei dieſer Verbindung als phyſiſchen Genuß, oder die Ehe, um ein Aushängeſchild für die Sicherheit ihrer Geilheit zu erhalten, auch wohl deshalb, um einen Mann ihren Liebhaber zu nennen, der in der Mode iſt. — Es iſt nicht außerordentlich, daß Mutter und Tochter einen Liebhaber haben, und das Leben einer Giftmiſcherin hat in Berlin nichts verworben.

Nichts iſt lächerlicher, wie der Patriotismus der Berliner. Unter den Alten beſeelte jedes Individuum das reine Gefühl der Vaterlandsliebe: Die Lazedämonier bei Termopylä. — Bei den Berlinern beſteht die Vaterlandsliebe im Geldbeutel. Um aber patriotiſch zu ſcheinen, benutzen ſie auch die Gelegenheit, wo man in Maſſe verſammelt iſt, als Schauſpiel, die Concertſäle ꝛc. wo man den einzelnen Grimmler oder Klatſcher nicht leicht entdeckt.

Mit zehen franzöſiſchen Gendarmen iſt Berlin in Ordnung zu halten. Der Pöbel in Berlin iſt der furchtſamſte,

den es giebt; gefährlicher ist Breslau und Magdeb
würde den Berlinern zu viel Aufmerksamkeit schenk
man glauben könnte, sie würden revoltiren. —
könnte es ein Murren veranlassen, wenn man sie
ter der Weinflasche raisonniren, und sich einander
Neuigkeiten aufheften ließe.

Ich würde den Berlinern Unrecht thun, wen
alle über einen Leisten schlagen wollte. Eine
Menschen ist hier sehr rechtlich, dies sind diejenig
che das andere Gesindel Spießbürger zu nennen pfl
Classe besteht aus den ältern Bürgern, die die ga
arbeiten, am Sonntage die Kirche besuchen, dann
Familie in den Thiergarten gehen, und im Freien
gebrachtes Abendbrod verzehren; zuweilen in ir
honetten Tabagie eine Flasche Bier trinken; al
die Zeiten Friedrichs erinnern. — Die Classe
schen, welche auf diese folgt, ist ein wahres Bett
Lumpengesindel, die zu allen Schandthaten für se
zu erkaufen sind. — Die höhern Stände sind
der Genußliebe untergegangen, daß sie nur darin
— Einen guten Zug haben die Berliner in ihre
ter: Es ist Wohlthätigkeit. Sehr oft hat diese ei
tern Grund: Leichtsinn und die Sucht zu glä

Noten und Anmerkungen des Setzers.

A. zu Seite 13.

Es ist auffallend, wie sehr sich die Preußischen Söhne bemühen, immer Catharinen über die Theilung Pohlens anzuklagen, ohne die nöthigen Beweise hinzuzufügen. Das Project der ersten Theilung (1772) rührte ohnstreitig von Friedrich II. her, dem daran liegen mußte, das Königreich Preußen mit Pommern und Brandenburg durch das dazwischen liegende Land in Verbindung zu setzen. Der Prinz Heinrich leitete die Sache bei seiner Anwesenheit in Petersburg ein, und Catharine bot die Hände dazu, um die in ältern Zeiten abgerissenen Provinzen Mohilow und Polozk wieder mit Rußland zu vereinigen. Der Fürst Potemkin konnte hierbei nicht mitwirken, weil er damals noch keinen Einfluß hatte. Als er späterhin zu den ersten Stellen empor gehoben wurde, kaufte er sich in Pohlen Güter an, und man hatte ihn in Rußland in Verdacht, daß er selbst nach der Krone Pohlens trachtete. Auch verheyrathete er eine seiner Nichten (Fräulein Engelhard) mit dem Pohlnischen Grafen Branizky. Diese Umstände lassen vermuthen, daß Potemkin wohl selbst Absichten auf die Krone Pohlens haben konnte, aber wahrscheinlich nicht in die Theilung dieses Landes dachte.

Danzig erhielt Friedrich II. bei der ersten Theilung nicht, weil Catharina II. ihre Einwilligung nicht dazu gab; es ist auch nicht die geringste Ursache, zu glauben, daß der König aus Großmuth eine Stadt sollte ausgeschlagen haben, deren Besitz nicht unwichtig war, und die er in der Folge so sehr drückte, wie es jedermann und dem Verfasser dieser Briefe selbst bekannt seyn muß. War das großmüthig? —

Die letzten beiden Theilungen der Pohlnischen Lande sind durch die seichte Politik des Preußischen Cabinets herbei geführt worden. Der Englische Minister Pitt konnte der Kaiserin die bewaffnete Neutralität zur See nie vergeben, und suchte daher die Türken, Schweden und Pohlen gegen Rußland aufzuhetzen. Die Türken eröffneten die Feindseligkeiten im Herbst 1787 und die Schweden im Frühjahr 1788. Friedrich Wilhelm II. suchte den Pohlen begreif-

lich zu machen, daß der Augenblick gekommen sey, das Russische Joch abzuschütteln. Sie gaben seinen Winken Gehör. — Der Russische Minister, Graf Stackelberg, verließ Warschau, — die Preußischen Truppen marschirten bis Memel, und — blieben stehen. Catharina sah dem Spiel ruhig zu. Parturiunt montes et nascitur mus.

Pitt unterdessen zögerte, den Schweden die versprochenen 12 Schiffe zu Hülfe zu schicken und Gustav machte zu Werela Friede, ehe sie ankamen.

Friedrich Wilhelm II. that seiner Seits auch nichts für die Pohlen, sondern rieth ihnen vielmehr, sich mit Rußland wieder auszusöhnen, welches auch geschah. Catharina schickte den Herrn von Sievers nach Warschau, um das Mißverständniß auszugleichen. Wäre dieser Rechtschaffene in Warschau geblieben, so hätte Pohlen wahrscheinlich seine Existenz behalten. Aber eine unselige Cabale vertrieb ihn von seinem Posten und der Graf Igelström wurde sein Nachfolger. Was unter diesem vorging, ist bekannt; aber wundern muß man sich, wie Friedrich Wilhelm II., nachdem er die Pohlen gegen Rußland aufgehetzt, sie dann ihrem Schicksal überlassen, nunmehr selbst gegen sie zu Felde ziehen, und Warschau belagern konnte? — Wie kann der Herr Verfasser einen Satz behaupten, der durch offenbare Thatsachen widerlegt wird? — Warum soll denn Catharina allein die Urheberin von Pohlens Theilung seyn? — Glaubt man denn, daß diese kluge Regentin den Nachtheil nicht sollte eingesehen haben, den diese Theilung für Rußland hatte? — Unstreitig ist dieser Nachtheil aber noch weit größer für Preußen. Wie kam es denn, daß das Berliner Cabinet dies nicht einsah, und die Theilung durch falsch berechnete Schritte herbei führte, anstatt sich ihr aus allen Kräften zu widersetzen? — Der Verfasser mag dies auch recht wohl wissen, denn er sagt im 8ten Briefe Seite 52: Preußen schloß ganz gegen sein wahres Interesse den Vertrag zu Pillnitz und bot die Hände zur Auflösung Pohlens, allen seinen vorigen Versprechungen, die Constitution von diesem Jahre (die sich die Pohlen auf Preußens Veranlassung gaben) aufrecht halten zu wollen, zum Trotz.

B. zu Seite 84.

Zu dieser Cur, die der König in den letzten Tagen seines Lebens wirklich brauchte, wurden besonders ungebohrne Kälber erfordert, die auch mit schweren Kosten angeschafft werden mußten. Von der Haut und den Gedärmen dieser

Kälber wurden Kissen und Polster gemacht, in welche diese zubereitete Lebensluft eingepumpt wurde; auf diesen Polstern mußte der König liegend zubringen — ja, das ganze Zimmer war mit dieser Luft, die der Kranke einathmen sollte, angefüllt.

Daß die ganze Sache ein bloßes Gaukelspiel war, sieht man leicht; aber nicht jedermann ist die Veranlassung dazu bekannt. Folgende Anekdote wird sie erläutern:

Neun Jahre zurück (ohngefähr 1788) wurde in dem Königl. Amte Alvensleben, 2 Meilen von Magdeburg, unter der Direction des General Bischofswerder und des Geheimen Rath Baumann ein Steinkohlenbergwerk errichtet, wozu in dem ersten Jahre die Magdeburgische Kammer die nöthigen Gelder zahlte, welche bis 500,000 Thaler betrugen. Ein Jahr darauf wurde aber dieses Geschäft der Magdeburgischen Kammer abgenommen, und die erforderlichen Gelder wurden unmittelbar vom Könige an den G. R. Baumann ausgezahlt. In den ersten zwey Jahren fand man, daß nur die Oberfläche Kohlen hatte, und daß es versteinerte Holzkohlen waren; mithin mußte dieses Werk eingehen. Folgende Personen waren unter andern dabei angestellt: der gewesene Kaufmann Clemens, der Kriegsrath Pismarr und D. Rüdiger — sämmtlich Mitglieder der Magdeburger Freymaurerloge, und Personen, die Tag und Nacht in der Chymie laborirten. Der Kaufmann Clemens (itzt Bergrath) hatte es am weitesten darinnen gebracht, so daß er in den letzten Jahren zweymal vor dem Könige seine chymischen Versuche ablegen mußte, und sogar dem Könige die Möglichkeit, Gold zu machen, gezeigt haben soll.

An der Stelle des Kohlenwerks war seit 8 Jahren in Alvensleben ein chymisches Laboratorium entstanden, wo sich Leute dieser Art aus den entferntesten Gegenden her versammelten, um daselbst für Königl. Rechnung ihre chymischen Versuche anzustellen und fortzusetzen.

Alvensleben war ein Königl. Domainenamt, welches jährlich 40000 Thaler Pacht gab. Da aber diese Herren ihr Werk gern allein treiben wollten, und zugleich sichere Einkünfte zu ihren Ausgaben zu haben wünschten, so wurde 1795 oder 96 dieses Amt der Magdeburgischen Kammer abgenommen, und zu einem unmittelbaren Bergamt gemacht.

Von diesen Herren, deren Anzahl groß war, und sämmtlich aus der Königl. Casse ein ansehnliches Gehalt zogen, hatte man (1797) einige Personen, unter andern auch den Bergrath Clemens und G. R. Baumann, kommen lassen, welche das Mittel erfunden haben wollten, den König durch eine besonders zubereitete Luft wieder herzustellen. Ob diese Luftfabrikanten es redlich meynten und nur

lich zu machen, daß der Augenblick gekommen sey, das Russische Joch abzuschütteln. Sie gaben seinen Winken Gehör. — Der Russische Minister, Graf Stackelberg, verließ Warschau, — die Preußischen Truppen marschirten bis Memel, und — blieben stehen. Catharina sah dem Spiel ruhig zu. Parturiunt montes et nascitur ridiculus.

Pitt unterdessen zögerte, den Schweden die versprochenen 12 Schiffe zu Hülfe zu schicken und Gustav machte zu Werela Friede, ehe sie ankamen.

Friedrich Wilhelm II. that seiner Seits auch nichts für die Pohlen, sondern rieth ihnen vielmehr, sich mit Rußland wieder auszusöhnen, welches auch geschah. Catharina schickte den Herrn von Sievers nach Warschau, um das Mißverständniß auszugleichen. Wäre dieser Rechtschaffene in Warschau geblieben, so hätte Pohlen wahrscheinlich seine Existenz behalten. Aber eine unselige Cabale vertrieb ihn von seinem Posten und der Graf Igelström wurde sein Nachfolger. Was unter diesem vorging, ist bekannt; aber wundern muß man sich, wie Friedrich Wilhelm II., nachdem er die Pohlen gegen Rußland aufgehetzt, sie dann ihrem Schicksal überlassen, nunmehr selbst gegen sie zu Felde ziehen, und Warschau belagern konnte? — Wie kann der Herr Verfasser einen Satz behaupten, der durch offenbare Thatsachen widerlegt wird? — Warum soll denn Catharina allein die Urheberin von Pohlens Theilung seyn? — Glaubt man denn, daß diese kluge Regentin den Nachtheil nicht sollte eingesehen haben, den diese Theilung für Rußland hatte? — Unstreitig ist dieser Nachtheil aber noch weit größer für Preußen. Wie kam es denn, daß das Berliner Cabinet dies nicht einsah, und die Theilung durch falsch berechnete Schritte herbei führte, anstatt sich ihr aus allen Kräften zu widersetzen? — Der Verfasser mag dies auch recht wohl wissen, denn er sagt im 8ten Briefe Seite 52: Preußen schloß ganz gegen sein wahres Interesse den Vertrag zu Pillnitz und bot die Hände zur Auflösung Pohlens, allen seinen vorigen Versprechungen, die Constitution von diesem Jahre (die sich die Pohlen auf Preußens Veranlassung gaben) aufrecht halten zu wollen, zum Trotz.

B. zu Seite 84.

Zu dieser Cur, die der König in den letzten Tagen seines Lebens wirklich brauchte, wurden besonders ungebohrne Kälber erfordert, die auch mit schweren Kosten angeschafft werden mußten. Von der Haut und den Gedärmen dieser

er wurden Kissen und Polster gemacht, in welche diese
eitete Lebensluft eingepumpt wurde; auf diesen Polstern
e der König liegend zubringen — ja, das ganze Zim-
war mit dieser Luft, die der Kranke einathmen sollte,
üllt.

Daß die ganze Sache ein bloßes Gaukelspiel war, sieht
leicht; aber nicht jedermann ist die Veranlassung dazu
nt. Folgende Anekdote wird sie erläutern:

Neun Jahre zurück (ohngefähr 1788) wurde in dem Kö-
Amte Alvensleben, 2 Meilen von Magdeburg, unter
Direction des General Bischofswerder und des Ge-
n Rath Baumann ein Steinkohlenbergwerk errichtet,
in dem ersten Jahre die Magdeburgische Kammer die
gen Gelder zahlte, welche bis 500,000 Thaler betru-

Ein Jahr darauf wurde aber dieses Geschäft der
deburgischen Kammer abgenommen, und die erforderli-
Gelder wurden unmittelbar vom Könige an den G. R.
man ausgezahlt. In den ersten zwey Jahren fand
daß nur die Oberfläche Kohlen hatte, und daß es
inerte Holzkohlen waren; mithin mußte dieses Werk
den. Folgende Personen waren unter andern dabei an-
lt: der gewesene Kaufmann Clemens, der Krieges-
Pismarr und D. Rüdiger — sämmtlich Mitglie-
er Magdeburger Freymaurerloge, und Personen, die
und Nacht in der Chymie laborirten. Der Kaufmann
nens (itzt Bergrath) hatte es am weitesten darinnen
cht, so daß er in den letzten Jahren zweymal vor dem
ge seine chymischen Versuche ablegen mußte, und sogar
Könige die Möglichkeit, Gold zu machen, gezeigt ha-
soll.

An der Stelle des Kohlenwerks war seit 8 Jahren in
sleben ein chymisches Laboratorium entstanden, wo
leute dieser Art aus den entferntesten Gegenden her
ammelten, um daselbst für Königl. Rechnung ihre chymi-
Versuche anzustellen und fortzusetzen.

Alvensleben war ein Königl. Domainenamt, welches
ch 40000 Thaler Pacht gab. Da aber diese Herren ihr
gern allein treiben wollten, und zugleich sichere Ein-
e zu ihren Ausgaben zu haben wünschten, so wurde
oder 96 dieses Amt der Magdeburgischen Kammer ab-
ommen, und zu einem unmittelbaren Bergamt gemacht.
Von diesen Herren, deren Anzahl groß war, und
tlich aus der Königl. Casse ein ansehnliches Gehalt zo-
hatte man (1797) einige Personen, unter andern auch
Bergrath Clemens und G. R. Baumann, kommen
, welche das Mittel erfunden haben wollten, den Kö-
durch eine besonders zubereitete Luft wieder herzustel-
Ob diese Luftfabrikanten es redlich meynten und nur

in einem falschen Wahn standen, oder ob sie Betrug und Täuschung zum Zweck hatten, lasse ich an seinen Ort gestellt seyn. Das Gaukelspiel endigte sich mit dem Tode des Königs.

C. zu Seite 120.

Diese Verständigung ist so zu verstehen: Der damals in Frankreich regierende Erste Consul sah die Unmöglichkeit, Malta mit Truppen und den nöthigen Kriegs und Mundbedürfnissen zu unterstützen, und berechnete also voraus, daß es in die Hände der Engländer fallen müßte. Er faßte daher den Entschluß, den Engländern diese Eroberungen zu verbittern und einen wesentlichen Vortheil für Frankreich daraus zu ziehen.

Da Napoleon wohl wußte, daß das Großmeisterthum eine Lieblingspuppe Pauls I. war, so baute Er darauf Seinen Plan. Er ließ daher unter den in Frankreich sich befindenden Russischen Gefangenen einen Officier suchen, der von seinem Kayser persönlich gekannt war. Diesen fand Er (mit Uebergehung einiger Generale) in der Person des Brigade-Major Sergejef. Er ließ ihn nach Paris kommen, und befahl ihm, sich zu einer Reise nach St. Petersburg fertig zu machen, wozu er Geld und alles Nöthige erhielt. Er gab ihm einen Brief an Paul I. und Talleyrand fügte noch einen an den damaligen Vice-Canzler, Grafen Panin, hinzu. Sergejef reiste also im September 1800 über Frankfurt, Leipzig, Berlin nach St. Petersburg. Da aber Paul I. im April dieses Jahres allen seinen Ministern im Auslande verboten, Pässe zu ertheilen, so wurde Sergejef von dem R. K. Gesandten, Baron Krüdener, an den er sich dieserwegen wandte, in Berlin aufgehalten. Der Minister schickte dem Kaiser mit einem Courier die Depeschen, worinnen, wie die Folge erwies, die Französische Regierung sich erbot:

1) Malta den R. K. Truppen zu übergeben und also den Kaiser in seine Rechte als Großmeister einzusetzen; 2) die in der Schweitz und in Holland gemachten Russischen Gefangenen ohne Lösegeld zurückzugeben, sie neu zu kleiden und als brave Soldaten mit Ober- und Untergewehr ausziehen zu lassen.

Diese Vorschläge waren sehr geschickt, um Pauls Gunst und Freundschaft zu erhalten, und verfehlten auch ihren Zweck nicht. Der Courier wurde gleich wieder nach Berlin zurückgeschickt, und brachte dem Major Sergejef den Befehl, seine Antwort dem Ersten Consul unverzüglich selbst zu überbringen, und den Gefangenen ihre Befreyung

nd Wiederaufnahme im Dienst von welchen sie ausgestri-
ben waren) anzukündigen.

Das, was eine kluge Politik vorausgesehen hatte, ge-
chah. Paul trank, wie man sagte, die Gesundheit Na-
oleons, und erklärte Ihn für einen großen Mann. Die
Engländer nahmen unterdessen Malta, und gaben es dem
ussischen Kaiser — nicht. Paul I. trotzte auf seine
echte, brach in Feuer und Flammen aus, erklärte den
Engländern den Krieg, legte Beschlag auf alles Englische
Eigenthum, obgleich in den Verträgen genau bestimmt war,
aß, im Fall eines Bruchs zwischen beiden Regierungen, den
egenseitigen Unterthanen ein Jahr vergönnt seyn sollte, um
re Geschäfte in Ordnung zu bringen und sich nach Hause
u begeben. Der Vice-Canzler, welcher gegen diese stren-
en Maaßregeln Vorstellungen machte, verlor seine Stelle.

Dies wird hoffentlich genug seyn, um die Verstän-
igung zu verständigen, und zu beweisen, daß kleine
rsachen öfters sehr große Wirkungen hervorbringen, wel-
he wohl die Profanen, aber nicht die Eingeweihten täu-
chen können. Es bleibt immer Vorwitz, über Wirkungen
u urtheilen, ohne die Ursachen zu kennen; aber es gehört
ir zum guten Ton, alles wissen zu wollen.

D. zu Seite 120.

Es ist eine mißliche Sache, wenn Uneingeweihte über
as Staats-Interesse fremder Länder Urtheile fällen. Eng-
nd ist Rußlands Fuhrmann, indem seine Schiffe die
ussischen rohen Erzeugnisse abholen, und sie theils selbst
erarbeiten, theils andern Völkern zuführen. Da Rußland
icht Hände genug hat, und, seiner physischen Lage und
atur nach, nie genug haben kann, um diese Erzeugnisse
lbst zu verarbeiten und auch auszuführen, so ist der Eng-
sche Handlungsgeist diesem Lande nicht allein nicht schäd-
ch, sondern vielmehr nützlich, weil er den Absatz seiner
ohen Produkte befördert. Rußland ist eine Landmacht,
nd muß es auch bleiben, wenn es seine Größe erhalten
ill. Einer kann nicht alles seyn, und die Erfahrung lehrt
us, daß derjenige, der viel unternimmt, es in keiner Sa-
e zur Vollkommenheit bringt, sondern immer ein Pfuscher
leibt. Rußland braucht Soldaten und Landbauer; seine
ahlreichen und schiffbaren Flüsse schaffen ihm ein starkes
erkehr im Lande, wozu überdies noch eine große Anzahl
uhrleute gebraucht werden. Wollte Rußland in seiner jetzi-
en Lage mit England auch im Fabrik- und Seewesen wett-
fern, so würde es nicht Hände genug haben, um den
ckerbau und das innere Verkehr zu betreiben; auch würde

es seine Kriegsheere nicht vollzählig erhalten können, ohne welche es bald ohnmächtig werden und seinen behaupteten Platz unter den Staaten verlieren würde.

Uebrigens sind Manufacturisten und Kaufleute schlechte Krieger und werden leicht von Ackerleuten überwunden. Die Inseln liefern gute Matrosen — das feste Land gute Soldaten, wenn der Schuster nicht bei seinem Leisten bleibt, so geht alles den Krebsgang. — Rußland hat alle Bedürfnisse des Lebens im Ueberfluß; die Natur ist daselbst so ergiebig, daß die Menschen ohne große Anstrengung ihr Leben fristen können. Wenn es seine rohen Erzeugnisse selbst verarbeiten wollte, so würde das Verkehr mit dem Auslande aufhören, weil kein Tauschhandel mehr statt fände. Die wirklichen Bedürfnisse, die es braucht, sind: Tuch, seidene Waaren, feine Leinewand, Wein und einige kleine Fabrikate. Wenn die Regierung, nicht die Einfuhr, sondern den wirklichen Gebrauch des unnützen Tandes im Lande, verbieten wollte, so würde die Bilanz immer zu seinem Vortheil seyn. Die strengen Verbote der Einfuhr und der hohe Zoll für Luxuswaaren, die man in jeder Bude verkaufen und öffentlich tragen darf, nützen zu nichts, als die Unterthanen anzureizen, verbotene Waaren heimlich einzuführen, und sich wegen des hohen Zolls mit den schlechtbezahlten Grenzwächtern zu verstehen. Doch, über diese Sache, die jedem in die Augen fällt, sind die Meinungen sehr getheilt und werden auch nicht leicht vereiniget werden können. Der Regent braucht Geld, und sucht seine Einkünfte zu vermehren, der Kaufmann verlangt freyen Handel, um ungestört sein Wesen treiben zu dürfen; der Fabrikant bittet um Verbot, damit er sein Fabrikat höher anschlagen könne; der Schlemmer trachtet nur nach den Früchten fremder Zonen und verkürzt sich dadurch das Leben; die galanten Herren und Damen fühlen sich nur dann glücklich, wenn sie in neumodischen Plunder gehüllt und mit leeren Taschen einhergehen; unsere Gelehrten, die theoretisch alles besser wissen, als die durch Erfahrung gewitzigten Männer, tadeln den einen wie den andern, wollen Königen regieren, Kaufleuten handeln, den Bauern ackern, den Schustern Kleider, und den Schneidern Schuhe machen lehren — kurz, die Menschen sind Kinder, die von einem strengen Vater in der Zucht erhalten werden müssen, wenn sie nicht ausarten sollen.

E. zu Seite 120. ***

Ueber den Tod Pauls I. haben die Ausländer sehr ver-
chieden geurtheilt. — Er wurde eben so sehr bedauert,
ls man ihn lebend tadelte; dies geht auch ganz natürlich
u. Der Mord eines gesalbten Hauptes ist eine Idee, die
eden Rechtschaffenen zurückscheucht und empört; wer diese
chwarze That ausführen will, muß entweder ein einge-
eischter Teufel seyn, oder die Verzweiflung muß ihn dazu
ringen. Wenn man die Handlungen des unglücklichen Mo-
archen während seiner vierjährigen Regierung unbefangen
etrachtet, so sieht man leicht, daß nur das Letzte den Ent-
hluß der Verschwornen zur Reife gebracht haben kann.

Paul I. hatte neben seinen vielen Privat- und Regen-
en-Tugenden einige Naturfehler, die alle Menschen, von
iner Gemahlin an bis zu dem Geringsten seiner Unter-
anen, höchst unglücklich machten; dies waren 1) seine
oldatenspielerey, 2) sein kleinlicher Stolz, und 3) seine
eftigkeit. Wir wollen dies auseinander setzen.

1) Während den letzten Regierungs-Jahren Cathari-
ens waren bei der Armee viele Mißbräuche und Ver-
ntreuungen eingeschlichen, die wieder abgeschafft werden
ußten. Dies würde dem raschen Geiste dieses Monarchen
ch gelungen seyn, wenn er die Geduld gehabt hätte,
les genau zu untersuchen, und die Schuldigen zur Re-
enschaft zu ziehen. Aber das war nicht seine Sache —
strafte das geringste Versehen, wie das größte Ver-
echen — öfters aus bloßem Verdacht oder auf Anfeindun-
n; selten (oder vielleicht nie) ließ Er den Richtern Zeit,
Anklage gehörig zu untersuchen. — Seine Soldatenspie-
ey, die er von seinem Vater geerbt hatte, vermehrte das
bel. Kaum hatte Catharina die Augen geschlossen, so
er eine Menge Truppen nach St. Petersburg, gleich als
der Stadt eine Belagerung bevorstünde. Manches Haus
tte 70 bis 100 Mann Einquartierung. Das ganze offene
tersburg wurde mitten im Winter mit Pallisaden umge-
— der Eingang nach Catharinenhof wurde sogar gesperrt
kein Dienender durfte zum Thor hinaus spatzieren fahren,
e ein Billet von seinem Vorgesetzten vorzuzeigen — alle
ige, Kaufleute und Privatpersonen, mußten am Thore
e halten und dem wachthabenden Officier ihre Namen
en lassen — dann rufte ein Unterofficier der Schildwache
Laß durch. — Das Exercieren der Soldaten auf Preu-
hen Fuß wurde sehr emsig betrieben — alle Häuser auf
r Seite der großen Million, vom Schloßplatz an bis zum
al, wurden niedergerissen und ein Exercierhaus dafür
gebaut — die Eigenthümer mußten ihre Häuser der
ne verkaufen, sie mochten ihnen feil seyn oder nicht. —
temkin hatte die Soldaten warm und bequem geklei-

det, und den unnützen Tand, als: Puder, Pomade, Haarlocken, Zopf u. s. w. abgeschafft. Dies wurde gleich geändert; die ganze Armee mußte die alte Preußische Uniform unter Friedrich II. anziehen, wieder Locken und Zöpfe tragen, sich pomadiren und puderu — dies geschah mit vieler Hast und großen Kosten, denn man wartete nicht, bis die Montirung abgetragen war. Ein General, der vor dem Kaiser in Catharinens Uniform erschien, bekam sicher ein scheeles Gesicht, oder wohl gar Verweise. Auch wurde der Preußische Corporeldienst, der den Russen so zuwider war, mit großer Pünktlichkeit eingeführt — wer darinnen etwas versah, der wurde öfters um einen falschen Fußtritt aus dem Dienst gejagt oder in ein entferntes Regiment versetzt. Diese kleinliche Strenge bewog eine große Menge Officiere, um die Entlassung zu bitten. Anfänglich erhielt man sie leicht. Wie aber die Menge der Abgehenden täglich zunahm, so wurde festgesetzt, daß künftig nur in den letzten vier Monaten des Jahres der Abschied verlangt werden durfte. Die Armee verlor eine große Anzahl guter Officiere, worunter sich selbst Suworow befand.

2) Sein kleinlicher Stolz war in dem Orte, wo er sich befand, allen Einwohnern sehr lästig. Wenn Catharine spazieren fuhr, lief ein jeder, sie zu sehen; man grüßte so gern, weil sie diejenigen, die es unterließen, oder versahen, nicht bemerkte. Bei ihrem Nachfolger war es umgekehrt; er verlangte Ehrerbietung, und bildete sich bei dem geringsten Verstoß dagegen ein, daß es absichtlich geschehen wäre. Man mußte stille halten, aus dem Wagen steigen, Pelz und Mantel zurück lassen, das Wetter möchte seyn, wie es wollte, und dann so lange stehen, bis Er vorüber war — auch das schöne Geschlecht mußte sich diesem Zwange unterwerfen. Wer hierbei etwas versah, wurde angehalten, ins Policeyhaus gebracht, und, nach Beschaffenheit der Umstände, mit Arrest oder Leibeszüchtigung bestraft. Hielt der Wagen nicht zeitig genug stille, so fiel die Strafe auf den Kutscher und Bedienten; unterließ man das Aussteigen oder kam zu spät, so fiel die Schuld auf den Herrn oder die Dame. Kurz, die Sache kam bald so weit, daß ohne ein dringendes Bedürfniß niemand in den Stunden, wo man dem Kaiser begegnen konnte, ausfuhr, sondern man wählte eine Zeit, wo man nichts zu befürchten hatte. Auch die geringsten Leute waren nicht davon ausgenommen. Kam ein Bauer in die Stadt und hielt nicht vor dem ihm unbekannten Monarchen still oder behielt die Mütze auf dem Kopfe, so ging es ihm wie jedem andern. Der Leser wird sich leicht vorstellen können, wie widrig der Eindruck seyn mußte, den die Bekanntwerdung solcher Vorfälle auf die Einwohner machte. Es war daher ganz natürlich, daß die Furcht, unverschuldet

bestraft

ſt zu werden, alle Gemüther von dem unglücklichen
rchen abzog. Es ſcheint, daß ein Unglücksſtern über
ewaltet; Er wollte das Gute, und machte alles ver-

Hierzu kam noch
) ſeine Heftigkeit, die vollends alles verdarb. Dies war
uflodernde und unbändige Hitze, die ihn, auch bei dem
nteſten Widerſpruch, in Wuth und Raſerey verſetzte.
alte es für einen Naturfehler, oder vielleicht war es
rankheit; denn er hat manchmal, wenn die Hitze
er war, ſeine Uebereilungen bereut und wieder gut zu
n geſucht; öfters aber hinderte ihn der kleinliche
, ſeine Fehler zu bekennen. — In den Anfällen von
aufen geſchah es, daß er ſeine beſten Freunde und die
chaffenſten Männer ohne Unterſuchung von ſich jagte,
ohl gar hart behandelte. Ja, der geringſte Menſch
r nicht ſicher auf der Straße wandeln, wo er immer
hten mußte, beſtraft zu werden, wenn ihm der Monarch
nurhet begegnete und der Huth nicht zu rechter Zeit
ommen wurde. Beyſpiele dieſer Art waren ſo häufig,
aß ſie nicht unter Großen und Kleinen eine widrige
nung hätten hervorbringen ſollen; ſie ſind auch
kannt, als daß es nöthig wäre, ſie einzeln anzu-
.

Seine Strenge würde niemand getadelt haben, wenn er
gebrachten Klagen hätte unterſuchen laſſen. Dies ge-
auch eine Zeitlang, ſo lange nämlich der Graf Bux-
en General-Gouverneur von Petersburg war, wel-
einen Monarchen von Machtſprüchen abzuhalten ſuchte,
virklich abhielt, und gemeiniglich die erſten Ausbrüche
Zorns über ſich ausſchütten ließ. Dieſer Rechtſchaf-
urde ohne die geringſte Urſache fortgeſchickt, blos um
Gemahlinn willen, welche als eine Freundinn der
in Nelidof von Petersburg verwieſen wurde. Die
hatte nemlich, in Verbindung mit der Kaiſerin, einer
ten Laune entgegen gearbeitet, die der Kaiſer bei der
ng in Moskau zu der Fräulein Lopuchin (nachmali-
ürſtinn Gagarin) gefaßt.
Man kann dieſe Begebenheit als die Quelle anſehen, aus
ie nachmaligen Machtſprüche des Monarchen und ſein
kliches Ende floſſen. Die Fräulein Nelidof war
); ſie feſſelte aber mit ihrem Geiſt Paul I. ſchon
roßfürſt. Wie Er auf den Thron gelangte, zog Er
räulein ſehr hervor, und erzeigte ihr alle nur mögli-
chtung. Sie arbeitete aus allen Kräften, in Verbin-
mit der Kaiſerin und dem Grafen Buxhöwden, die
ernde Hitze des Monarchen zu beſänftigen und ihn wie-
ſich zu bringen.

Der Graf von der Pahlen bekam nach Buxhövdens Entfernung die Stelle als General, Gouverneur zu St. Petersburg. Da er aber weder das Gewicht seines Vorgängers, noch den Muth hatte, den Zorn des Monarchen auf sich zu laden, so folgten nunmehr Machtsprüche auf Machtsprüche, die Pahlen in Erfüllung bringen lassen mußte. Sein Vorgänger hatte einen Vortheil, der diesen abging; dies war die Bemühung der Kaiserinn und der Fräulein Nelidof, welche kein Mittel unversucht ließen, um Pauls I. heftiges Temperament zu mäßigen, und die Ausbrüche desselben mit Bitten und Sanftmuth zu verhindern. Dieser Damm war durchbrochen oder vielmehr ganz niedergerissen — das gute Verhältniß zwischen Mann und Frau war zerstört — die Fräulein N. und Buxhövden waren fort — Pahlen stund allein da — niemand unterstützte ihn — er fügte sich also in den Willen des unumschränkten Herrn und that, was er befahl.

Auf diese Art folgte eine Uebereilung auf die andere — um jemand zu stürzen, durfte man ihn nur anklagen — der Kaiser strafte, ohne zu untersuchen, ob der Angeklagte auch schuldig sey. — Mancher Ruhigschlafende wurde des Nachts aus seinem Bette gerissen, viele hundert Werste fortgeschleppt und in eine Vestung gesperrt. Dies wiederfuhr einem alten 72jährigen Bürgermeister in Reval, der im späten Herbst durch einen Feldjäger nach Petersburg geholt wurde. Er war falsch angeklagt; Pahlen verschaffte ihm die Mittel sich zu rechtfertigen; er wurde entlassen und kam mit dem Schreck davon, welcher ihn bald darauf ins Grab stürzte. — Es vergingen wenige Wochen, daß nicht ähnliche Auftritte vorfielen. Nach der Ursache fragte endlich niemand mehr; denn man nahm als bekannt an, daß diese Machtsprüche von Laune oder Anfeindung herrührten. Hiezu kam noch, daß kein rechtschaffener Mann mehr dienen wollte, und daß die Verwiesenen Nichtswürdige zu Nachfolgern erhielten, welche den unglücklichen Monarchen oft selbst durch falsche Anklagen zum Zorne reizten, und die ausübenden Werkzeuge seiner Befehle wurden. Was Wunder also, daß nach vollendeter Catastrophe ein jeder, vom Größten bis zum Kleinsten, sich wie neu gebohren fühlte, ob er gleich in seinem Herzen die Werkzeuge verabscheute, die die That vollbracht hatten. Man kann mit Wahrheit behaupten, daß über Pauls I. Tode jeder Rechtschaffene in seinem Busen Abscheu gegen die Mörder und Freude über die Erlösung vom Uebel fühlte.

Man muß sich sehr wundern, wie hungrige Scribler sich bemühr, die Art und Weise dieses Vorgangs der Welt mit einer Zuversicht mitzutheilen, gleich als ob sie Augen-

n gewesen wären. Da die Theilnehmer dieser That Gefühle vorher in Wein ertränkten, so wissen sie selbst , was alles dabei vorgefallen, und weichen in ihren lungen von einander ab, welches im Grunde auch ei- ist, denn die Sache bleibt immer dieselbe. Aber so ann man doch mit Wahrscheinlichkeit behaupten, daß roßer Theil davon keine Bösewichter waren, sonst hät- ie nicht nöthig gehabt, vorher den Muth zur Ausfüh- aus Gläsern einzuschlürfen. Ueberdies lag wahrscheinlich Nord des Kaisers nicht in dem Plane der Verschwor- sondern war nur eine Folge der Widersetzlichkeit des icklichen Monarchen, der sich nicht gefangen nehmen wollte. Auch sehe ich nicht ein, warum man die Eng- r als Anstifter der schwarzen That aufstellen will? — Hauptpersonen der Verschwörung sind zu reich, als ie mit Geld hätten können erkauft werden; die übri- waren blos Werkzeuge. Alle aber hatten weit wichtigere gungsgründe — die mehresten, vielleicht alle, hatten Unglück gehabt, vom Dienste ausgeschlossen zu seyn. nige, welcher weiß, was es zu bedeuten hatte, unter l von der Liste der Dienenden ausgestrichen zu werden, eiß auch, das ein solcher Mann weder in Petersburg in Moskau, sondern nur auf dem Dorfe leben konnte, er eins hatte. War er einmal dort, so durfte er nicht er Stelle, denn niemand wagte es, ihm einen Paß ben, ohne welchen man in der Regel in Rußland nicht kann. — Kurz ein vom Dienst Ausgeschlossener war sam geächtet. Diejenigen, welche keine Güter und kein hatten, waren in der größten Verlegenheit, einen uthalt zu finden, und mußten in Verzweiflung gerathen, sich nicht Edeldenkende über sie erbarmten und sie hmen, welches noch dazu mit großer Vorsicht geschehen mußte.

Dies wird hoffentlich genug seyn, um einzusehen, wie I. nach und nach die Liebe seiner Unterthanen verlor allgemein gehaßt wurde, und wie die Selbsterhaltung Menschen zu Ausübung einer schwarzen That verleiten

Wie viel Unglückliche hat Alexander nicht aus rien erlöst, die dies harte Loos nicht verdient hatten! Schuldige gab es ganz gewiß darunter; aber der Ge- , ungehört und ungerichtet, verdammt, gestraft, nach rien geschickt zu werden, empörte jeden Menschen, um mehr, da es niemand wagen durfte, dem Kaiser zu rsprechen.

F. zu Seite 121.

Es ist schon in der vorhergehenden Note E. gezeigt worden, daß sich der Verfasser gewaltig irrt, wenn er den Engländern oder Englischgesinnten in Rußland Pauls Fall zuschreibt. Aber es ist nun einmal Mode, sich zu großen Begebenheiten Ursachen zu denken, die in unsern Kram passen; doch sollte man sie wenigstens der Welt nicht als Wahrheit aufbürden. Unkundige zu hintergehen, ist sehr leicht; aber einmal verbreitete Unwahrheiten über gewisse Dinge sind eben so schwer wieder auszurotten, als Vorurtheile, die der Mensch in seiner Jugend angenommen hat.

G. zu Seite 121. **

Daß Rußland die Gewaltthätigkeiten der Engländer auf der See nicht mit gleichgültigen Augen ansieht, beweist die bewaffnete Neutralität, welche Catharina II. mit verschiedenen Mächten abschloß, um diesem Unfuge zu steuern. Unglücklicherweise ist es aber mit Catharinens bewaffneter Neutralität zur See, wie mit Friedrichs II. deutschem Fürstenbunde gegangen. Sie sind beyde, während der Revolution in Vergessenheit gerathen — wären sie aufrecht erhalten worden, so würde wahrscheinlich manches nicht geschehen seyn, worüber wir itzt weinen müssen. Daraus folgt aber nicht, daß die Behauptung des Herrn Verfassers gegründet sey; die Note D. wird ihn über Rußlands Interesse hoffentlich eines bessern belehrt haben.

H. zu Seite 285.

Hat der Verfasser wohl berechnet, wie groß ein König von Preußen wachsen müßte, wenn Er den Nordischen Riesen auf die Finger klopfen wollte? — Hat er die preußischen Heere mit dem Nordischen verglichen? — ihre innere Kraft, ihre Zahl gegen einander gehalten? — die Hülfsquellen untersucht, die Preußen haben müßte, um gegen den Riesen mit Erfolg aufzutreten? — Würden die Sandmänner es lange mit den Schneemännern aushalten können? — Diese Fragen wären sehr zu beherzigen, ehe man ans Fin-

erklopfen denken wollte. — Spitzige Worte sind ja keine Bajonette, und — das nordische Eisen soll sehr kalt ſeyn.

I. zu Seite 286.

Möchte doch der Sohn in diesem Stücke dem Vater nachgeahmt und seine Briefe nicht mit einer Menge fremder Ausdrücke bespickt haben, die er, wenige ausgenommen, gewiß sehr gut hätte deutsch sagen können. Daß der Herr Verfasser es im Stande gewesen wäre, ist kein Zweifel, denn er giebt auf jeder Seite Proben seiner Sprachkenntniß. Aber, wenn es nicht etwan Ziererey ist, mit fremden Tand zu spielen, so möchte man beinahe glauben, daß in Deutschland die Verderbniß bis in die Sprache gedrungen sey. So steht z. B. S. 287, daß einige Generale durch ihre Genialität sich selbst zu Feldherren bildeten. Konnte es nicht eben so gut durch natürliche Anlagen oder Fähigkeiten geschehen? — Genialität ist weder deutsch noch französisch — warum wollen wir also unsere Sprache mit Worten bereichern, die wir nicht brauchen, und die für uns keinen Sinn haben? — Doch über diesen Punct werden die Deutschen wohl nie einig werden — sie hängen zu sehr an Wort- und Sinnklaubereyen, und schmücken sich noch obendrein gern mit fremden Federn — sie wollen alles recht ästherisch machen und sagen.

K. zu Seite 289.

Der Verfasser scheint also selbst einzugestehen, daß es auch für Deutschlands Handel schlimme Folgen haben könne, wenn die Verbindung mit England ganz aufgehoben würde? — Konnte man überhaupt etwas anders erwarten, nachdem Preußen Hannover in Besitz genommen hatte? — Worauf beruht denn eigentlich die englische merkantilische Universalde spotie? — Können die Engländer uns zwingen, ihre Fabrikate zu tragen? — Ist es nicht unser eigener Wille, fremdes Gut unsern deutschen Erzeugnissen vorzuziehen? — Ist unsere Sucht nach fremden Waaren etwas anders, als die Sucht nach fremden Worten? — So wenig, als man

auch Englischgesinnt zu seyn braucht, so kann man es doch diesen Insulanern nicht verdenken, daß sie sich unsere Thorheit zu Nutze machen, uns für unser Geld befiedern, mit unserer Wolle betuchen, und über unser kindisches Wesen lachen. Wir wollen's ja nicht besser haben. Konnte es Friedrich der Große mit aller Kraft wohl je dahin bringen, seinen Brandenburgern ein unnützes Getränk, den Kaffee, abzugewöhnen?

Nachschrift des Verfassers.

Meine Briefe sind gedruckt; werden sie schaden? werden sie nützen? werden sie beleidigen? das frage ich mich selbst. Dem Preußischen Staat habe ich Vieles zu verdanken, wie könnte ich ihm schaden wollen? Vor dem Kriege hätte ich diese Briefe nie drucken lassen, da sie Mängel aufdecken, die der Feind benutzen könnte. Jetzt aber, da der Preußische Staat aufgelöst ist; warum sollte man nicht die Ursachen seines Falls aufdecken? Was schadet's dem Todten, wenn er zur Belehrung anderer operirt wird? Das gilt nicht der Preußischen Nation und ihrer bürgerlichen Verfassung, sondern der bisherigen Staatsform und ihren Grundprinzipen. Diese muß nach dem Frieden besser organisirt werden; soll darüber der gute Unterthan nicht seine Meynung sagen?

Niemanden, am wenigsten die Personen, welche das Staatsruder führten, habe ich beleidigen wollen, ich sah in ihnen den Menschen und den Staatsmann; ich habe nur zuweilen den letzteren getadelt.

Der Gram über den beynah vernichteten Preußischen Staat und über die unglückliche Hohenzollersche Familie hat mir diese Briefe diktirt; weder Haß noch Bosheit, sondern reiner Patriotismus, war die Veranlassung dazu; bin ich daher hin und wieder zu bitter gewesen, so schreibt es auf die Rechnung der Vaterlandsliebe, Ihr Zeitgenossen, denn Ihr denkt und fühlt wie ich.

Nachschrift des Herausgebers.

Der Verfasser dieser Briefe hat aus den besten Quellen geschöpft, und das Büchlein enthält nach seiner Ueberzeugung reine Wahrheit. Indessen sind hier und da Gerüchte und Anekdoten, welche wohl zum Theil Erfindungen des Publikums seyn mögen, nacherzählt, und da der Inhalt Eile forderte, als solche anzugeben vergessen worden. Dies betrifft besonders die neuere Epoche, wo es schon an sich selbst für den Zeitgenossen unmöglich ist, das Wahre vom Falschen augenblicklich zu unterscheiden, und er muß es dem spätern Geschichtsschreiber überlassen, durch Mährchen und Dichtung eine Wahrheitslinie zu bahnen. Für den Forschenden sind übrigens dergleichen Gerüchte nicht unnöthig, denn sey die Wahrheit auch sehr versteckt, so ist doch bestimmt welche darin. Auch hat das Werkchen dadurch an Mannichfaltigkeit gewonnen.

Der Verfasser wird sich beeifern, bei dem 2ten Theil auf die möglichste Reinigung des ersten Rücksicht zu nehmen, und daher in jenem zuweilen auf diesen zurückkommen müssen. Auch sollen die Lücken, welche entstanden, und hernach erst bemerkt worden sind, ergänzt werden.

Die Data und Facta des 2ten Theils sammelt der Verfasser an Ort und Stelle, und hat sich deshalb schon vor geraumer Zeit nach dem Kriegsschauplatze begeben.